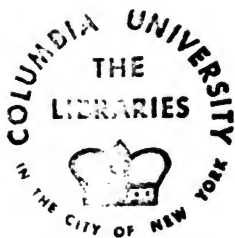


*image
not
available*



GENERAL
LIBRARY

Reise-Erinnerungen

aus

S p a n i e n.





Edmund Wodiczka d. N. 80m

ESPARTO - EBENE BEI BAZA.

Lith. Anst. v. J. G. Bach, Leipzig

Reise-Erinnerungen

aus

Spanien

von

E. A. Rossmäßler.



Zweiter Band.

Mit lithographirten, nach der Natur von E. Wodick aufgenommenen
Landschaften in Condruck, und Abbildungen in Holzschnitt, nebst
einer Bewässerungskarte.

Leipzig,
Germann Costenoble.
1854.

DP
41
.R82
v. 2

535023-9A

OCT 25 1978

8VT

XI.

Espartoebene, Anwendungen des Esparto; Cullar de Baza; Hoya de Baza; Baza; Venta del Baul, naturwissenschaftliche Excursion; spanisches Brod und spanischer Weg nach einem Regen. Anblick der Sierra Nevada; Guadir.

Am frühen Morgen des 29. April verließen wir die Venta de las Bertientes. Nach mehrstündigem Fahren durch das immer gleiche und doch für den Aufmerksamen immer abwechselnde Bergland lernte ich die erste echte Espartosteppe kennen. So weit das Auge reichte, bis es an den gewöhnlichen Sierrenhintergrunde abprallte, sah es nichts als eine weißgraue Ebene, welche in der Nähe mit einzeln, aber doch ziemlich nahe beisammenstehenden Espartostöcken bedeckt war, in der Ferne aber durch deren perspektivisches Zusammenrücken durch sie einen braungrünen graulich schimmernden Anstrich erhielt. Ist gleich der Esparto, *Macrochloa tenacissima*, ein Gras, so bildet er doch keinen geschlossenen Rasen. Vielmehr stehen seine etwa 1 bis 2 Fuß Durchmesser habenden Stöcke einzeln und zwar immer auf kleinen Erdhügelchen. Die äußersten abgestorbenen zurückgekrümmten Blätter bilden einen grauen mit Staub und Moder bedeckten Kranz, während die lebenden, jetzt aber nur erst noch die vorjährigen, zwar

nicht steif, aber doch nur schwach gebogen aufrecht stehen und etwa 1 Elle lang sind. Sie haben etwa die Dicke einer starken Stricknadel und sind vollkommen so rund und glatt wie diese; fast wie feine Binsen, nur eben nicht so steif und gerade. Junge diesjährige Blätter habe ich nicht zu sehen bekommen. Sie sind ohne Zweifel flach, wie es Grasblätter gewöhnlich sind. Denn auch die vorjährigen sind nicht sowohl an sich rund als vielmehr zusammengerollt, denn wenn man eins mit einem scharfen Messer quer durchschneidet und den Querschnitt mit einer Lupe ansieht, so bemerkt man, daß der Durchschnitt bis auf die Mitte gespalten ist, indem sich in dieser Spaltlinie die 2 Hälften der eigentlichen Oberseite des Blattes dicht aneinander legen. Diesem Verhältniß muß nothwendig das ganze Blatt entlang ein Längsspalt entsprechen, der aber so fein ist, daß er dem unbewaffneten Auge leicht entgeht, obgleich man ihn bei einiger Aufmerksamkeit doch leicht findet. Ich glaube, daß jetzt gerade die beste Erntezeit des Esparto war, wenn man das Einsammeln einer nicht ausgesäeten Pflanze Ernten nennen darf. Ich habe leider vergessen, mich besonders darnach zu erkundigen, aber ich sahe nicht nur in jenen Tagen viele Eselsladungen von Espartoflechtereien, sondern auch von großen Massen noch unverarbeiteten Esparto's fortbringen.

Die Provinz Murcia scheint vorzugsweise das Vaterland dieses nützlichen Grases zu sein, von dessen Bedeutung man sich außerhalb Spanien schwer einen Begriff machen kann, die man aber in Spanien, namentlich in den südöstlichen Gebieten, jeden Augenblick höher anschlagen lernt. Wenn man in jeder Hauswirthschaft, bei Vornehm und Niedrig, die mannichfaltigsten Dinge daraus verfertigt sieht, so muß man zunächst

auf die Vermuthung kommen, daß der Esparto in großer Ausdehnung gebaut werde; und wenn man dann hört, daß der Esparto wild wachsend gesammelt wird und zu seiner Erhaltung und Fortpflanzung gar nichts geschieht; so kann man sich der Befürchtung nicht erwehren, daß es einmal daran mangeln könne. Sieht man aber dann ganze Geviertmeilen Flächenraum bloß mit Esparto bedeckt, wo vielleicht noch niemals ein Halm geholt worden ist, so kann man nicht mehr an diese Befürchtung denken, und ist von Bewunderung erfüllt für diese so einfache und doch so wichtige Erscheinung.

Dies wird es gewiß mehr als rechtfertigen, wenn ich eine kleine Ansicht einer Espartoebene beifüge. (Siehe das Titelbild.)

Der eigenthümliche, sehr in's Auge fallende Charakter einer solchen Ebene erheischt es fast mit Nothwendigkeit, daß man ihr in einem mit Vorsehung des Wortes Esparto gebildeten Namen eine besondere Bezeichnung gebe, und besonders fühlt man sich veranlaßt, dazu das Wort Espartosteppe zu wählen, wie ich es auch schon ein oder ein paar Mal gethan habe. Allein dies ist deshalb nicht ganz richtig, weil der Sprachgebrauch unter Steppe eine wasserlose und des Anbaues ganz unfähige Ebene versteht, abgesehen davon, daß Manche unter Steppe bloß eine mit Salz geschwängerte Bodenfläche verstehen, wie es deren in Spanien viele und große giebt. Die Gebiete aber, wo der Esparto mehr oder weniger vorherrscht, ja selbst solche, wo er fast ganz allein die Vegetation ausmacht, sind weder immer ganz wasserlos, noch des Anbaues unfähig. Namentlich zeigte sich letzteres heute einige Stunden vor Baza, wo am Rande einer großen Espartoebene bedeu-

tende Flächen in Ackerland umgewandelt waren, auf denen Winterroggen sehr gutes Gedeihen zeigte, obgleich der Boden ganz derselbe war wie in der dicht daran grenzenden Espartofläche, so daß Roggen und Esparto unmittelbare Nachbarn waren.

Ich glaube daher, daß es am wichtigsten ist, für Espartosteppe, wozu man sich freilich sehr oft durch das öde traurige Ansehen sehr geneigt fühlt, lieber Espartoebene zu sagen. Man muß sich aber hüten, dabei den Begriff der Ebene zu streng zu nehmen, denn sie sind sehr oft nichts weniger als eben, und ich habe zuweilen sogar die felsigen Seiten der Berge wohl fünfzig Fuß hinan bedeutend mit Esparto bewachsen gesehen, namentlich um Mazarron.

Die Bodenbeschaffenheit der Espartoebenen ist sehr verschieden; meist jedoch ist er arm an Steinen und von einer feinen gelblichaschgrauen bis fast weißlichen Erde gebildet. Doch findet er sich auch steinig und, wie in dem Falle, wo ich Kornfelder daraus gemacht fand, durch Eisen braunröthlich gefärbt.

Um sich einen richtigen Begriff von dem Aussehen einer Espartoebene zu machen, muß man sich an manche Sümpfe und Moorbrüche oder selbst an sumpfige Teichränder erinnern. Hier sieht man häufig, daß auf dem schlammigen, meist braunschwarzen und sehr weichen Boden gewissermaßen zahllose kleine Inselchen, aus einzelnen Stöcken von Sumpfgräsern gebildet, stehen. Sehr ähnlich sieht eine Espartoebene aus, nur ist eben der Boden meist ganz dürr und hellfarbig. Die immer einzeln auf kleinen, etwa 3—4 Zoll hohen, Erhöhungen stehenden Espartostöcke vereinigen sich hier zu größeren Trupps, dort stehen sie wieder eine Strecke weit ganz vereinzelt; in der Regel

aber ist eine solche Ebene doch so dicht mit Espartostöcken bedeckt, daß sie, wenn man über ihre Fläche hinsieht, eine allgemeine grüne Färbung erhält, die aber wohl zu keiner Jahreszeit viel lebhafter ist, als in der, wo ich sie sah. Das Grün ist immer matt und düster. Die treuesten Begleiter des Esparto sind der Thymian (*Thymus vulgaris*), den wir als Gewürz in den Gärten ziehen, einige Eistusbüsche und stachelige gelbblühende Ginsterarten, welche ihrer furchtbaren Bewehrung wegen für Menschen und Thiere fast unantastbar sind. Trotz der meist großen Trockenheit der Espartoebenen sind sie doch nicht ohne Bevölkerung von Thieren. Mehrere Schneckenarten scheinen sogar, wie ich bereits gesagt habe, hier am liebsten zu leben. Sogar die prächtige *Helix lactea* fand ich nicht gar selten, wenn auch tief versteckt in dem dichten Schooße der starren Blätter der Espartostöcke. Dann und wann sieht man eine Eidechse in dem vertieften Labyrinth zwischen denselben herumfahren und hier und da schleicht auch träg ein fauler Dusterkäfer. Unter den Steinen, wenn sie der dürrn Ebene nicht ganz fehlen, lauert der träge Skorpion und streckt dem Störer seiner Ruhe drohend seinen Giftstachel entgegen, indem er den schmalen gegliederten Hinterleib emporkrümmt. Selten sucht er in seinen unterirdischen Gang zu entinnen, an dessen Eingang er in einer kleinen Aushöhlung des vom Steine bedeckten Bodens gewöhnlich sitzt. Ist mir überall in Spanien, sogar im Juli das schöne bunte Völkchen der Schmetterlinge nur in äußerst wenigen Vertretern begegnet, so fehlt es in den Espartoebenen fast ganz. Auch kein Vogel baut hier sein Nest, wo er kaum kärgliches Futter finden würde.

So ist denn eine Espartoebene für ein deutsches Auge

eine durchaus fremdartige Erscheinung; denn unsere deutschen Haiden tragen fast immer krüppelhafte Kiefern und Haidebüschchen neben zahlreichen Sandpflanzen; doch immer eine, wenn auch noch weniger Nutzen bringende, Pflanzendecke.

An der Stelle der Kiefern gesellte sich zu dem Esparto sehr oft in großen Trupps eine buschig wachsende immergrüne Eichenart, *Quercus Ilex*. Sie wird meist nur kniehoch und erreicht selten Brusthöhe. Ihre starren, am Rande stachelig gezähnten Blätter bedecken, wenn sie mehrere Jahre alt zuletzt doch abfallen, als hohe Schicht brauner, fast unverweslicher Mumien den Boden, in der kein Samenkorn zum Keimen und kein Wurm zum Leben hinlängliche Feuchtigkeit findet.

Und dennoch fehlt es diesen an Leben so armen Ebenen nicht an landschaftlichem Reiz, besonders wenn die am heiteren Himmel untergehende Sonne den aus einander überragenden Sierren gebildeten Horizont in die rothen und violetten Tinten taucht.

Ich schalte hier kurz die Namen einiger der mir am häufigsten vorgekommenen Verwendungen des Esparto ein, wobei ich eine Menge derselben übergehe; nämlich diejenigen, welche unser Stroh ersetzen und die sich daher fast von selbst verstehen. Wenn der Zweck der Verwendung zugleich Gefälligkeit im Aeußeren erfordert, wird das Espartostroh vorher gefärbt, namentlich schwarz und roth. 1) Siebe, an denen der Kranz aus Espartogeflecht und der Boden aus locker nebeneinander gebundenen geraden Espartoblättern besteht. 2) Waagschalen zum ordinären Gebrauch in den niedern Haushaltungen. 3) Maulkörbe für Esel und Maulesel. 4) Wagenkörbe, wozu wir Weidenruthen oder Holzspähne verwen-

den. 5) Stricke und Fäden, vom Schiffstau bis zum dünnen Bindfaden. 6) Geschirre für Esel und Mulas. 7) Sandalen, freilich nur für die harten Füße der Feldarbeiter. 8) Zimmerdecken und Vorhänge vor Fenster und Stallthüren. 9) Pelzähnliche Fußdecken vor die Betten, zu denen der Esparto etwas zubereitet wird. 10) Wandbekleidungen in Gasthäusern. 11) Kranzförmige Untersezer für Geschirre, um das Tischtuch nicht zu beschmutzen. 12) Feuerwedel. 13) Körbe aller Art. 14) Tragsäcke für die Lastthiere. 15) Stuhlbezüge. 16) Grobe Pinsel und Bürsten.

Seit kurzem hat ein Franzose, Herr Simonet, in Murcia eine große Fabrik errichtet, in welcher er aus flachsähnlich, aber nur roh zubereitetem Esparto Stricke von allen Stärken verfertigt. Es ist derselben ohne Zweifel ein großer Erfolg zu prophezeien, denn wenn er durch chemische Behandlung die Bastfasern des Espartoblattes von den wenigen anhängenden Blattgrünzellen trennt und geschmeidig macht, was gelingen muß, so ist Hanf und Flachs unbedingt in der Haltbarkeit dem Esparto weit nachzustellen. Das ganze Blatt besteht zu etwa 9 Zehnthellen nur aus sehr feinen und festen Bastfasern.

Nachdem wir den westlichen Fuß der mächtigen Sierra de Cullar, welche mit der Sierra de Maria eine durch einen Paß getheilte Linie bildet, überschritten hatten, kamen wir nach Cullar de Baza, einem kleinen unansehnlichen Dertchen zwischen gypshaltigen Mergelhügeln, welche für einen Theil der Bewohner nicht nur Verdienst durch Ausbeutung des Gypses, sondern — auch zugleich Wohnung lieferten.

In vielen der Hügel sah ich echt robinsonische Gemächer ausgehöhlt, wie ich dies später in noch ausgebehnterer Weise bei Borullena fand. Diese sonderbaren Wohnungen machten zusammen mit der fast weißen Farbe des baumlosen Bodens das Ansehen der Gegend abenteuerlich öde.

Etwa eine Stunde vor Baza betrat ich die Hoya de Baza, die erste eigentliche Steppe, deren salzhaltiger Boden fast nur Salzpflanzen trug. Gleich dem Meere dehnte sie sich als vollkommene horizontale Ebene vor mir aus, über welcher aus der Ferne die mächtige Glockengestalt der Sierra de Javalcol majestätisch hervortrat. Gegen Baza hin fuhr ich eine Stunde lang in einer unerschöpflichen Fundgrube jenes Stoffes, der in dauerhaften Formen die schöpferische Phantasie der Mauren in den zierlichen Gemächern der Alhambra verewigt hat. Ich meine den Gyps, an welchem Spanien reicher als vielleicht irgend ein anderes Land Europa's ist. An den Wänden des tiefen Hohlweges, in welchem die Straße hinlief, glänzten und flimmerten die spiegelnden Bruchflächen zahlloser Krystalle dieses nützlichen Mineralen, von denen ich in der Eile einen ansehnlichen Vorrath mitnahm. Das Vorkommen des Gypses, wie es hier stattfand, würde auch andern Reisenden zum Mitnehmen der wunderschönen Krystalle eingeladen haben. In großer Ausdehnung bestand der Boden viele Ellen tief, was sich an den tiefen Wegeinschnitten zeigte, aus einem trocknen, aschgrauen, thonigen Letten, in welchem zahlreiche dünne Schichten des reinsten grünlich gefärbten, aber vollkommen durchsichtigen Gypses übereinander lagen; entweder dicht zu lockern Platten verwachsen oder einzeln, aber in zahlloser Menge, in dem Letten eingebaden. Mit Leichtigkeit ließen

sich diese Krystalle aus ihrem bröckeligen Muttergestein lösen. Meist waren sie flach und oft handgroß.

Baza ist ein ziemlich unbedeutender Ort am westlichen Saume einer fruchtbaren Vega, durch welche uns eine sehr lange Allee von mächtigen Schwarzpappeln bis in die Stadt geleitete.

Dicht neben der fast elegant zu nennenden Posada del Sol lag die üppig grünende und blühende Alameda, der kaum der kleinsten Stadt abgehende Platz zum Lustwandeln. Ein vielstimmiges Nachtigallenconcert tönte aus den mit jungem saftigen Laube neu geschmückten Bäumen bis in mein Zimmer herüber; doch fand ich später keinen Baum und keinen Strauch darin, der nicht auch bei uns im Freien gedeiht. Die dicht neben der Stadt sich erhebende hohe Sierra de Baza und die hohe Lage des Ortes geben der Pflanzenwelt einen ganz deutschen Charakter.

Ich stand nun in der Zeit des vollkommen erschlossenen Lenzes; aber ein Besuch eines Vorberges der Sierra, den ich am folgenden Tage machte, zeigte mir, wie sehr hier der blumenspendenden Göttin die Hände gebunden sind, wenn ihr der Regengott nicht hülfreich beisteht.

Der Berg bestand aus dem auf dem Monserrat kennen gelerntem Conglomeratsfels, dessen steile Klippen hoch aus dem breiten abhängigen Fuße abgeschwemmten Erdreiches emporragten. Dieser Fuß würde in dem wasserreicheren Deutschland mit Pflanzen bedeckt gewesen sein. Hier fand ich nur sehr wenige Eiströschen und einige Lippenblüthler. Wo aber der Felsen Klüfte zeigte, da hatten üppige mit Blüthen beladene Stöcke des schon erwähnten prachtvollen Sarcocapnos und die

feltene *Polygala saxatilis* und *Linaria crassifolia* ihre Wurzeln hineingetrieben, um das wenige Raß aus demselben zu saugen. Oben auf der breiten ebenen Kuppe des Berges stand fast nichts, als der schöne *Asphodelus ramosus*, nicht in fruchtbarer Erde, sondern in den Rissen des kalten Gesteines.

Unter mir sah ich ein fast deutsches Bild, zahllose blühende Obstbäume unserer Gärten.

So kann man, selbst in Südspanien, bald deutsche, bald spanische Naturbilder sehen.

Bei der Heimkehr leuchteten in der Alameda die mit blau-rothen Blüthen über und über bedeckten Judenbäume (*Cercis siliquastrum*) von der Abendsonne beschienen wie feurige Büsche. Ich besah mir aus meinem Fenster die luftwandelnden Schönen, deren Mantillas hier eine feuerrothe Farbe und einen schwarzen Rand hatten, was mit den ernstesten schwarzen Mänteln der Männer ein fast etwas mephistophelisches Bild gab. Wie in der Natur, so fand ich auch in den Gesichtszügen entschieden einen mehr deutschen als spanischen Charakter.

Von Baza machte ich nur eine kurze Tagereise bis zu der Venta del Baul. Ich beschloß in der Kofferventa zu bleiben (dies ist die sonderbare Bedeutung ihres Namens), weil sie eine für mich vielversprechende Lage hatte. Am nordwestlichen Fuße der mächtigen Sierra de Gor am gleichnamigen Flüsschen gelegen, weshalb die Venta auch Venta de Gor genannt wird, ist sie von einer ziemlich reichen Vegetation umgeben. Aber diese hat einen eigenthümlichen fremdländischen Charakter. Muß es nicht einen Deutschen überraschen, untermischt mit Rosmarinbüschchen und mannhohen,

keineswegs am Wasser stehenden Binsen, die purpurnen Riesenblumen einer *Baonia* zu sehen? Wenige Tage später hat sie in unseren Gärten geblüht. Die Felsen waren auf höchst eigenthümliche Weise mit einem niedlichen kleinblättrigen Kreuzdorn tapeziert, dessen hundertfältig zertheilte kurze und starre Zweige sich an jene anschmiegen wie der Epheu und mit ihren zahllosen Dornen zu vertheidigen schienen. Dem deutschen Botaniker war hier für seinen heimischen Feldsteinsamen, *Lithospermum arvense*, in stacheligen fußhohen reichverzweigten Büschen eine strauchartige Art geboten, *L. fruticosum*, die eben mit ihren tief kornblumenblauen Blumen bedeckt war.

Dicht vor mir rollte der kleine Rio de Gor sein klares eiskaltes Wasser an mir vorüber; er brachte es eben von der finstern Sierra herab, welche dicht mit spanischem Brennholz, d. h. mit kleinen Büschen aller Art bedeckt war. Sie ragte drohend zu bedeutender Höhe vor mir auf, ihren Scheitel in lockeres graues Regengewölk hüllend, welches einen feinen Regen auf uns herabschüttete. Ich danke es ihr, denn der Regen brachte schnell ein willkommenes Leben um mich herum hervor. Ich hatte die Freude, eine schöne, der Wissenschaft bis jetzt unbekannt gebliebene Spielart der Alicanteschnecke zu entdecken. Der ältere Sohn der Ventabesitzerin — ich fand auch hier eine Wittwe als Selbstherrscherin dieser einsam und wildromantisch gelegenen Venta — suchte mir schnell eine große Anzahl davon. Die Spanier haben wahre Spürnasen für Schnecken.

Es fehlte nicht viel, so hätte ich hier einen muchacho, den munteren zwölfjährigen Buben der Wirthin, aufgehängt bekommen. Mehr im Ernst als im Scherz trug sie mir an, ihn mitzunehmen, damit er in Deutschland ein — Arzt werde.

Die spanischen Aerzte standen bei ihr sehr wenig in Gunst. Die Frau interessirte mich in hohem Grade; denn ich fand bei ihr über Dinge, die man in Deutschland außer dem Gesichtskreis ihrer Classe liegend glauben wird, ein außerordentlich richtiges und verständiges Urtheil. Wahrscheinlich mehr instinktmäßig als mit begründetem Bewußtsein setzte sie Deutschland weit über Frankreich.

Es fiel mir hier erst auf, daß ich seit Belez el Rubio die murcianischen Wasserkrüge, cántaro, nicht mehr gesehen hatte. Es sind dies vielleicht noch Ueberreste aus der Römerzeit, denn sie gleichen einigermaßen der römischen amphora. Es sind etwa 1 Quart haltende Gefäße, deren untere Hälfte bauchig, aber unten spitzendend ist, daher man sie nicht stellen kann, während die obere etwas schmälere Hälfte gerade und walzenförmig und mit zwei kleinen tief angebrachten Henkeln versehen ist. Am Rande hat das Gefäß sechs Ausbiegungen zum Trinken oder Ausgießen. Sie sind nur schwach gebrannt und unglasirt. Daher sickert das Wasser fortwährend hindurch, wodurch sie auswendig immer naß sind. Die dadurch unterhaltene Verdunstung erhält das Wasser immer frisch. Und um dies auch noch durch Zugluft zu befördern, hängt man sie frei in einem offenen Fenster oder an der Thüre auf. Hier fand ich große bauchige krugähnliche Flaschen mit kurzem Halse. Sie waren glasirt, denn — hier ist es nicht so heiß, um jene künstliche Abkühlung zu bedürfen. — So schreibt die Natur dem Menschen, der sie versteht, die Befriedigungsmittel für die Bedürfnisse vor, die sie ihm erweckt.

Meine Abendmahlzeit versetzte mich nach Baza zurück, von wo ich mir dazu das Brod mitgenommen hatte. Für

einen Norddeutschen spielt das Brod in Spanien eine wichtige vielgestaltige Rolle, denn es unterscheidet sich gewaltig von unsern schlichten brünetten Laiben mit dem dunkeln Innern. Ich habe in Spanien überall nur Weizen- und Dinkel-Brod gefunden, und in Murcia war das Brod für die Dienstleute Guirao's viel weißer als das weißeste deutsche Hausbrod. Mein Brod von Baza würde jeder Deutsche für eine Art von Kuchengebäck gehalten haben. Ich konnte nicht genau erfahren, wie es zubereitet wird, denn sein äußeres Ansehen ließ mich vermuthen, daß es kaum in einem gewöhnlichen Ofen gebacken sein könne, da auch seine untere Seite vollkommen glatt und rein war. Man konnte nichts appetitlicheres sehen, als dies Brod des Meister Fernando Baldybio'so, der seinen Namen mit Zug und Recht auf demselben eingepreßt zur Schau trug. Es hatte etwa die Form unserer deutschen Brode mit vier tiefen Einkerbungen am Rande; die Rinde war braungelb und rein und glatt wie polirt; das Innere blendend weiß und sehr dicht, d. h. mit nur kleinen Poren. Ich habe es, selbst ohne von großem Hunger getrieben zu sein, stets mit viel Behagen ohne alles Weitere gegessen. In Andalusien fand ich es fast überall von gleicher Güte.

Durch vier schöne Felsenhühner, *Perdix petrosa*, welche ich in der Kofferventa in Käfigen gehalten fand, wurde ich erst aufmerksam darauf, daß dies die ersten eingesperrten Vögel waren, die ich in Spanien sah. Vielleicht ist die Armuth an Singvögeln, wenigstens in den meisten von mir durchreisten Gegenden, eben so sehr Veranlassung zu dieser erfreulichen Erscheinung, als die Barmherzigkeit des spanischen Volkes.

Doch es drängte mich vorwärts. Granada, in dessen

Provinz ich mich seit Baza bereits befand, zog mich mächtig an.

Am folgenden Tage, den 2. Mai, sollte ich wieder eine mächtige Veränderung meines Reisetheaters erfahren. Nachdem wir in einem vom Regen aufgeweichten Wege — der freilich eine Poststraße war —, stecken geblieben und nach halbstündiger Tortur der armen Mula durch einen des Weges kommenden Carretero, der meine Beseta Belohnung mit uneigennützigem Stolze zurückwies, erlöst worden waren, kamen wir nach der alten berühmten Maurenstadt Guadir^{*)}. Das gleichnamige Flüsschen bewässert ihm seine fruchtbare Vega, die aber von südlicher Vegetation nichts als Delbäume trug. Aber auch diese zeigten fast durchgängig erfrorenes Laub. Die Ursache davon strahlte mir in blendender Majestät am südwestlichen Horizonte entgegen: die Sierra Nevada. Schon fast den ganzen Tag hatte ich sie vor Augen gehabt. Tief herab mit Schnee bedeckt schien sie mich mit diesem Zeichen der Unersteiglichkeit darüber trösten zu wollen, daß es mir unter allen Verhältnissen unmöglich gewesen sein würde, einen ihrer zahlreichen Gipfel, die in ewigem Schnee auf die fruchtbare Vega von Granada niederschauen, zu ersteigen.

Nach kurzer Mittagserast in Guadir setzten wir unsere Reise noch bis Porullena fort. Beide Orte erschienen mir durch die höchst eigenthümliche, beiden gemeinsame Umgebung gewissermaßen wie Geschwister. Beide zeigten übereinstimmend

^{*)} Sprich Guadis; nicht zu verwechseln mit Cadix oder richtiger Cadix am Mittelmeer.

ein Bild von Fruchtbarkeit, eingerahmt in das höchste Maas von ödester Unfruchtbarkeit.

Guadir liegt ziemlich im Mittelpunkte eines großen Diluvialbeckens, von dessen südlichem Rande bis zum Fuße der S. Nevada vielleicht noch 2 Leguas sein mögen. Ein Theil davon, vielleicht mehr ein südliches Seitenbecken ist das, in welchem das nur aus wenigen Häusern mit einer Kirche bestehende Dertchen Borullena liegt. Man kann nicht leicht etwas Eigenthümlicheres sehen, man befindet sich auf dem Schauplatze, auf welchem zweimal das Wasser seine Gewalt entfaltet hat; einmal ungeheure Massen aufhäufend, das andere Mal dieselben wieder beseitigend. Auch der in den gewaltigsten aller Zweige der Naturwissenschaft, der Geologie, Unbewanderte muß beim Eintritt in das Becken von Guadir inne werden, daß er in den Schauplatz einer geologischen Katastrophe eintritt. Wohl eine halben Stunde lang senkt der sich hin und her krümmende Weg sehr langsam zwischen immer höher werdenden, fast oder meist auch ganz senkrechten Wänden von zuletzt bis gegen 300 Fuß Höhe. Sie bestehen aus einem Gemisch von sandigem Lehm und eingebakenen Kollsteinen, nicht unähnlich einer deutschen Lehmmauer; und man begreift sofort unter Staunen, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo diese unermesslichen Schuttmassen von Wasserfluthen hierher zusammengeschwemmt worden sind, wo sich ein natürliches Becken von mehreren Geviertmeilen zu ihrer Ablagerung darbot. Wenn man die gegenwärtige Beckensohle als die annimmt, auf welchen in jenem ersten Akte große Massen Diluvialschuttes und Schlammes durch Wasserfluthen aufgehäuft worden sind, so kann man die Schicht desselben wohl auf 300 Fuß Mäch-

tigkeit schätzen. Jetzt ist dieselbe soweit wieder beseitigt, daß dadurch eben das Becken von Guadix entstand, um welches eine fruchtbare, bewässerte Vega sich ausbreitet. Gegen Porullena hin ist ein breiter Gürtel des Schuttlandes stehen geblieben, der aber von tiefen Schluchten mit senkrechten Wänden durchschnitten ist, in deren einer die Straße, wie ein Bach in tiefem Rinnsal läuft. Der ganze Rand des Beckens ist nicht nur in tiefen Furchen senkrecht zerrissen, sondern es sind durch die Gewalt des Wassers, wohl mehr allmählig wirkender, als gewaltsamer Art, eine zahllose Menge meist ziemlich gleich hoher kleiner Berge von allen Gestalten, meist jedoch kegelförmig, gebildet und mehr oder weniger isolirt worden. Nach dem Raume des Beckens hin werden sie immer kleiner. Auf diese Weise bildet der Beckenrand das ungeheuer vergrößerte Bild einer hohen schmägen Grabenböschung, in welcher ein Plagregen tiefe Furchen gerissen hat. Vielleicht ist eine andere Vergleichung noch passender, um die so höchst eigenthümliche Erscheinung zu veranschaulichen. Jedermann kennt die kleinen zierlichen Schneehügel, welche sich im tiefen Schnee bilden, wenn bei Thauwetter von der Trauslinie eines Daches die Wassertropfen senkrecht auffallen und eben jene zahlreichen kleinen Schneehügel bilden, wobei zuletzt die Mitte jener Trauslinie von Schnee frei wird, beiderseits von nach außen immer höheren kleinen Hügeln eingefasst. Man denke sich dieselben gegen 300 Fuß hoch und man hat ungefähr ein Bild vom Rande jenes Diluvialbeckens. Da die horizontalen Schichten der diluvialen Ablagerungen an Farbe und Zusammensetzung — bald fast bloß ein grauer Lehm, bald vorwaltend aus kleinen Steinen bestehend, — sehr verschieden und deshalb horizontal

buntstreifig sind, so sind dies natürlich ebenso die nun isolirten kleinen Berge; und weil die gleichfarbigen Streifen ganz wagrecht über eine große Fläche sich gleichmäßig verbreiteten, je nachdem die Wasserfluthen bald so, bald so gefärbte Schichten von Schutt ablagerten, so kann man in den nun aus dieser Fläche gebildeten kleinen Bergen die Streifen in ihrer Zusammengehörigkeit verfolgen und so leicht den Ursprung und die Abstammung aus einer einstmalig zusammenhängenden Schicht leicht sehen.

Diese Erscheinungen sind in beiden Becken dieselben, in dem Hauptbecken von Guadix und in dem Seitenbecken von Borullena. In letzterem kommen aber noch zwei auffallende Erscheinungen hinzu.

Der Rand des Beckens ist an der östlichen, nach Guadix hinliegenden Seite weniger zerrissen oder vielmehr weniger in Berge aufgelöst und man sieht daher auf eine ziemlich lange Strecke scheinbar eine lange hohe, vollkommen horizontale Mauer. Es scheinen hier die obersten Schichten der Diluvialablagerung noch vorhanden zu sein. Da diese von den tieferen, grauen durch eine hellziegelrothe Farbe sich unterscheiden, so sieht es täuschend aus, als wäre auf der scheinbaren Mauer, welche der ganze Beckenrand bildet, eine wirkliche Mauer aus Backsteinen aufgeführt, und man glaubt eine ungeheure Festung zu sehen; denn die tiefen Schluchten bilden zahlreiche vorspringende und zurücktretende bastionähnliche Parthien des Kammes.

Etwa eine Viertelstunde vom Beckenrande liegt das Dertchen Borullena und um dasselbe herum, zum Theil dicht an den Häusern liegen mehrere etwa 100 Fuß hohe Hügel; natürlich aus demselben Diluvialschutt gebildet. Sie sind offenbar

von der zweiten abschwellenden Fluth stehen gelassen worden. In diesen hat sich, wie die Uferschwalbe sich im hohen Ufer der Flüsse ihr Nest gräbt, der Mensch Wohnungen ausgehöhlt. Die kleinen kuppelförmigen Berge überragen die niedrigen Häuser weit, und hoch über den Dächern dieser sieht man Fenster in den Bergen oder aus einem Loche den Rauch herausdringen. Doch scheint der Abzug des Rauches nur ein seltner Luxus zu sein, denn ich fand das Innere einer solchen Wohnungshöhle ganz von Rauch geschwärzt.

Sowohl diese einzeln liegenden nur wenigen Centralhügel als die Rämme und Hügel und Mauern und Zinnen des zerrissenen Randes sind fast ohne alle Vegetation, so daß die bewässerte grüne Vega des Beckens wie eine Hand voll Gras auf dem Boden einer tiefen irdenen Schüssel aussieht. Aber am südwestlichen Rande ragt die blendende Zackenwand der majestätischen Sierra Nevada empor. Es ist eine grüne Landschaft in einem Rahmen von schlichtem braunen Eichenholz geschnitten.

Porullena ist ein überaus ärmlicher Ort und ließ sich seine Abendmahlzeit von 3 Eiern und das wanzenerfüllte Bett mit 11 Realen theuer bezahlen.

Am andern Morgen stiegen wir bis zu dem sehr hoch gelegenen ebenfalls sehr ärmlichen Städtchen Diezma ununterbrochen, wenn auch nur sehr allmählig bergan. Dann folgte aber, fast ununterbrochen bis Granada eine landschaftliche Schönheit auf die andere.

Eine Stunde hinter Diezma, am südlichen Fuße eines nackten hohen Kalkfelsens gelegen, aus welchem ein reicher Gießbach herabrauschte, befanden wir uns an dem tiefen Abgrunde, in welchem tief unter uns der Rio Anchuron, ein

breiter wilder Gebirgsbach, seine krystallhellen Wellen gegen die Blöcke rollt, welche von den Bergen in seinen Weg gestürzt waren. Zur Linken ragten aus seinem Laufe himmelhohe düstre Vorberge der Sierra Nevada empor und auf einem sanften Abhange, der von mir links hinabführte, begegnete ich zum ersten Male der Eiche als — Obstbäume. Es war die *Carasca*, *Quercus Ballota*, deren süße Eicheln man in Spanien überall neben Haselnüssen verkaufen sieht. Sie stand hier auf Getreidefeldern, etwa von der Größe und auch von dem Ansehen unserer Pflaumenbäume. Aber das düstere Grün ihrer immergrünen Blätter giebt sie schon von weitem als einen für uns fremden Baum kund.

Der Weg senkte sich nun etwa eine Stunde lang am linken Ufer des Rio Anchuron hinab, in das Gebiet der Sierra del Molinillo oder, wie sie auch heißt de los Dientes de la Vieja. Ersteres heißt Sierra der kleinen Mühle, letzteres die der Zähne der Alten. Und in der That, die letztere Benennung, dem schönen Geschlechte meinerwegen unliebsam, ist höchst bezeichnend, denn ich habe niemals die Kalkfelsen so kühne und bizarre Formen annehmen sehen, als auf dem Kamme und an den Abhängen dieser Sierra. Die Thalschlucht des Anchuron ist an dieser Stelle in ihrer Art das Malerischste, was ich in Spanien gesehen habe. Wir überschritten auf unserem Wege eine Menge kleine klare Bäche, welche zwischen „den Zähnen der Alten“ herabrannen, um ihr klares Wasser — was ich gern den armen Murcianos gönnt hätte — unbenutzt in den Anchuron hinunter zu senden.

Der Frühling war hier, im Zauberkreis der eisigen Sierra Nevada, mehr zurück als ich ihn in Murcia verlassen hatte;

aber Alles zeigte sich dicht mit Bäumen und Gebüsch bedeckt, aus welchem die prachtvollen dunkelrosenrothen Blumen eines Cistus und die ersten rothvioletten Blumen der Phlomis purpurea hervorleuchteten.

Sehnsüchtige Blicke warf ich nach links hinüber auf die steil und hoch emporragenden Wände, an denen eine üppige, zwischen zahllosen Blöcken aufwuchernde Buschvegetation mir eine reiche Schneckenenernte verhieß. Aber nirgends zeigte sich ein Uebergang über den reißenden Bach, wenn ich auch das beschwerliche Hinabsteigen zu ihm nicht gescheut hätte.

Gegen Mittag kamen wir an eine Venta, welche mit einer Mühle, vielleicht dem namengebenden Molinillo, unten am Ufer des Baches lag. Auch hier fand ich eine junge Wittwe als Herrin. Sie herrschte mit ihrer Schwägerin, beide sehr hübsch, in dem Kreise ihres sauberen Hauses mit einer mild-ernsten und anstandsvollen Würde, welche mir in hohem Grade auffiel. Ihr Mann war schon seit einem Jahre todt und doch lagerte auf beiden Frauen noch die sanfte Trauer um den Verlust, die selbst einem weniger sittlichen Reisepublikum, als die spanischen Karrenfuhrleute und Eseltreiber sind, Achtung und Schonung abgenöthigt haben würde.

Welch sonderbares Leben führten diese beiden zarten Frauen! Wenn des Nachts unter ihrem gastlichen Dache die bei ihnen eingekehrten Reisenden schliefen, so befand sich ihr Haus mit der Mühle in einer todtenstillen wilden Felseneinsamkeit. Viele Stunden im Umkreise ein Labyrinth von Bergen, durch welches der Weg, an dem die Venta liegt, der einzige Faden mitten hindurch geht. Das nächste Dach war weit, weit abgelegen.

Eine kleine Excursion nach einer der umliegenden Höhen ergab nur eine geringe Ausbeute, weil die Pflanzenwelt noch sehr weit zurück war. Daß es in Folge davon auch die von ihr abhängige Thierwelt war, verstand sich von selbst. Auch das ist ein Gewinn der Kenntniß der Natur, daß man überall um sich Einheit und Zusammenhang findet.

Der Weg stieg sogleich von der Venta weg eine lange Zeit so beschwerlich bergan, daß ich mit Paco einen näheren Fußpfad einschlug, der mich wohl durch entzückende Blicke in dieses Berglabyrinth, aber sonst fast durch nichts belohnte. Bis Granada, wo wir erst nach vierstündiger beschwerlicher Fahrt ankamen, ist der Weg ein ewiges Bergauf und Bergab.

XII.

Granada.

Bei jeder Biegung um eine Bergecke, bei jedem Ersteigen einer Höhe hoffte ich, Granada vor mir zu sehen. Endlich sah ich mich nicht abermals getäuscht. Auf der Kante des hohen Bergplateaus, auf dem wir bereits ziemlich lange fuhren, sah ich seitwärts und zwar mehr nach Nordwest tief unter mir die weite Ebene der prangenden Vega von Granada ausgebreitet liegen. Ringsum war sie umschlossen von den duftigen Gestalten sehr ferner Sierrren. Im Süden von der Sierra de Almijarras und der S. de Tejeta, im Westen von der S. de Alhama und de Loja. Nur im Norden trat die kleine,

fast noch in der Vega selbst liegende Sierra de Elvira näher heran. Hier und da blickte aus dem grünen Teppich der Vega eine Biegung des vielfach gewundenen Genil hervor, der von rechts und links eine Menge Flüßchen und Bäche aufnimmt, mit deren Hülfe er dann eine Fülle von Segen um sich verbreitet, an dem er Mohamedaner und Christen ohne Unterschied Theil nehmen ließ. Der Sierra Nevada war ich zu nahe, um sie sehen zu können; ein ganz naher unbedeutender Ausläufer derselben verdeckte sie mir. Auch Granada lag mir noch verborgen und doch umschwärmten mich bereits muntere Granadinas, welche die Höhe zum abendlichen Paseo erstiegen hatten. Noch einmal bog sich der Weg links und da lag das Ziel der Wünsche Tausender, von den rothen Thürmen der Alhambra hoch überragt, das herrliche Granada vor meinen trunkenen Blicken; da lag es im Glanze seiner Schönheit, in der Strahlenkrone seines geschichtlichen Gedächtnisses. Aber ach, ich konnte den Gedanken an seine gegenwärtige Verkommenheit, der mit dem Entzücken über die landschaftlichen Reize Granadas zugleich in mein Inneres einbrang, nicht wieder los werden! Granada ist noch heute eine imposante Stadt, aber am 2. Januar 1492 fanden Ferdinand und Isabella hier 400,000 Einwohner und die höchste Blüthe von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe. Heute — treiben etwa 60,000 nur das Nothdürftige davon! Granada ist heute nur noch ein reizendes Bild seiner ehemaligen Größe, in dessen Anschauen man nicht müde werden kann.

Der Weg steigt tief hinab zur Stadt. Ich mußte mich in ihr wohl eine halbe Stunde lang wie zur Schau in den meist engen Gassen herumfahren lassen, bis ich endlich nach

vergeblichem Suchen nach einer Casa de Pupilos mitten unter Fuhrleuten in der Posada de la Espada untergebracht wurde, die ich Niemand empfehle.

Raum daß ich meine tausenderlei Sachen unter neugierigem Zuschauen der Leute in meinem kleinen, kaum verschließbaren Zimmer untergebracht hatte, so eilte ich hinaus aufs Gerathewohl nach der Vega, um einen Blick auf die Stadt und die dicht dahinter emporragende Sierra Nevada zu gewinnen. Es glückte mir nicht. Ich kehrte um und ohne Compaß mich den Strömungen der Gassen überlassend gelangte ich glücklich nach der Alameda.

Wohin ich sah, erblickte ich spanisches Leben in deutscher Natur. Eine breite, freundliche Straße, die Rambla, der Spaziergang zur Zeit wo man keinen Schatten sucht, führte mich nach der Alameda, bestehend aus hohen Ulmen, welche sich über mir zum vollkommen geschlossenen Laubdach wölbten. Der regenschwere Himmel hatte eben seit einigen Stunden aufgehört, seine Tropfen zu entsenden und ein reiches Nachtigallenconcert schmetterte in den erfrischten Kronen, welche eben die ersten reifen Samen in reicher Fülle auf dem feuchten Boden ausgestreut hatten, wo ihrer doch gleichwohl keine Auferstehung zum Leben harrete. Rechts ragten hohe Häuser am Fuße des Felsens empor, auf welchem die Alhambra liegt, die ich freilich auch hier noch nicht zu sehen bekam. Ich versparte mir den Besuch derselben auf morgen, hoffend daß der Himmel dazu ein freundlicheres Gesicht machen würde als heute. Die lange Alameda macht einen Winkel nach rechts und in dem eingeschlossenen Dreieck, dessen dritte Seite der plätschernde Darro bildet, grünte eine üppige Pflanzenwelt, unter der ich

vergeblich nach Granatbäumen suchte, dem Wappenbilde von Granada. Die mich umgebende kühle feuchte Luft des Tha-les machte es mir vollkommen begreiflich; denn ich befand mich durchaus in den Armen eines deutschen dritten Mai. Am andern Tage sah ich, daß hundert Fuß Erhöhung, bis zu welcher und darüber hinaus Häuser und Gärten aller Art zu finden sind, ausreichten, um die ganze Pracht der spanischen Vegetation sich entfalten zu lassen. Ich ging die Alameda entlang, bis der Darro, der aus einer malerischen Felsenschlucht mir entgegen rauschte, mir die Umkehr gebot. Uebrigens fand ich die Alameda fast menschenleer und die wenigen Besucher derselben, glaubte ich unschwer als Fremde erkennen zu müssen, von denen Granada fortwährend erfüllt ist.

Ich kehrte mit der eigenthümlichen Stimmung zurück, welche wohl jeden gemüthreichen Fremden überkommt, wenn er im Genusse hoher Schönheit der Natur auf sich selbst beschränkt ist und ihm die Gelegenheit zur Mittheilung fehlt. Traurige Wehmuth ist dann stets die nahe Nachbarin der Freude und des Genusses.

Aber am andern Morgen, dem ~~dem~~ ^{die} leider die Sierra Nevada ebenfalls einen grauen Regenschleier übergeworfen hatte, eilte ich mit Ramon und Paco nach der Alhambra. Wohl nirgends werden die Straßen, wenigstens in der Mehrzahl, mehr als in Granada echt maurisch eng und düster sein. Ich fand auf ihnen das gewöhnliche lebendige Gewühl, welches alle Morgen den Marktplatz der größeren Städte Spaniens und die zu ihm führenden Straßen erfüllt. Die Lust tönte von den hunderterlei Rufen der ihre Waare ausbietenden Verkäufer und wie gewöhnlich so übertönten auch hier die Rehlen

der Fischweiber sieghaft alle übrigen. Ich konnte nicht umhin, mich daran zu erinnern, daß der ungeheure Borrath von See-
fischen in der verschloffenen Nacht auf dem Rücken von Maul-
eseln und Eseln durch das kaum überschreitbare Labyrinth der
Sierra de Almijarras und der Ausläufer der Sierra Nevada
mühselig hierher geschleppt worden waren. Unser Weg führte
uns über die Plaza de la Constitucion, auf welcher eben groß-
artige Vorbereitungen zum Frohnleichnamsfeste gemacht wur-
den; dann durch eine lange enge und dennoch eine Haupt-
straße, deren Pflaster eine zierliches zweifarbiges Steinmosaik
war, welches ein langes Laubgewinde darstellte. Sie mündet
auf die große Plaza Nueva, unter welcher ungeahnet von den
Fremden und unsichtbar der Darro schäumt.

Man glaubt der Bauart nach mit Grund annehmen zu
dürfen, daß dieses großartige Werk aus der Römerzeit stammt,
es scheint wenigstens bestimmt älter zu sein, als die Zeit der
Mauren und Gothen. Wir wendeten uns rechts die Guesta
de Gomares hinan, wo eine von Karl V. in Form eines
Triumphbogens erbaute Pforte den Eingang zur Alameda
der Alhambra bildet. Nicht leicht hat auf mich etwas der-
artiges einen so tiefen Eindruck gemacht, als der Eintritt in
diesen wunderschönen Lustwald. Der Besucher der Alhambra
kann sich keine würdigere Vorbereitung wünschen, als den Weg
durch ihre Alameda. Sie ist eine sanft ansteigende, wahrschein-
lich wenig über hundert Schritt breite Ebene, in der Mitte mit
einem breiten schnurgeraden Wege, neben welchem steiler aufstei-
gende Seitenwege laufen. Das Ganze ist überwölbt mit un-
gewöhnlich schlanken und hohen Ulmen, welche eine vollkom-
mene Beschattung der ganzen Alameda bilden und in heißen

Sommertagen erquickende Kühlung spenden. Darin werden die Bäume unterstützt von unaufhörlich herabrauschendem Wasser, welches zu beiden Seiten der Wege in gepflasterten Rinnsalen laufend, ein trauliches Gemurmel hören läßt. Dieser wunderschöne Platz ist begrenzt an der linken Seite von den hohen Ringmauern der Alhambra und auf der rechten von verfallenem Mauerwerk, bis sich hier weiter oben eine freie Aussicht über einen Theil der Stadt und auf das Darrothal eröffnet. Ich wählte den linken Seitenweg und war erstaunt, auf dieser Höhe noch einen Wasserfall zu finden, dessen breiter blendender Schaumstrahl zwischen Steinen und hangenden Büschen hindurch leuchtete. Am Ende dieses Weges findet sich an einem kleinen runden Platze, angelehnt an den Fuß des Eingangsthurmes der Alhambra, der Pilar de Carlos V., ein von dem Genannten gegründeter Brunnen.

Nicht ohne denjenigen heiligen Schauer, mit dem gewiß jeder Fremde die Alhambra zum erstenmale betreten wird, durchschritt ich den Hufeisenbogen der Puerta judicaria oder del Tribunal, unter welcher der maurische Cadi Recht gesprochen hatte, welches jedenfalls häufiger Recht gewesen ist, als vielleicht anderwärts und zu andern Zeiten. Ueber der Pforte ist eine ausgestreckte Hand in Stein gehauen zu sehen, deren Deutung meines Wissens noch nicht mit Sicherheit gelungen ist. Jetzt stand hier, wo früher die malerische Tracht der Mauren glänzte, der moderne christliche Soldat und über ihm, in einer zurückweichenden Nische des Hufeisenbogens, ein buntangemaltes Muttergottesbild. Aus dem Thor trat ich in eine ziemlich sanft aufsteigende mauereingefasste Gasse, die sich oben mit einer Biegung nach rechts in den großen Hof der

Alhambra öffnet. Ich stand neben der Puerta del Vino, so genannt weil dort der Weinzoll eingenommen wurde. Ueber dem zierlichen Hufeisenbogen derselben ist ein Schlüssel und eine lange fast unleserliche maurische Inschrift in den Stein gehauen, welche wie gewöhnlich religiösen Inhalts ist. Ohne zu fragen, wußte ich den Weg nach den berühmten Gemächern der Alhambra zu finden. Ich ging eiligen Schrittes über den großen Hof hinweg und freute mich im Vorübergehen über die Gerechtigkeit der Zeit; denn halb in Ruinen liegt jener unvollendete Palast, welchen der Bandalismus Karls V. aus den Steinen erbauen ließ, welche er durch die Zertrümmerung eines großen Theiles des prachtvollen Maurenwerkes gewann. Ich ging achtlos an ihn vorüber und eilte nach einem unscheinbaren Winkel, in welchem an der linken Ecke des Palastes Karls V. der Eingang liegt, der zur weltberühmten Herrlichkeit der Alhambra führt. Der stolze Palast der Sieger ist jetzt ein — Gefangenhaus; die Ueberreste der Wohnungen der Besiegten das heißersehnte Reiseziel aller Welt. Liegt darin nicht eine Gerechtigkeit der Zeit?

Ehe wir eintreten, müssen wir uns daran erinnern, daß dasjenige, was man allgemein von der Alhambra kennt und was man gewöhnlich als Alhambra versteht, nur ein sehr kleiner Theil der ausgedehnten Festung ist, welche die Alhambra war, als sie der unglückliche Boabdil am 2. Januar 1492 seinen Besiegern übergab. Die Gemächer, an deren Eingange wir stehen, bildeten bloß die Residenz der maurischen Regenten. Mit weniger Geduld, als die hier in Gedanken vor der Pforte geschriebenen Worte erheischt haben würden, öffnete ich sie und vor mir lag der schöne Patio de los Arroyos, der

Myrtenhof. Ich weiß nicht, ob es andern Reisenden ebenso ergangen ist als mir und ich will dadurch der Alhambra keineswegs zu nahe treten, aber der erste Eindruck, den ich empfand, war eine, ich will nicht sagen Enttäuschung, aber Berichtigung des Bildes, was ich mir nach den zahlreichen Abbildungen dieser zierlichen Gemächer gemacht hätte. Zierlichkeit halte ich für das richtigste Wort, wenn man eben mit Einem Worte den Charakter der Alhambra bezeichnen will. Unsere Herrscher würden sich mit so kleinen Dimensionen nicht begnügt haben. Kam ich aber auch mit anderen Erwartungen her, so reichten doch wenige Minuten aus, um inmitten dieser schönen Räume das Gefühl eines freudigen Wohlbehagens und einer heiteren Ruhe zu gewinnen. Wenn je die Gestaltung der Umgebung von Einfluß ist auf die Gestaltung des Menscheninnern, oder umgekehrt der Mensch, so weit es in seiner Macht liegt, die Umgebung seinem Innern gleich zu machen sucht, so scheint mir dies in besonders hohem Grade mit den Mauren und ihrer Alhambra der Fall zu sein. Ernst und würdevoll in seiner Haltung ist der Muselmann innen blühend und bilderreich, und so ist die Alhambra. Niemand ahnet vor diesen schlichten, aller Zierrath entbehrenden colossalen Alhambra Thürmen, welche wie rohe Riesenquadern aussehen, die zierliche Pracht und den Reichthum der Phantasie, der sich in seinen Gemächern entfaltet.

Ich will es nicht versuchen, die einzelnen Höfe und Gemächer und Galerien genau zu beschreiben. Es ist eine undankbare Arbeit, denn der Leser macht sich ein um so falscheres Bild, je genauer und ausführlicher die ihm gemachte Beschreibung war, weil sie ihm mit Einzelheiten den Flug der erfassenden

Phantasie belastet und hemmt. Ich beschränke mich auf eine Skizze, wie meine Erinnerung die Farben dazu bietet.

Alle Gemächer, theils zu ebener Erde, theils als ein zweites Gestock, gruppiren sich um drei freie Plätze, um den Myrtenhof, den Löwenhof, patio de los Leones, und den Garten der Lindaraja. Den Erstern, etwa 75 Schritt lang und 40 breit, umschleßt ein ziemlich tiefes Bassin von gleichem Verhältniß seines Umfanges, so daß nur ein breiter Gang um dasselbe übrig bleibt. An jeder der beiden langen Seiten steht neben dem Bassin eine niedrige Myrtenhecke und verschnittene Cypressenbäumchen. An der dem Eingange in den Myrtenhof entgegengesetzten Seite befindet sich der Eingang in den Saal der Comares, sala de Comarech, so genannt nach der Geburtsstadt der Maurer, oder wie er gewöhnlich genannt wird, den Saal der Gesandten, sala de los Embajadores; zu ihm führt ein Vorsaal mit zwei kleinen Seitengemächern. Der Saal selbst ein vollkommenes Viereck von 20 Schritt und etwa 30 Ellen Höhe. Aus dem Myrtenhofe tritt man durch einen durch neue Ornamente verunzierten Bogen in den etwas kleineren, wunderschönen Löwenhof, patio de los Leones, bekanntlich so genannt nach einem von 12 Löwen getragenen Springbrunnen. Noch ganz wohl erhalten und an beschädigt gewesenen Stellen vortrefflich und daher nicht wahrnehmbar ausgebeffert, bevölkert die Phantasie den herrlichen Platz unwillkürlich aufs neue mit den Gästen seines Erbauers Muhamad (1377), der in ihm zu dem ernstern Myrtenhofe und seinen anliegenden Gemächern, von Alhamar erbaut, ein mehr heiteres und dem Genusse und der Freude dienendes Seitenstück schuf. Um den Löwenhof läuft eine Galerie herum,

getragen von nur 6 Ellen hohen und 8 Zoll starken weißen Marmor Säulen, welche bald einzeln, bald zu zwei, drei oder vier gruppiert stehen. Die Zwischenräume zwischen den eleganten Hufeisenbögen sind von unübertrefflicher Zierlichkeit in durchbrochener Filigranarbeit ausgeführt, so daß man nirgends von dem Bauwerke den Eindruck des schweren Baumaterials erhält, sondern meint, ein Goldarbeiter habe hier anstatt des edeln Metalles einmal in Stein und Gyps gearbeitet.

Ein halbes Jahrtausend beinahe und noch ganz unbeschädigt steht in der Mitte des Hofes der Löwenbrunnen, dessen 12 Träger nur entfernt den Löwen gleichen, da es bekanntlich der Koran verbietet, ein lebendes Wesen nachzubilden. Aber ringsum schaut über die säulenge tragenen, mit tausend Zierathen beladenen Wänden das plumpe spanische Dach herunter, wo früher prachtvolle Galerien den Blick auf die reizende Vega gestatteten.

An den Seiten des Löwenhofes liegen die berühmten Gerichtssäle, salas del Tribunal, der Saal der Abencerrajen, Sala de los Abencerrajes, und der Saal der beiden Schwestern (Springbrunnen), S. de las dos Hermanas.

Doch weiter in das Labyrinth von Gemächern und Gängen und Treppen und Galerien mich zu versteinen, verbietet mir mein Gedächtniß, von dem nur der schöne Gesamteindruck fest und unverilgbar steht. Man müßte lange Zeit hindurch täglich diesen schönen Alcázar (Palast) besuchen, um eine Uebersicht über seinen innern Zusammenhang zu bekommen.

Doch glaube ich noch einige Bemerkungen über die Einzelheiten der maurischen Ornamentirung und deren Technik hinzufügen zu müssen, die man hier genau studiren kann.

Vielleicht könnte man die Verzierung eine überladene nennen, wenn die einzelnen Theile derselben groß genug wären, um auch in geringer Entfernung sich geltend machen zu können. Dies ist aber nirgends der Fall. Tritt man an eine Wand nahe heran, so ist sie ganz und gar bedeckt mit feinen Skulpturen, eben so oft aus verschlungenen Koransprüchen und Lobpreisungen der Herrscher (wozu sich die arabische Schrift sehr gut eignet), wie aus eigentlichen Arabesken — deren Name ja eben hier seine Geburtsstätte hat — und Entlehnungen aus der Pflanzenwelt. Man sieht dabei, daß auf einer großen Wand oft die verschiedensten Zierrathen felderweise und ohne Ordnung abwechseln, während wir es für eine Unmöglichkeit halten würden, auf einer Wand vom Zimmermaler felderweise verschieden gezeichnete Schablonen malen zu lassen. Tritt man aber nur sechs oder acht Schritt zurück, so verschwindet die Verschiedenartigkeit der Verzierungen durch ihre Feinheit und man glaubt ein feines, blaßgelbliches Spitzengewebe über die buntfarbige Wand gespannt. Es sind nämlich alle Vertiefungen zwischen den sehr symmetrisch vertheilten, immer den reinen etwas gelblich gefärbten Gyps zeigenden Reliefs mit verschiedenen, aber immer leuchtenden und entschiedenen Farben angemalt, so daß dadurch zwischen den Reliefs die elegantesten bunten Figuren und Zeichnungen, als Sonnen, Rosetten, Sterne u. dergl. entstehen. Man hat in neuerer Zeit sehr geschmackvolle bunte Luxuspapiere, welche einen passenden Vergleich mit einer Wanddekoration der Alhambra abgeben. Ich möchte es einen Charakter der maurischen Wanddekoration nennen, die schwere Aufgabe zu lösen, eine große Wand ganz mit ungleichen Skulpturen zu bedecken, deren Ungleichheit in der Ferne

wieder verschwindet. Wie eine blumige Wiese, auf welcher die Blumen ungleichmäßig vertheilt sind, von weitem dennoch aussieht, als wäre sie von Floras Hand mit größtem Fleiße arrangirt.

Freilich sind nicht überall die Farben noch lebhaft. Aber in einem Saale hatte man sie an einer Wand wieder aufgefrischt und ich konnte daraus abnehmen, daß die Zimmer der Alhambra, als sie noch in ihrer Farbenpracht glänzten, einen eigenthümlichen Effekt hervorgebracht haben müssen. Es ist mir schwer, ihn verständlich zu bezeichnen. Die Zimmerdekoration der Mauren war wie sie selbst waren. Nämlich im Gesamteindruck einfach, ernst, aber in ihrer Rede blühend und bilderreich. Diese Mauern reden auch. Ich habe mich stundenlang mit den Wänden eines Saales unterhalten, ehe ich alle die hunderterlei kleinen Zierrathen verstanden und unterschieden hatte. Mit dem Beschauen eines deutschen oder französischen Prunksaales ist man bald fertig.

Uebrigens ist Skulptur hier nicht das richtige Wort, denn nirgends sieht man die Arbeit des Meißels. Alles ist bloß Abguß in Gyps. Es sind, meist bloß etwa 8 Zoll in's Geviert große, Gypsplatten, mit welchen die Wände bekleidet sind, und deren Verzierungen miteinander so correspondiren, daß sich daraus eben die phantastischen Arabeskenmuster zusammenfügen. Spanien, das Land des Gypses, zeigt in der Hütte wie in der Alhambra die Wände mit Gyps bekleidet.

Ein anderer Charakter der Zimmerdekoration der Alhambra ist, daß Glätte und Einfarbigkeit der Wände nie beisammen vorkommen. Einfarbige Flächen, wie in den Galerien, sind immer mit den zierlichen Reliefs bedeckt; und glatte, näm-

lich die von der Diele an gegen 2 Ellen hohen Socken der Wände, bestehen immer aus dem zierlichsten Mosaik bunter glasierter Fayence-Steine. In der Verfertigung und in der Zusammensetzung derselben zu den geschmackvollsten Mustern und Borden sind die Mauren Meister gewesen.

Von ganz besonderer Wirkung und von der verwickeltesten Zusammensetzung sind die tropfsteinähnlichen Zierrathen, welche namentlich zur Ausfüllung der Ecken an den Plafonds dienen und aus denen in einem Gemache neben dem Saale der beiden Schwestern die ganze kuppelförmige Decke zusammengesetzt ist. Ich halte diesen Theil der maurischen Ornamentirung für den ihr eigenthümlichsten und kunstvollsten. Diese Kuppel, aus hängenden Bogen und kleineren Kuppeln zusammengesetzt, vereinigt zahllose kleine Einzelheiten von der künstlichsten und verwickeltesten Anordnung zu einem Ganzen, welches auf jeden Beschauer sofort den Eindruck einer mit Stalaktiten behängten Höhlenwölbung machen muß. Scheinbar regellos, stehen die einzelnen kleinen hängenden gleichgestalteten Stalaktiten doch unter einander in einer symmetrischen Anordnung, welche ich für das Schwierigste in dem ganzen Kunstwerke, welches die Alhambra-Säle sind, halte. Es wurde mir schwer die einander entsprechenden Glieder dieser verwickelten Construction zusammen zu finden. Diese Kuppel genau abzuzeichnen halte ich für eine halbe Unmöglichkeit.

Die Decken der Gemächer bestehen fast durchgehend aus dem zierlichsten Holzmosaik in eckigen und geradlinigen Figuren und mit Verwendung bunter Farben und reicher Vergoldung, welche zum Theil noch in ihrem ursprünglichen Glanze strahlen. Meist jedoch sind es gerade die von der Zeit ihres

Farbenschmuckes beraubten und gebräunten Holzdecken, was fast sämmtliche Gemächer in einem nur düstern Lichte erscheinen läßt. Wegen der Dicke der Mauern geben auch die wenigen nicht über mannhohen Altanfenster nur wenig Licht, und vor jedem bildet die tiefe Mauerbrüstung ein unbeschreiblich zierliches kleines Gemach, vor welchem die ganze Pracht des schönsten Landschaftsbildes ausgebreitet liegt.

Stundenlang verweilte ich in den genannten Gemächern, deren rein maurischer Anstrich sich immer so vollkommen meiner bemesterte, daß aus meinen Gedanken und meiner Einbildungskraft alle europäischen Formen ganz und gar verdrängt waren. Ich schauete, dachte und empfand in jener Zeit, wo hier orientalisches Leben sich bewegte. Man wird es daher nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß es mich unangenehm berührte, in der kleinen noch ganz wohl erhaltenen Moschee die Attribute des Christenthums im Renaissance-Styl angebracht zu finden. Es erschien mir wie ein am Christenthum begangenes Unrecht, denn auch dem eifrigsten Christen müssen hier diese Dinge wie unberechtigte Eindringlinge erscheinen. Am unrechten Orte verliert das Beste.

Jedesmal, wenn ich aus der unscheinbaren Eingangspforte wieder hinaustrat in den weiten Hof der Festung, mußte ich mich fragen, weshalb ich nicht länger blieb; denn des Schauens müde oder wieder verlustig der maurischen Inspiration war ich ja noch nicht.

Wieder ging ich achtlos an dem unvollendeten Palast Karls V. mit seiner ebenso anmaßenden als unwahren Inschrift: „plus ultra“ vorbei über den weiten Hof bis zu demjenigen Theile desselben, welcher den Namen Platz der Cister-

nen, Plaza de los Albíjes, führt. Aus zwei tiefen Brunnen zieht man hier noch wie zu der Maurenzeit das Darrowasser herauf. Vor mir ragten die ungeheuren Thürme, Torre de las Gallinas und del Homenaje, empor; links stand die Puerta del Vino. Ich ging nach der rechten Seite, wo eine niedrige Brustwehr den nordwestlichen Rand des Hofes abgrenzt, der dort an einem steilen Absturz des Felsens endigt, auf welchem die umfangreiche Festung liegt. Von hier aus hat man eine entzückende Aussicht über einen tief unten liegenden Theil der Stadt und auf die terrassenförmig an dem Cerro de San Miguel liegenden Straßen und Gärten, über denen die Sierren de Alfacar, Ilora und Moelin hervorragen.

Die beiden genannten Thürme und eine hohe sie verbindende Mauer schließen von dem Alhambrahof die Alcáza (Castell) der Alhambra ab, an deren westlichem Absturze die mächtige Torre de la Vela aus der Tiefe emporragt. Auf der Plattform dieses colossalen, wie alle viereckigen, Thurmes pflanzte der Cardinal von Spanien Pedro Gonzalez de Mendoza vor den Augen Ferdinands und Isabellas das Kreuz auf, welche an jenem zweiten Januar zitternd vor Ungeduld unten auf dieses Zeichen der Einnahme der Alhambra warteten.

Ich genoß von hier eine der schönsten Aussichten, an denen das schöne Spanien so reich ist. Eine ungeheure Glocke, welche hier zwischen zwei Pilastern hängt, läßt jede Nacht ihre Rufe über die Vega hinaus schallen, wodurch sie den Regabewohnern die Signale zur Regelung und Vertheilung des Wassers giebt. Am Tage ertönt ihr eherner Mund nur am Jahrestage der Einnahme Granada's.

Wir verlassen die Alhambra. Mehr, als das Mitgetheilte kann ich meinen Lesern nicht bieten, denn — ich schäme mich fast es zu sagen — ich war nur drei und zwar drei Regentage in dem herrlichen Granada, und das ist fast nicht mehr als meine drei Tage in Paris. Dennoch habe ich einen unverlierbaren Erinnerungsschatz mit fortgenommen.

Granada erschien mir in den drei trüben Regentagen wie eine schmollende Schöne, der man es aber dennoch ansieht, wie schön sie ist.

Ich muß meine hier vielleicht unbefriedigt bleibenden Leser daran erinnern, daß ich im Dienste der Wissenschaft reiste, dessen Befolgung mir namentlich in Granada schwere Opfer kostete an Entbehrungen von Genüssen, wegen deren allein Andere nach Granada reisen.

Gehen wir hinunter in die Stadt.

Granada ist eine Stadt, in der sich ein buntes vielgestaltetes Leben regt. Das ganze Aussehen erschien mir viel mehr echt spanisch, als es selbst in Murcia der Fall gewesen war, obgleich diese Stadt viel weniger vom Verkehr mit der Außenwelt berührt wird. Es scheint eben, als ob Andalusien lebhafter und heißblütiger sei, dagegen das zwar heißere Königreich Murcia mehr den Ernst der maurischen Bevölkerung beibehalten habe.

Von früh bis in den späten Abend wimmeln die Straßen von Verkäufern aller Art und obgleich meine Posada in keiner der ersten Hauptstraßen lag, so gab mir doch schon das Schauen aus dem Fenster Gelegenheit, die Straßenphysiognomie Granada's zu studiren. Die schon in Murcia erwähnte Sitte der Handwerker, bei offenen Thüren in ihren an der Straße

liegenden Werkstätten zu arbeiten, vor deren Eingängen immer der ober jener Nachbar mit dem Meister plaudernd steht, trägt nicht wenig zur Belebung der Straßen bei. Granada scheint für weit und breit die Guitarren zu liefern, denn fast auf jeder Straße fand ich mehrere Werkstätten, die sich von gewöhnlichen Tischlerwerkstätten kaum unterscheiden und die dennoch wohl jedenfalls auch darauf Anspruch machten, als Fabriken musikalischer Instrumente höher angesehen zu werden.

Da meine Posada eine sehr besuchte zu sein schien, so hatte ich sehr viel Gelegenheit, mich an dem stattlichen Anblick zu erfreuen, den ein wohlhabender Landmann darbietet, wenn er auf seinem andalusischen Roß und in vollkommen andalusischer Tracht angesprengt kommt. Letztere unterscheidet sich wesentlich von der murcianischen und ich glaube auch, daß die eifrigen Hauche der Sierra Nevada es den Granadinos schwerlich erlauben würde, jene leichte lustige Tracht zu wählen. Man kann in der That nicht leicht etwas Malerisches sehen, als einen berittenen Andalusier. Die Schönheit ihrer Pferde ist bekannt und die reiche wallende Mähne und der lange volle Schweif giebt ihnen entschieden einen, ich möchte fast sagen poetischen Anstrich. Die große Satteldecke ist meist von scharlachrother Wolle, vor und hinter dem Sattel mit dicken lang herabhängenden Fransen besetzt. Der Sattel selbst, so wie das Riemenzeug und der Steigbügel sind vollkommen maurisch. Der Reiter trägt eine meist braune oder graue Reitjacke, am Kragen, am Rücken und auf der Brust, oft auch auf den Ellbogen und Aufschlägen mit bunten Verzierungen von ausgeschnittenem Tuch, Borden und Schnüren besetzt. Die ziemlich eng anliegenden Beinkleider sind an der äußern Naht mit einer

Reihe dicht stehender Metallknöpfe besetzt; sie reichen nur bis auf die halbe Wade und sind äußerlich vom Kniee an aufgeschliffen und Schliß, Saum und äußere Naht mit einer fingerbreiten Kante von anderer, meist blauer, Farbe besetzt. Ueber den Sandalen trägt er eine eigenthümliche Art Gamaschen, welche bloß oben und unten mit einem Hestel zusammengeheftet, übrigens aber an der Seite offen stehen. Vom obern Hestel hängt als Zierrath ein Bündel von schmalen Lederriemen bis herunter auf den Fuß. Am Sattelnopfe hängt stets die noch echt maurisch geschärfte Flinte; ich habe sogar reisende Kaufleute mit zweien gesehen. Ohne sie wird in Andalusien, wie überhaupt in Spanien, selten oder nie eine Reise zu Pferde gemacht. Erinnerung man sich an das fast immer schöne Männergesicht der Andalusier mit der gebogenen Adlernase, dem feurigen Blicke und dem zierlichen kohlschwarzen Bärtchen, dazu an den eigenthümlichen *Sombbrero calañes* — und man wird begreifen, wenn ich mich stets freute, einem andalusischen Reiter zu begegnen.

Wenn man die Gassen Granada's durchschreitet und namentlich von der Höhe des Alhambra Hofes sich einen Ueberblick über die große umfangreiche Stadt verschafft, von der ein großer Theil amphitheatralisch auf einem steilen Abhang erbaut ist, so wird man überall nachdrücklich daran erinnert, daß die mit ewigem Schnee bedeckte, über 12,000 Fuß hohe Sierra Nevada in ewigem Haber liegt mit dem südlichen Himmelsstrich, der sich ohne jene kalte Nachbarin hier viel entschiedener geltend machen würde, als er es nun kann. Dies spricht sich namentlich dadurch aus, daß fast alle die zahlreichen Balcone, welche übrigens in Granada nicht so allgemein sind, als in

Murcia und Barcelona, gegen den kalten Wind der Sierra durch erkerartige Ueberbaue, nur aus Fenstern zusammengesetzt, geschützt sind. Unten in der Alameda fand ich die Oleanderbüsche zum Theil mit erfrorenen Blättern, aber auf den hochgelegenen, vor den Stürmen der Sierra Nevada geschützten Theilen der Stadt blickten aus den Gärten üppige Spuntiabüsche, Agaven und Cypressen behaglich auf ihre erfrorenen Schwestern herab. War auch jetzt, in den ersten Tagen des Mai, ein sehr kühles Wetter, wie selbst wir Deutsche es zu dieser Zeit nur ausnahmsweise so haben, so daß ich trotz meiner warmen Kleidung nach mehrstündigem Umherlaufen ganz erfroren nach Hause kam, so standen doch auf allen Straßen Aguaderos, Wasserverkäufer, welche auf dem Rücken eines Esels ein ganz und gar mit Spheuranken verkleidetes Fäßchen in der Stadt herumführten, aus welchem sie ohne Unterlaß reines klares Wasser an die Vorübergehenden verkauften. Dies fiel mir nicht nur deshalb auf, weil die Temperatur noch keineswegs diese Kühlung erheischte, sondern auch weil Granada durchaus keinen Mangel am schönsten Wasser hat. Ich konnte nicht umhin, mir die Frage vorzulegen, warum nicht auch in Deutschland dieser Gebrauch und dieser sehr einträgliche Erwerbszweig bestehe. Es fielen mir unwillkürlich die langen sonndurchglühten Straßen Berlins ein. Wäre dies nicht eine recht erhebliche Abhülfe der mehr und mehr überhand nehmenden Erwerblosigkeit der untern Classen? Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Spheubekleidung diesen wandernden Quellen nicht bloß ein äußerst gefälliges Ansehen gab, sondern auch wesentlich dazu beitrug, das Wasser frisch zu erhalten. Der Granadino muß aber mit seinem Blut

Noth haben, denn er küßt es nicht bloß jeden Augenblick mit Wasser ab, sondern er sorgt auch häufig für unmittelbare Verringerung seiner Blutmasse. Ich meine nicht die häufig vorkommenden Messerstiche des aufwallenden Jähzorns, sondern die Sangrados, deren Geschäftslokale man fast auf jeder Straße findet. Das ist ein schrecklich klingendes Wort. Es kommt von sangre, das Blut, her und bezeichnet also buchstäblich einen Mann, welcher in Blut arbeitet, denn die Endsilbe ador entspricht der französischen ateur. Würden wir eine ähnliche Benennung bloß mit dem Worte Blut und einer die Beschäftigung damit andeutenden Endsilbe machen wollen, gewiß es würde ein entsetzliches Wort werden und an Mord und Todtschlag erinnern! Die ganz unschuldigen Leute sind Aderlasser und Blutegelseher. Ob sie von der medicinischen Facultät zu diesem oft so sinnlosen Eingreifen in den materiellen Lebensvorrath des menschlichen Körpers autorisirt sind, weiß ich nicht. Wahrscheinlich. Die medicinische Wissenschaft, wie sie jetzt noch in ihrem Vorrechte dasteht, hat ja dazu die Vollmacht. Gewöhnlich steht auf den Aushängeschildern dieser Leute sanguijuelas por menor y mayor, das heißt: Blutegel einzeln und im Ganzen; in Spanien eine sehr gesuchte Waare.

Es ist zwar anscheinend eine unbedeutende Kleinigkeit, aber ich erwähne es dennoch, daß ich für eine kleine Kiste von etwa einer Kubikelle Inhalt 24 Rgr. und für 2 Pappendeckel 14 Rgr. bezahlen mußte. Ich erwähne es, weil es mir recht bezeichnend dafür zu sein scheint, daß diese beiden Gegenstände zuletzt doch in zwei Gebiete gehören, die eben in Spanien sehr wenig cultivirt sind. Es war mir bisher immer aufgefallen (und es ist auch im fernern Verlauf meiner Reise fast durch-

gänglich dabei geblieben), daß ich, wenn ich etwas kaufte, es niemals in Maculatur eingewickelt erhielt, sondern immer in Papel de estraza, das ist ein Papier, welches fast nur aus hänsenen Abgängen, namentlich abgelaufenen Sandalen bereitet wird. In Spanien lernte ich Respect bekommen vor dem Worte „Maculatur“. Sie bildet auf dem Culturgange des Menschengeschlechts die Fußstapfen der Wissenschaft. Wo kein Maculatur ist, da sind entweder die Buchhändler so schlau, kein Buch zu drucken, von dem ihnen auch nur ein Exemplar als Maculatur übrig bleiben könnte, oder — es giebt da eben keine Wissenschaft!

Gegen Abend erfreute mich eine Sitte, welche gewissermaßen auf ehrlicher Unmittelbarkeit beruht. Da treibt man nämlich Ziegen, Kühe, selbst Eselinnen durch die Straßen und dann kommen die schwarzäugigen Granadinas und lassen sich aus den strogenden Eutern der Thiere die unverfälschte Ziegen-, Kuh- oder Eselsmilch frisch in ihre Töpfchen melken. Ist dies nicht auch practisch und nachahmungswerth? Granada hat mehrere kleine hübsche Plätze mitten in der Stadt, die durch einen reichen Blumenflor zugleich auch reizende Gärten sind. Ueberhaupt habe ich fast in allen spanischen Städten und so auch in Granada in vielen Häusern die angenehme Ueber- raschung gefunden, im Innern der Häuser statt unserer unfreundlichen Höfe blühende Gärten zu sehen. Das war unter anderen auch der Fall in dem Gouvernementsgebäude, welches ich in Granada, um ein Lebensattest zu erlangen, besuchen mußte. Noch mehr aber als über den freundlichen Garten in seinem Innern erstaunte mein wohlgeschultes deutsches Innere über die formlose Geschäftsführung im despacho (Büreau)

des Palastes — da saßen die Actuarien und Schreiber den Hut auf dem Kopfe und die Cigarre im Munde! Ist denn der Rauch dem feinen Räderwerk der Staatsmaschine nicht nachtheilig?

Granada scheint der Sitz alles schlechten Kupfergeldes von Spanien zu sein. Als ich meine Rechnung in der Posada mit einer etwas schadhaften Unze (16 Duros oder 21 Thlr. 10 Sgr.) bezahlte, bekam ich für zwei Duros (2 Thlr. 20 Sgr.) Kupfergeld heraus, hinreichend, um einen ansehnlichen Fischkessel daraus zu machen und eine Musterkarte von allen gangbaren und nicht gangbaren spanischen Münzen darstellend.

Nächst Barcelona habe ich nirgends so viel Fremde unter der Straßenbevölkerung bemerkt, als in Granada. Die Söhne Albions, wie immer und überall, hatten ein ansehnliches Contingent dazu gestellt, denn bekanntlich braucht man nicht zu fragen: sind Sie ein Engländer? da meist der ganze Mann eine Antwort darauf ist. Dieser zahlreiche Besuch von Engländern hat nicht verfehlt, einige äußerst comfortable Hotels, gewissermaßen englische Reifecolonien, hervorzurufen. Darin liegt eben ein Unterschied zwischen dem Engländer und dem Franzosen und Deutschen. Der Engländer schleppt überall sein Vaterland hinter sich her; er mag sein wo er will, im eleganten rheinischen Hof in Biebrich am Rhein oder in der Fonda de Alhambra in Granada: überall ist er in England. Der Franzos nimmt bloß die Erinnerung an la belle France mit und seinen heiteren Lebensmuth und schwagt sich durch die ganze Welt; der Deutsche nimmt gar Nichts mit als Alles anstaunende Aufmerksamkeit. Er nimmt aber sicher am meisten mit heim. Er vergißt sogar oft seine Nationaleigenschaft

darüber, die Gründlichkeit. Dagegen habe ich in der Alhambra, so oft ich hinauskam, ^{den Schmied} einen jungen Engländer mit echt deutscher Gründlichkeit an den Eingang der Sala de los Embajadores gelehnt, sein Reisehandbuch studirend, gefunden. Ich glaube fast, der Hauptreisegenuß für manchen Engländer bestehe darin, seinem Reisehandbuche an Ort und Stelle Unrichtigkeiten und Mängel nachzuweisen.

Beinahe hätte ich halb Granada in Alarm gebracht, erhielt aber dabei nur Gelegenheit zu erfahren, daß der Spanier nicht so leicht zu allarmiren ist, als ich geglaubt hatte. Ich erwachte nämlich in einer der drei Nächte, die ich in dem schönen Granada war, wie ich glaubte, durch das Tönen der Sturmglocke. Es war Nachts gegen zwei Uhr und als ich aus dem Fenster sah, bemerkte ich ungefähr sechs Häuser von der Posada, wie ein heller Feuerschein ein gegenüberliegendes Haus grell beleuchtete. Ich zweifelte nicht, meiner Sache gewiß zu sein, ob ich gleich auf den Straßen noch kein Leben bemerkte und schrie zuversichtlich mein „Paco!“ „Ramon!“ „suego!“ „incendio!“ in den Hof, bis endlich mein Zimmernachbar ziemlich schläfrig aus seinem Bett mir mit einem „Wodenn?“ Rede stand. Ich glaube, ob ich gleich meiner Sache nicht ganz gewiß bin, daß er nicht einmal aufgestanden ist, denn er wußte, was ich nicht gewußt hatte, daß das eigenthümliche Läuten aller Glocken irgend einem Heiligen und nicht dem fleißigen Schmied gegolten hatte, dessen Feuer es jedenfalls war, was mich irre leitete.

Da mir es das Wetter durchaus unmöglich machte, die Umgegend von Granada zu durchstreifen, um zu sammeln, so mußte ich mich auf dem Markte schadlos halten. Jeden

Tag war ich ein schnell auf's Korn genommener Kunde der Caraceloras, bei denen ich auch eine neue Schneckenart fand, welche ich zu Ehren ihrer herrlichen Geburtsstätte, der Sierra de Loja, *Helix loxana*, genannt habe. Jedoch scheinen die Caracoles bei den Granadinos kein so beliebtes Gericht zu sein, wie anderwärts, denn ich fand fast überall mehr Schnecken zu Markte gebracht, als hier. Leider scheint die Sierra Nevada hinsichtlich der Mollusken noch niemals auch nur einigermaßen durchforscht worden zu sein, denn die erwähnte Schnecke scheint sehr gemein auf den Vorbergen der Sierra zu sein, und doch war sie eben für die Wissenschaft noch neu. Es wurmte mich, so unverrichteter Sache an dem mächtigsten Gebirgsstock Spaniens vorübergehen zu müssen; aber bis tief herab hatten die Regentage meines Hierseins die Höhen mit frischem Schnee bedeckt.

Nachdem ich meinen Aerger über die unverschämte Rechnung der Posada de la Espada verbissen hatte, machte ich mich am siebenten Mai auf den Weg nach Loja. Ich schied von Granada mit dem Gefühl desjenigen, der nach der alten Gesundheitsregel vom Tische aufsteht, wenn es ihm eben am besten schmeckt. Ich fürchtete mich bereits im Voraus vor meinen eigenen Vorwürfen, die ich mir voraussichtlich darüber machen würde, in Granada gewesen und es am vierten Tage bereits wieder verlassen zu haben. Begreifen wird es freilich bloß derjenige, welcher den Wissenschaftseifer des Naturforschers kennt. Zudem war ich fast ohne Unterbrechung durch kaltes regnerisches Wetter beeinträchtigt gewesen und dazu kommt noch, daß Granada die einzige große Stadt Spaniens geblieben ist unter allen von mir besuchten, wo ich keine persön-

liche Verbindung zurückgelassen habe. Ein von Guirao erhaltener Empfehlungsbrief an einen botaniktreibenden boticario (Apotheker) war erfolglos gewesen. Nachdem ich dreimal vergeblich bei ihm gewesen und ihm den Brief hinterlassen hatte, beliebte es ihm, als seltene Ausnahme von der spanischen Artigkeit zu glänzen, denn er machte mir in meiner Posada, von deren Rangordnung er vielleicht einen ungünstigen Rückschluß auf meine Person machte, keinen Gegenbesuch.

Ich will mich aber auch revangiren und hier verrathen, daß die Herren Apotheker bei dem Spanier nicht eben beliebt zu sein scheinen; denn wenn er sagen will, es komme etwas gerade zur rechten Zeit, so sagt er: como pedrada en ojo de boticario, wörtlich: wie ein Steinwurf in das Auge eines Apothekers. *Cómo una pedrada en el ojo de un boticario.*

Ueberhaupt bin ich mit der Botanik in Spanien unglücklich gewesen. Seit meiner Abreise in Murcia fast bis zu meiner Rückkehr dahin am 1. Juni war ich so sehr durch Regen und feuchte Luftzustände verfolgt, daß mir dadurch das Trocknen der gesammelten Pflanzen nicht bloß sehr erschwert, sondern ein großer Theil derselben geradehin verdorben wurde. Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung für diejenigen meiner Leser einzuschalten, welche vielleicht in ähnlichen naturwissenschaftlichen Absichten Spanien bereisen wollen, mir darin nicht nachzufolgen, wozu ich freilich durch die wissenschaftliche Aufgabe meiner Reise gezwungen war, nur nach kurzen Aufenthalten immer vorwärts zu streben. Ein in dieser Hinsicht im Voraus bestimmter Plan mit längeren mehrwöchentlichen Ruhepunkten ist durchaus erforderlich. Botanikern ist dabei dringend anzuempfehlen, was ich schon gelegentlich einmal

bemerkt habe, ihre möglichst vollständig wissenschaftliche Ausrüstung vom Hause mitzunehmen. Als ich in Baza zum Einpacken meiner getrockneten Pflanzen einiger Pappendeckel dringend bedürftig war, waren durchaus keine aufzutreiben. Der Bemühung des Wirthes war es endlich gelungen, irgendwo die beiden Deckel eines alten Folianten herbeizuschaffen, für die man mir nach unserem Gelde nicht weniger als 16 Agr. abverlangte! Dagegen findet der Botaniker in dem Papel de estraza ein Papier zum Pflanzentrocknen, wie wir in Deutschland keines haben und um welches die spanischen Pflanzensammler zu beneiden sind.

Ich übte mich zum letzten Male in der Kunst, mein Zimmer zu verschließen und bedauerte es fast, nun scheiden zu müssen, nachdem ich dies endlich gelernt hatte. Nach der Beschaffenheit der spanischen Schlösser zu urtheilen, müssen dort Hausdiebstähle und Einbrüche nicht gefürchtet werden.

Ich schied und hoffte damals nicht, Granada sobald noch einmal wieder zu sehen. Begleitet von den Blicken des gaffenden Straßenpublikums schritt ich hinter meiner Tartane die Gassen entlang zum Thore hinaus und bemitleidete meine Hunderte eingepackter Schnecken, welche wahrscheinlich glauben mochten, ein Erdbeben erschüttere die granadischen Berge, ihren bisherigen Aufenthalt; denn das entsetzliche Straßenpflaster prüfte auf's Neue die Festigkeit des Baues meines Wagens.

XIII.

Bega von Granada; Santa Fé; Loja; Colmenar, wunderthätiges Heiligenbild, Montes de Colmenar, Bildung derselben; Herabsteigen nach Malaga; Malaga.

Meine Richtung war eine rein westliche. Ich wunderte mich, nicht weit von der Plaza de Toros zwei Dattelpalmen zu finden, die ich für den Hauch der Sierra Nevada zu empfindlich geglaubt hätte. Die hinten offene Tartane verstattete mir wehmüthige Rückblicke auf die Stadt, aus welcher die mächtigen Thürme der Alhambra majestätisch hervorragten. Aber die Sierra Nevada wollte sich mir nicht in ihrer ganzen Schönheit zeigen; nicht bloß ihre beiden höchsten Ruppen, der Mulhacen und der Picacho de Beleta, sondern ihr ganzer breiter schneebedeckter Rücken steckte tief in einer grauen Wolkenhülle. Der Weg führt viele Stunden lang durch die Bega von Granada, welche der Genil bewässert. Seine Vertheilung scheint aber nicht so fein verzweigt und so umfangreich zu sein, wie z. B. um Murcia und Valencia und ich hatte ja zu meinem Verdruß den Grund davon hinlänglich kennen gelernt: es fehlt der Nachbarin der Sierra Nevada niemals so an Regen, wie es z. B. in der Bega von Murcia der Fall ist. Das Wetter klärte sich allmählig auf und der schönste blaue Himmel lagerte sich über die reizende Landschaft, nur die Sierra behielt eigenstinnig ihre Nebelkappe auf. Ich sollte noch Gelegenheit erhalten, einen der zahlreichen Vorzüge Granada's, seine reine, klare, gesunde Luft kennen zu lernen.

Wir kamen durch die kleine, von Ferdinand und Isabella zur Zeit der Einnahme Granada's gegründete Stadt Santa

Fé, die wir ohne Aufenthalt durchschritten. Rechts und links am Wege breiteten sich wahre Blumengärten aus, denn das wasserreiche Frühjahr hatte am Wege und auf unangebauten Plätzen eine unbeschreiblich üppige Fülle von Feldblumen hervorgerufen, die eben mit Millionen Blüthen leuchteten. Nie werde ich eine Stelle vergessen, welche fast buchstäblich mit den großen scharlachrothen Trichterblumen einer prächtigen Winde (des schon erwähnten *Convolvulus althäoides*) bestreuet war. Dieses wunderschöne Gewächs, ein Stellvertreter unserer schlichten Ackerwinde, hat mich fast auf meiner ganzen Reise, mit Ausnahme Cataloniens, begleitet.

Je näher wir Loja kamen, wobei wir den Gacin, einen Seitenfluß des Genil, überschreiten mußten, destomehr rückten von beiden Seiten malerische Berge heran, unter denen die mächtige Sierra de Loja sich besonders hervorhebt. Die letzte Wegstunde bis Loja gehört zu den reizendsten Parthien meiner Reise. Der zwischen fruchtbaren Hügeln sich hinschlängelnde Genil kleidet ein schönes Thal in üppiges Grün, während er selbst als stiller Wohlthäter sich im Schatten seinem Ufer folgender Bäume verbirgt. Die Pflanzenwelt zeigte sich fast noch üppiger als näher bei Granada und oft hätte ich Landschaftsmaler herbeigewünscht, um an den riesenhaften Disteln, die aus den Steinhaufen der Landstraße hervorsproßten, Studien zu machen. Es wäre dies eine Uebung gewesen, die gewiß manchem Landschaftsmaler höchst nöthig gewesen sein würde; denn leider malen gar viele von ihnen auch heute noch, wo überall ein treues Anlehn an die Natur sich geltend macht, häufiger die Phantasiegebilde ihrer Schule, als wirkliche Pflanzen. Als ob es erst noch nöthig wäre, der reichen

Pflanzenwelt durch die Phantasie des Malers nachzuhelfen! Mancher Haufen von Chauffeesteinen versetzte mich recht lebhaft in unsre deutschen Gärten, denn aus ihnen sproßte in einer Fülle und Ueppigkeit, wie unser Boden und unser Klima sie nicht zu Stande bringen können, die schöne Mariendistel, *Carduus marianus*, mit ihren kräftigen weißgeaderten Blättern.

Wie sehr in Spanien der Transport durch Lastthiere dem Wagentransport vorgezogen wird, zeigte mir kurz vor der Stadt eine ganze Caravane von Eseln, von denen jeder zwei Duzend Rohrstühle trug.

Ich muß es zu meiner Schande gestehen, daß die reizende Natur es nicht vermocht hatte, meinen Mißmuth ganz zu beschwichtigen, den ich darüber empfand, daß wir von Granada bis hierher auf ganz gutem Wege doch auch nur Schritt gefahren waren. Und mich trieb es doch mit so großer Ungeduld vorwärts, um in Malaga, Belez Malaga, Motril in den Glanzpunkt südeuropäischer Vegetation zu kommen! Ich war noch nicht völlig hispanisirt; dazu gehört aber, in der Tartane unweigerlich im Schritt zu fahren, in dem Postwagen nicht schnell genug fahren zu können. Noch mehr würde ich mich schämen, wenn es nicht ganz natürlich und ein Beleg für die Allgewalt des Stoffes wäre, daß, was der Natur nicht gelungen war, in Loja einem — guten Mittagessen gelang. Der *Paradise de los Angelos* ist aber auch der Glanzpunkt aller Posaden meiner Reise. Und für zwölf Realen für ein pompöses Mittagessen, glaube ich, die Wiedergewinnung meines Gleichmuthes am Ende doch nicht zu theuer erkauft zu haben. Ich hatte den ganzen übrigen Theil des Nachmittags mit dem Einlegen meiner unterwegs gesammelten Pflanzen zu

thun und mußte mir einen Spaziergang in die reizende Umgebung Loja's versagen. Als ich am andern Tage in sonniger Morgenkühle meine Reise fortsetzte, sah ich erst am andern Ende der Stadt ganz die reizende Lage derselben. Ich fand die Stadt selbst ausnehmend nett und reinlich und es schien mir fast, als ob der Geist des Generals Narvarez, der meines Wissens hier geboren ist, in der Stadt walte oder diese jenem Ehre machen wolle. Sie liegt am nördlichen Fuße der nach ihr genannten Sierra auf einem sanften Abhange, an welchem eine schmale, vom Genil durchströmte Vega liegt, jenseits welcher ganz nahe ein mächtiger, an seinem Fuße mit Bäumen besetzter Bergrücken die Sierra del Cavallo sich erhebt. Loja war zur Maurenzeit ein Schlüssel der Vega von Granada, vertheidigt von einem Castell, dessen malerische Ruine sich an der Nordseite der Stadt erhebt.

Von Granada bis hierher waren wir auf einem Cammino real, das heißt einer Straße erster Classe gefahren, der aber eine Stunde hinter Loja leider aufhörte und in demselben Verhältniß immer unfahrbarer wurde, in welchem die Gegend an malerischem Reiz zunahm. Rings um mich sah ich die mir neuen Formen einer reichen Pflanzenwelt, die nun in voller Schönheit des Lenzes prangte. Ich erlebte hier den zweiten Lenz; den ersten in Murcia, der im Rücken der Sierra Nevada wieder verschwand oder wenigstens sich nur erst in schüchternen Entfaltung zeigte; hier sah ich zum zweiten Male den Höhenpunkt der Frühjahrspracht. Der Weg ging ohne Unterlaß bergauf, bergab und eine malerische Berglandschaft verdrängte die andere; wobei nicht selten in kurzen Zeitabständen die Pflanzenwelt auf das Auffallendste wechselte, je nach-

dem ich mich höher oder tiefer befand. Bald zeigten mir üppige Bistazienbüsche ihr freundliches Südgesicht, bald erinnerten mich die düsteren Carrascas an die rauhe Lage von Diezma jenseits der Sierra Nevada. Wir folgten lange Zeit Schritt für Schritt einem Carretero, der an seinem Karren drei Mulas vor einander gespannt hatte, von welchen die eine an ihrem ganzen Leibe die unzweideutigen Spuren des fürchterlichen Weges an sich trug. Sie stürzte auch plötzlich auf's Neue zusammen und wäre ohne Hülfe meines Ramon und Paco schwerlich wieder auf die Beine zu bringen gewesen. Ich verstand nun die Sympathie meines Ramon für die Nachfolge dieses Carro. Der Weg hatte ihm nicht geheuer geschienen und was hier einem Maulesel unseres Begleiters begegnete, hätte ebenso gut seinem eignen Thiere wiederfahren können. Es ist das das früher erwähnte Abhängigkeitsgefühl von einander, welches spanische Reisende aneinander kettet und zu gegenseitiger Hülfeleistung bereit macht. Es ist nicht bloß der Gesellschaft wegen, daß man gewöhnlich drei, vier Karren hintereinander fahren sieht, es ist ein Schutz- und Trugbündniß gegen die Unbilden der königlich spanischen Wegebaukunst.

Von dem Puerto de Alfarnate, einem die Sierra de Loja und de Alhama theilenden Gebirgspasse, bewegte sich unser Weg immer in dem Berglabyrinth, welches sich bis zur Meeresküste erstreckt und größtentheils aus krystallinischen Schiefergesteinen besteht. Gegen Abend kam ich, immer im Gefolge des besagten Carro, nach dem Städtchen Colmenar, welches ich schon lange Zeit, am Fuße eines hohen Kammes hinfahrend, vor mir liegen gesehen hatte. Die Landschaft glich einer der bekannten Ravensteinschen Relieffarten, denn von

meinem hohen Wege konnte ich eine weite Strecke des völlig kahlen wellenförmigen Hügellandes überblicken, in welchem Colmenar ähnlich dalag, wie der rothe Städtepunkt auf einer solchen Karte.

Zugleich mit einer Heerde von den Bergen heimkehrender rothbrauner Ziegen kam ich in dem lang an einem Hügel hingestreckten Städtchen an und befand mich nach wenigen Augenblicken in einer Posada unter dem Schutze irgend eines Heiligen. Ich fand nämlich in meinem gefängnißartigen Zimmer, da sein ziemlich kleines Fenster mit Eisenstäben vergittert war, auf dem alten schwankenden, einstmals sehr schön und kunstvoll furnirt gewesenen Tische eine in Holz geschnitzte, etwa 3 Fuß hohe Statue eines Heiligen in Bischofsornat. Sie war von großer Kunstschönheit und stark vergoldet, aber noch stärker verschmutzt. Wie mochte sie von heiliger Stätte zuletzt hierher verschlagen worden sein? Denn es unterlag keinem Zweifel, daß sie lange Zeit hindurch als wunderthätiges Heiligenbild eine große Rolle gespielt haben mochte. Die Augen, von Email, waren beweglich und die verloren gegangenen Hände hatten ohne Zweifel auch beweglich in segnender Haltung in den ausgehöhlten Armstummeln gehängt. Jetzt hätte ich sie wahrscheinlich für eine Kleinigkeit kaufen können, was ich gethan haben würde, wenn meine von profaner Wissenschaft bereits strogende Tartane für dieses Heiligthum noch ein Plätzchen gehabt hätte.

Am andern Morgen hoffte ich vergeblich auf dem Markt von Colmenar Schnecken zu erhalten und setzte meinen Weg nach Malaga fort. Lange Zeit waren die Berge, auf und an deren Rämmen der Weg bis dicht vor Malaga hinläuft,

von derselben geognostischen Beschaffenheit wie gestern. Ihre Gestalt und Verbindung untereinander forderte mich unwiderstehlich zu einem Erklärungsversuche ihrer Entstehung auf.

Ich sah rings um mich ein mehrere Geviertmeilen bedeckendes Hügelland, dessen Ruppen und Kämme gleichwohl eine bedeutende Höhe haben müssen, denn am südlichen Rande dieses eigenthümlichen Berglabyrinthes öffnete mir ein Einschnitt desselben eine weite Aussicht auf das noch wenigstens 3—4 Stunden entfernte Meer. Das ganze weite Gebiet machte mir den ganz bestimmten Eindruck, als sei unter der einstmals ein ebenes Hochplateau gewesen, mehrere 100 Fuß mächtigen Schicht von krystallinischem Schiefergestein der sie tragende Boden in ein Netz von Schlünden, Spalten und Löchern zerborsten, in welche dann der über diesem liegende Theil jener einsinken und wodurch dann eben das gegenwärtige Ansehen des Gebirges entstehen mußte. Ich weiß, daß dieser Erklärung triftige Gründe entgegenstehen, und dennoch erschien mir keines der von der Wissenschaft dargebotenen Mittel, zur Erklärung der Oberflächengestaltung der Erde, so passend als dieses. Denke man sich einen Speicher ellenhoch mit Sand bedeckt und daß dann in dem Fußboden desselben plötzlich gewundene Spalten und Löcher entstanden. Nachdem aus diesen ein Theil des Sandes durchgelaufen sein würde, müßte je nach der größern oder geringern Breite und nähern oder fernern Benachbarung der Spalten ein ähnliches Labyrinth von Sandbergen auf dem Speicher zurückbleiben. Wo bloß Löcher im Boden entstanden, müssen im Sande trichterförmige Vertiefungen entstehen, die sich ebenfalls in diesem Hügellande finden.

Dasselbe reicht bis nahe an Malaga heran, und fällt

dann ziemlich steil ab, so daß die Aufgabe, einen Fahrweg an diesem Absturze hinabzuführen, eben so schwierig war, als ausgezeichnet gelöst ist. Ich weiß nicht, ob von den Römern, Gothen oder Mauren. Nur soviel weiß ich, daß die Spanier schlecht den geerbten Weg unterhielten.

Seit Colmenar fand ich alle die beschriebenen Hügel mit Reben bepflanzt und ein größerer Weintrinker, als ich es bin, wäre daher ohne Zweifel in einer fortwährenden Verzückung gewesen, indem er durch das Geburtsland des edeln Malaga dahinfuhr. Auf der Höhe hatten die Reben erst begonnen, ihre Blätter zu entwickeln, und dies gewährte mir eben Gelegenheit, das also noch fast ganz kahle Relief des Gebirges unverhüllt zu sehen. Hier muß zur Zeit der Weinlese ein reges Leben herrschen, während jetzt die zahlreichen Winzerhäuschen und einzelne stattliche Villas der reichen Malagueños noch öde standen. Ich bemerkte hier wieder ungewöhnlich große Cypressen, welche mit ihrer schlanken Gestalt die Alleen, die sie in der Nähe einiger Weinbergshäuser bildeten, wie Pappelalleen erscheinen ließen. Ich würde aus der Ferne manche, der Höhe der Bäume wegen, auch dafür gehalten haben, wenn ich nicht längst hätte bemerken müssen, daß die italienische Pappel in Südspanien ganz zu fehlen scheint.

Am Anfange des jähen Absturzes fanden wir in einer höchst unscheinbaren Venta etwas, um was mich Mancher beneidet haben würde, einen köstlichen und über die Maßen billigen Malagawein. Er schmeckte viel milder als bei uns, weil man ihm zu weiter Versendung stets Weingeist zusetzen muß. Für zwei Silber Groschen war hier ein kleines Rauschchen zu

kaufen. Für 4 Quartos, einen Silbergroſchen, bekam ich zwei große Gläſer voll.

Der ſich in weit geſchwungenen Biegungen den Berg hinabſchlängelnde Weg bietet eine volle Stunde lang einen unaufhörlichen Wechſel der verſchiedenſten Anſichten dar. Bald ſieht man ſcheinbar ſehr nahe unter ſich Malaga mit ſeinem Hafen, bald ſieht man bloß das Thal des Guadamedina, jenseits deſſen ſich ganz gleiche Bergformen wie die beſchriebenen erheben; dann ſieht man wieder einmal nichts weiter, als die mit Zwergpalmen und anderem niederen Geſtrüpp bewachſenen Abhänge einer Bergſchlucht, oder die ſchönen Formen einer ſtatuengeſchmückten Villa in ihrem Weingarten.

Mit jeder Biegung des Wegs änderte ſich im Hinabſteigen die Pflanzenwelt zu immer ſüdlicherer Entfaltung und ſchon hieraus konnte ich die bedeutende Höhe abnehmen, bis zu welcher ſich dieſes weinreiche Gebirge erhebt. Wahrhaft überrascht wurde ich durch eine in hohem Grade frappante Erſcheinung: ich ſah weit über mannhohere Spargelſtengel vor mir ſtehen. Es waren die Blüthenſchäfte der Agave, welche jezt, wo ihre Blüthenarme noch von großen dreieckigen dicht anliegenden Schuppen als Keime bedeckt waren, eine täuſchende Ähnlichkeit mit Spargeln haben, wie wir ſie eſſen, wie ſie aber in Spanien faſt nicht geſeſſen werden. Man erzählte mir, daß ſich auch irgendwo ein Spanier mit einem nordiſchen Barbaren den Spaß gemacht hatte, mit dem ſpaniſchen Rieſenſpargel zu prunken.

Die Anſicht von Malaga, die ich auf meinem Schlangenwege zu wiederholten Malen hatte, die aber je nach deſſen Biegungen immer wieder verſchwand, bietet von dieſer Seite

her ein überaus malerisches Bild. Die Stadt von nicht unbedeutender Ausdehnung liegt dicht an der Meeresküste in dem Winkel, welchen mit ihr der Guadalmedina bildet, der selbst bei diesem regenreichen Wetter nur einen sehr schmalen Wasserfaden in seinem breiten Bett in das Meer schiebt. Dieser Fluß ist fast mehr eine Rambla als ein Fluß zu nennen und macht den unangenehmen Eindruck des Verfalles und der Abnahme. Mitten aus der Stadt ragt der ungewöhnlich hohe, schöne Verhältnisse zeigende Thurm der Kathedrale hervor, der durch seine Höhe alle übrigen so niederdrückt, daß man fast nur ihn allein sieht. Auch Malaga ist nicht ohne maurische Bauüberreste, deren einer, ein wunderschöner Hufeisenbogen, einst ein Thor, mir beim Einfahren in die Stadt angenehm auffiel; wie jedes Beegnen eines Ueberrestes dieses gestitteten Volkes mir immer einen angenehmen Augenblick meiner Reise gewährte.

Ich wählte den ersten Gasthof der Stadt, die Fonda del Oriente, welche aber keinesweges so brillant ist, wie man von einer Stadt vermuthen sollte, wo des bedeutenden Wein- und Südfrucht Handels wegen fortwährend ein großer Zufluß von Geschäftsreisenden ist. Die Fonda liegt an der schönen Alameda einer breiten mit Bäumen eingefassten Straße, zu dessen beiden Seiten gepflasterte Fahrwege und zwei Reihen eleganter Häuser liegen. Die Ruhebänke, welche zwischen Statuen zu beiden Seiten der Alameda vertheilt sind, ja fast die ganze Alameda selbst, waren unbenutzt, denn zu namenloser Verwunderung der Malagueños herrschte auch hier dasselbe kalte Regenwetter, was mich schon seit acht Tagen durch ganz Spanien verfolgte und was mir in sehr unerwünschter Weise das von mir gewählte Reisejahr zu einer hier unerhörten Ausnahme

stempelte. Die Alameda endet ziemlich nahe am Hafen, wo sie sich einer gegen das Meer stehenden Häuserreihe anschließt, vor welcher ein sich noch weiter die Küste entlang fortsetzender angenehmer Spaziergang hinzieht. Ein Theil dieses Spazierganges ist mit zwei Reihen eines Baumes bepflanzt, der von allen, die ich kenne, das reißendste Wachsthum hat. Es ist *Phytolacca dioica*, von welcher ich im botanischen Garten von Barcelona ein erst vier Jahre altes Exemplar gesehen hatte, dessen Stamm bereits 10 Fuß hoch und ziemlich einen Fuß im Durchmesser hatte. Später sah ich diesen Baum in Valencia blühen und er gewährt dann einen sehr hübschen Anblick, denn seine großen Blätter, von Größe und Gestalt derer des Kirschbaumes, haben rosenrothe Adern. Die kleinen Blüthen stehen in langen dichten Trauben, die in ungeheurer Zahl zwischen den Blättern vertheilt sind. Die Gestalt der Blätter und Blüthen gleichen sehr der einer andern Art derselben Gattung, der *Phytolacca decandra*, welche in Deutschland hie und da, namentlich wo viel Weinbau getrieben wird, in den Gärten zu finden ist, weil man mit dem dunkelrothen Saft der Beeren den Wein färbt. Es überraschte mich, von diesem einjährigen hinfalligen Gewächs hier einen so colossalen Gattungsverwandten kennen zu lernen.

Der Hafen von Malaga war gegenwärtig sehr arm an Schiffen, er ist aber kaum groß genug, um ihre Zahl zu fassen, wenn im Herbst die Ausfuhr der Südfrüchte, namentlich der Traubenrosinen im Gange ist. Der Hafen ist übrigens ziemlich offen und sehr wenig gegen Stürme geschützt.

Der Zufall begünstigte mich, daß ich in der Fonda einen deutschen Landsmann fand, der schon längere Zeit unbeschäftigt

in Malaga zugebracht und auch jetzt noch Muße hatte, mir als Führer in Malaga zu dienen. Die Stadt bietet aber wenig Sehenswürdigkeiten oder sonst Bemerkenswerthes dar. Sie hat, wie gewöhnlich die Städte maurischen Ursprungs, meist enge winkliche Gassen und wenig große freie Plätze. Auf dem Constitutionsplatze, der in keiner spanischen Stadt fehlt, wurden wie in Granada eben großartige Decorationen aufgerichtet, unter welchen die Prozession der *fiesta del corpus* (Frohnleichnamsfest) sich bewegen sollte.

Dicht neben der Stadt an der Meeresküste liegen die umfanglichen Ruinen des maurischen Castells Gibralfaro und nicht weit davon auf einem kleinen Felsen der Friedhof der Engländer, meines Wissens der einzige Begräbnisplatz Spaniens, den man Bekennern einer andern als der katholischen Confession gestattet hat. Der kleine Friedhof, in dessen Mitte eine Kapelle steht, ist unbeschreiblich reizend und vereinigt üppige Pflanzen des Südhimmels zwischen den großentheils schönen Grabmälern. Er bietet eine prächtige Aussicht auf das Meer.

Ich war mit großen wissenschaftlichen Erwartungen nach Malaga gekommen, von denen sich aber nur sehr wenig bewahrheitete. Auch auf der Plaza fand ich bei den Schneckenverkäuferinnen meine Rechnung sehr wenig und der Fischmarkt bot auch nichts als die gewöhnlichen Küchenfische.

Dafür fand ich aber aus dem Gebiet des Pflanzenreichs mehreres bisher noch nicht Gesehene. Ueber die Mauern der Gärten ragten gewöhnlich die zerschliffenen Blätter der Bananen hervor und zu der Dattelpalme gesellte sich eine zweite Art

dieser hehren Pflanzenfamilie, die ich bisher noch nicht angetroffen hatte.

Die Lage Malagas und seiner nächsten Umgebung ist durch hohe Gebirgszüge vor den kalten Luftströmungen der nicht allzu fernen Sierra Nevada und der Nordwinde geschützt; und darum befinden sich hier manche Pflanzen der tropischen Zone ganz behaglich. Von hohem Interesse war es mir, die Cochenillezucht kennen zu lernen. Man kann in Europa kaum etwas ungewöhnlicheres sehen, als einen Nopalgarten — Nopal ist bekanntlich die indische Benennung derjenigen Cactusart, *Opuntia coccinellifera*, auf welcher die Cochenillewürmer gezogen werden — in welchem alle Pflanzen, wie wir uns ausdrücken, mit Mehlthau überzogen sind; denn die Erscheinung ist eben genau das, was unsere Volkssprache Mehlthau nennt. Ich besuchte einen großen Nopalgarten, in welchem die Pflanzen ungefähr vier Fuß hoch waren, sie standen in Reihen auf gezogenen Dämmchen, zwischen denen sie bewässert werden konnten. Also dieselbe Cultur wie bei unserer Kartoffel, aber statt deren eben große Cactuspflanzen — für einen Deutschen ein wahrhaft fremdartiger Anblick. Die Cochenille ist bekanntlich ein Insekt und gehört in eine Familie, aus der auch bei uns sehr viele Arten auf den Pflanzen schmarron, nur daß sie nicht den prächtig rothen Saft in ihren Leibern bergen und uns höchstens das Ansehen und die Brauchbarkeit unserer Zier- und Zuchtpflanzen verderben. Es ist dies diejenige Insektenfamilie, die wir Blatt- oder Pflanzenläuse zu nennen pflegen, als deren bekannteste Vertreterin ich die grüne Blattlaus nenne, welche auf unseren Rosen oft in so ungeheurer Menge sich einfindet. Die Cochenilleblattlaus, *Coccus*

Caeti, ist nach dem Geschlecht sehr verschieden; das Männchen ist wohl viermal kleiner als das Weibchen und ist geflügelt. Es hat zur Gewinnung der Farbe keine Bedeutung. Das flügellose Weibchen ist etwa so groß wie ein Wickenforn und fast eben auch so rund und dick. Mit seinen sechs kleinen Füßchen und seinem Saugrüssel heftet es sich unbeweglich auf einem Punkt des Nopalblattes fest und bringt in dieser unbeweglichen Stellung eine große Nachkommenschaft als lebendige, der Mutter bereits ganz ähnlich sehende Junge zur Welt. Es sind dies blos Weibchen, die sehr schnell die Größe ihrer Mutter erreichen und ohne Begattung, Männchen entstehen erst zum Herbst wieder, ihrerseits die hier allerdings sehr erwünschte reisende Vermehrung des Geschlechtes fortsetzen. Die dunkelgranatrothen Weibchen sondern einen schneeweißen Puder ab, der nicht blos sie selbst, sondern auch ihre ganze Umgebung, auf der es von ihren kleinen Nachkommen wimmelt, bedeckt. Dies ist eben der bekannte Mehlthau. Der Besitzer des Gartens, der mir ein bevölkertes Nopalglied schenkte, sagte mir, daß die Weibchen 21 oder 23 Tage fest hängen, dann aber loslassen und zu Boden fallen. Man muß daher diesen Zeitpunkt genau beobachten und die ganz ausgewachsenen Weibchen dann sammeln. Es ergiebt sich hieraus, daß vom Mai bis im Herbst jeden Monat eine Ernte gewonnen werden kann.

Ich habe nicht erfahren, warum man diese sehr einträgliche Cochenillezucht nur an so wenigen Orten in Spanien betreibt, da ich der festen Ueberzeugung bin, daß sie z. B. ebenso gut in der Vega von Murcia an ihrem Blatze sein würde.

Allerdings konnte ich nicht verkennen, daß die Opuntien,

deren ich hier drei Arten fand, hier in ganz besonderer Ueppigkeit und Kraft sich entfalteten.

Man kann nichts kräftigeres sehen, als einen Gartenzaun in der Umgebung von Malaga. Die Hauptsache darin bilden weit über manns hohe Cactusbüsche, zwischen denen die auch hier sich wieder einfindende, schon mehrmals erwähnte Winde hoch emporranke und mit ihren brennend purpurrothen Trichterblumen behänge. Neben diesen leuchteten die großen goldgelben Cactusblüthen und die himmelblauen Blüthenköpfe der schönen Psoralea, *Psoralea bituminosa*, die sich vorsichtig wie die Winde, zwischen den zahllosen Stacheln ihres Beschirmer hindurchwand, so daß es eine wahre Aufgabe war, der von Millionen Waffen Vertheidigten habhaft zu werden. Hoch über alles dies ragten aus demselben Boden sechs bis acht Ellen hoch die mächtigen Halme eines Rohres (*Arundo Donax*) empor, deren saftig grüne Blätter zwei Zoll breit und ziemlich eine Elle lang sind.

Aber dieses üppige Pflanzenleben verließ mich, sobald ich aus dem sehr beschränkten Gebiete der Bodenbewässerung herauskam, obgleich der Boden auch da noch einen größeren Pflanzenreichtum als bei Alicante zeigte.

Dicht bei der Stadt, unmittelbar an der Küste, liegen zwei große Eisengießereien, die eine von einer französischen Actiengesellschaft, die andere von einem unternehmenden Privatmann, *Heredia*, gegründet. Auf einem freien Platze vor der Letzteren steht die colossale gußeiserne Statue ihres Gründers, ein Werk von bedeutender künstlerischer Schönheit, sie ist hier modellirt und gegossen.

Wie schon an mehreren Orten, so fand ich auch in Ma-

laga die Wahrnehmung bestätigt, daß Spanien das Land ist, wo unternehmende Deutsche schnell und leicht sich Vermögen erwerben können. Ich lernte in Malaga einen Deutschen kennen, der vor sechs Jahren als mittelloser Uhrmachergehülfe hierher gekommen und jetzt Besitzer des ersten Uhren- und Pianofortegeschäftes war. Dieser Umstand scheint einen Vorwurf gegen die Spanier einzuschließen. Man muß dabei aber in Anschlag bringen, daß in Spanien der Stand der Handwerker, zu dem ich einmal jetzt die Uhrmacher rechnen will, aus zwei Gründen weniger emsig als der deutsche ist, die ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden können. Einmal ist er anspruchsloser in seinen Lebensbedürfnissen und dann nicht in dem Grade wie der vornehmere Spanier besüßgierig. Ich halte es übrigens an sich für unzulässig, den Erwerbseifer eines Fremden den Eingebornen zum Muster machen zu wollen; denn der Erstere arbeitet in zehn Fällen gewiß neunmal deswegen mit unablässiger Emsigkeit, weil er möglichst schnell und möglichst reich wieder in sein liebes Vaterland zurückkehren möchte.

Ueber den Andalusier, wie er sich in den höheren und niederen Classen Malagas ausprägt, bin ich außer Stande etwas nur einigermaßen Erhebliches mitzutheilen, weil während der drei Tage meines Aufenthaltes das fast ununterbrochene unfreundliche Wetter die daran nicht gewöhnten Malagueños auf der Straße wenig sichtbar sein ließ. Ueberhaupt hat mir keine Stadt so wie Malaga den Eindruck einer unbelebten gemacht. Das mag freilich anders sein, wenn im Herbst der Hafen von den Schiffen wimmelt, welche die süßen Erzeugnisse des gesegneten Bodens nach allen Himmelsstrichen

mit hinwegnehmen. Zwei Dinge, die ich an den Straßenecken Malaga's feilgeboten sah, erinnerten mich recht nachdrücklich, daß ich ganz im Süden war: Zuckerrohr und Bataten. Ersteres wurde in ellenlangen Stücken, wie es vom Felde kommt, letztere, wie unsere Kartoffeln gesotten, an die Vorübergehenden verkauft. Man kann die Bataten, die Knollen einer Winde, *Convolvulus Batatas*, bei flüchtigem Ansehen leicht für Kartoffeln, und noch mehr für die Topinambur, die Knollen des *Helianthus tuberosus*, halten. Als Confect sind sie angenehm und unserem einheimischen Confect der Cichorienwurzel, *Cichorium Intybus*, im Geschmack ähnlich. Den gesottenen Bataten konnte ich keinen Geschmack abgewinnen, sie schmecken fade süßlich.

Nachdem mein breitägiger Aufenthalt in Malaga fast ohne allen naturwissenschaftlichen Erfolg geblieben war und selbst am vierten Tage abermals endloser Regen vom Himmel strömte, beschloß ich meine Reise fortzusetzen und zwar von jetzt an immer die Küste entlang in östlicher Richtung. Malaga ist somit der weiteste Punkt meiner Reiseentfernung, denn mein Finanzminister erlaubte mir nicht, noch weiter westlich zu gehen, wo voraussichtlich meiner eine größere wissenschaftliche Ausbeute harrte. Freilich war ich auch hier so gut wie dort in einem wissenschaftlich, wenigstens in zoologischer Beziehung, fast ganz unbekanntem Lande. Jedoch rechnete ich auch mit vieler Zuversicht auf reiche Ausbeute zwischen hier und Almeria und freute mich namentlich auf Motril, dessen reiche Pflanzenwelt mir von Anderen so außerordentlich günstig geschildert worden war. Es wird dort sogar Baumwolle gebaut.

Im Regen und daher zum größten Verdruß Ramons, dem es hier besser gegangen zu sein schien als mir, fuhr ich am 13. Mai von Malaga weg. Als Reiseziel hatte ich mir nur Belez Malaga gesteckt, wo ich einige Tage bleiben und in der Umgegend sammeln wollte. Der Weg geht anfänglich lange Zeit dicht an der Meeresküste hin, welche vollkommen das Ansehen hatte, wie ich mir die gegenüberliegende afrikanische Küste denke, das heißt dürr und schattenlos und nur mit solcher Vegetation spärlich bedeckt, wie sie die felsige Seeküste unter einem heißen Himmelsstriche hervorbringt. Ich fand auch meine Vergleichung durch Auffindung einer bis jetzt nur aus Algier in die europäischen Sammlungen gebrachten Landschnecke bestätigt. Ich wurde auf diesen interessanten Fund geleitet durch das schon einmal erwähnte, sehr natürliche Naturgesetz, daß Kalkboden viel reicher an Landschnecken sich zeigt, als kalkarmer. Nachdem lange Zeit der Weg durch Thonschieferberge gegangen war, wahrscheinlich die letzten Ausläufer des Montes de Colmenar, legte sich plötzlich eine tiefe Schlucht quer vor unserm Weg, deren Seitenwände Kalkfelsen waren.

Eine sehr alte kühngeschwungene Brücke spannte sich über die Schlucht und auf dem Grunde der letzteren bemerkte ich eine flache gemauerte Cisterne, ohne Zweifel um das die Schlucht herabkommende Regenwasser aufzufangen. Wenn Brücke und Cisterne auch vielleicht nicht mehr maurischen Ursprungs sind, was ich fest glaube, so hatten die Spanier wenigstens die letztere schon seit langer Zeit in Verfall gerathen lassen, was in dieser wasserarmen Gegend um so tadelnswerther ist. Diese Kalkfelsen veranlaßten mich, ihnen einen

Besuch abzustatten, der sich sofort glänzend durch zahllose lebendige Exemplare der afrikanischen *Helix cariosa* belohnte. Diese Schnecke ist eine nahe Gattungsverwandte der schon früher erwähnten *Helix candidissima*, der sie nicht bloß in anatomischer Beziehung und im Baue ihres Gehäuses nahe steht, sondern mit der sie auch dieselbe Lebensweise gemein hat. Die etwa pfenniggroßen kalkweißen Gehäuse saßen, denn sie waren sämmtlich von dem lebendigen Thiere bewohnt, welches sich aber ganz in dasselbe zurückgezogen hatte, niemals auf oder in der Nähe von Pflanzen, sondern immer auf dem nackten, grauweißen Kalkboden, der von den Sonnenstrahlen, da der Regen bald nach meiner Abreise aufgehört hatte, sehr stark durchwärmt war. Das ist ganz die Lebensweise der genannten verwandten Art. Ich erwähne dies auch für diejenigen meiner Leser, die nicht Naturforscher sind, als einen Beleg zu der wichtigen Wahrheit, die sich immer mehr und mehr Geltung verschafft, daß Stoff, Form und Leben innig und untrennbar verbunden sind. Ich machte aber an diesem Orte auch noch eine zweite noch interessantere wissenschaftliche Entdeckung, jedoch — ohne es zu wissen. Ich fand nämlich eine Nachtschnecke, wie deren mehrere in Deutschland von schwarzer oder braunrother Farbe in den Waldungen leben und zu denen auch unsere bekannte schädliche Aäferschnecke gehört. Für eine von diesen deutschen Arten hielt ich die gefundene und merkte erst am Abend, welch' seltenen Fund ich gethan hatte. Als einen ganz entschiedenen Beweis, daß ich in einer fast nicht mehr europäischen Natur sei, mußte ich eine *Aloeart* (*Aloe vulgaris*) betrachten. Ihre fetten, am Rande weichzähni gen Blätter von unentschiedener, röthlichgrüner Farbe, bildeten

etwa zwei Fuß hohe dichte, klastergroße Flächen bedeckende Rasen, aus welchen die Blumenstengel mit den gelben, bereits verwelkten Blüthen hervorragten. Ich vergaß schnell den Unmuth über den fast erfolglosen Aufenthalt in Malaga und Ramon mußte fast alle fünf Minuten anhalten, weil mich bald dieses, bald jenes aus dem Thier- und Pflanzenreich zu sich rief. An einer sonnigen Stelle, vielleicht kaum 10 Fuß über dem nahen Meere, wo auf dem, nur mit weniger Erde bedeckten Kalkboden eine kümmerliche Pflanzenwelt ihre meist starren und dürren Formen entfaltete, fand ich zu meiner Verwunderung eine Fülle von Thierleben, wie ich sie hier am wenigsten erwartet hätte. Fast so zahlreich wie die Mücken in der Luft schnarrten Heuschrecken vor mir her, die mein Schritt aufscheuchte; aber ihre Menge war nichts gegen die Menge der Schnecken, mit denen kleine Büschchen, die hier wuchsen, buchstäblich oft ganz überdeckt waren. Es war die schöne rosenlippige *Helix pisana* und *Bulimus acutus*, mit seinem zierlichen thurmformigen Gehäuse. Obgleich beide in Deutschland fehlen, so gehörten sie doch eben nicht zu den von mir besonders gesuchten Arten; aber hier konnte ich es doch nicht unterlassen sie zu sammeln, denn es konnte mit der größten Gemächlichkeit und Leichtigkeit geschehen. Beide Thiere haben die Gewohnheit, in der heißen Jahreszeit sich ganz in ihr Gehäuse zurückzuziehen und mit der Mündung desselben durch einen ausgeschiedenen Schleim, der schnell zu einem festen Mörtel erhärtet, sich an Pflanzentheile festzukitten. Dieses Auskunftsmittel schützt sie vollkommen vor der austrocknenden Hitze der Sonnenstrahlen, denn sie sind eben vollkommen hermetisch verschlossen. In diesem Zustande muß aber ihr Athmungs-

bedürfniß außerordentlich gering sein, da durch diesen Verschluss aller Zutritt der Luft abgeschlossen ist. Daß durch diesen oft Monate lang dauernden Zustand auch die Ernährung ausgeschlossen ist, ist mir weniger wunderbar, da die Landschnecken der Nahrung sehr lange entbehren können. Ich habe in diesem Augenblicke, nach zehn Monaten, eine große Menge lebendiger Schnecken aus Spanien in meinem Zimmer, welche in dieser ganzen Zeit vollständig gefastet haben. Wenn man sie dann durch laues Wasser ermuntert, so sieht man ihnen, so weit sie sich aus dem Gehäuse herausstrecken, Hunger und Kummer nicht an; wenn sie sich aber in dasselbe ganz zurückziehen, so füllen sie darin jetzt einen viel kleinern Raum aus, als früher, wo ich sie sammelte. Die Fristung des Lebens muß also nothwendig auf Kosten derjenigen Körperteile stattfinden, die immer im Gehäuse zurückbleiben. Unter diesen waltet der Größe nach die Leber vor und da ich diese jetzt an meinen Schnecken immer viel kleiner finde, so ist sie es vielleicht, welche den Stoff zur Forternährung des Körpers hergiebt. Ich nahm mir einige Zweige von solchen mit Schnecken bedeckten Büschchen mit in die Tartane und leerte, als wenn es Beeren wären, die außerordentlich fest angefütteten Schnecken davon ab. Ein abgeleerter Zweig hatte dann ungefähr den zehnten Theil seines vorherigen Gewichtes! In Deutschland bietet unsere Landschneckenwelt nicht entfernt etwas Aehnliches von so unermesslichen Mengen. Nicht weit von diesem naturwissenschaftlich so gesegneten Plage wendete sich der Weg vom Meere ab und mehr landeinwärts. Zu beiden Seiten desselben begegneten mir auf den schönen Hügeln immer mehr Weinberge; ich befand mich mitten im Lande der Traubenrosinen, deren in

Belez Malaga mehr gemacht werden, als in Malaga. Der Wein fing eben an zu blühen, aber in den meisten Weingärten mischten sich mit seinen duftenden Blüthentrauben die zahlreichen Blumen von Unkräutern — denn hier waren sie dies, wenn gleich die meisten davon für unsere deutschen Gärten willkommene Zierpflanzen gewesen sein würden.

Man macht hier mit dem Weinstocke keine Umstände, der Weinbau ist so formlos als möglich. Ehe die Weinstöcke noch Reben getrieben haben, wie ich sie bei Alicante sah, sieht ein Weingarten höchst eigenthümlich aus. Wenn er dann frisch behackt ist, gleicht er einem Kiefernschlage, der junge etwa zehnjährige Kiefern getragen hatte, deren Wurzelstöcke mit dem daran stehengebliebenen Stammende man aus dem Boden gerissen und dann wieder verkehrt hineingesteckt hat. Jetzt sah ich an den knorrigen schwarzen, kaum spannenlangen Aesten der Weinstöcke lange üppige Reben, die nach allen Richtungen freudig hinauswuchsen und zwischen den üppigen Blättern die oft fast fußlangen Blüthentrauben trugen. Je näher ich an Belez Malaga kam, desto vorherrschender wurde der Weinbau. Ich hatte die Tartane verlassen und überließ mich mit Paco einem der zahlreichen Fußpfade, die bergauf und bergab über die Weinhügel den Weg entlang führten. Ich hatte dabei einen schönen, wenn auch nicht großartigen Anblick auf ein durchaus benutztes, aber nicht mit den langweiligen geraden Linien von Saatsfeldern unschön gemachtes Hügelland. In jedem Weinbergsgrundstücke bemerkte ich eigenthümliche kleine Gebäude, die, nach ihrer Allgemeinheit zu schließen, nichts anderes sein konnten, als die Vorrichtungen zum Dörren der Traubentrosinen. Sie glichen von weitem ganz und gar unsern

Treibhäusern. Ohne Zweifel hat ihre schräge Oberfläche, die man eben so sehr für ein Dach, wie für eine Wandfläche halten konnte, den Zweck, das Auffallen der Sonnenstrahlen auf der geneigten Fläche zur Beschleunigung des Dörrens der Beeren senkrecht zu machen.

Ziemlich nahe vor Belez Malaga versetzten mich Zuckerrohrfelder weit über die Grenzen Europas hinweg. Ich hatte bereits fast überall in Spanien, wie man mir wenigstens sagte, spanischen Rohrzucker genossen. Man war eben mit der Ernte des Zuckerrohrs beschäftigt. Mit einer zugleich drehenden und knickenden Bewegung brach ein Mann die etwa drei Ellen langen Rohre mit Leichtigkeit von dem unterirdischen Wurzelstocke ab, wodurch also keine Stoppeln auf dem Felde bleiben. Die bereits abgeerntete Fläche würde also nicht verrathen haben, daß und ob überhaupt etwas kurz vorher auf ihr gestanden habe, wenn nicht ein anderer Arbeiter die von jenem ausgerauten Rohre von ihren Blättern und Blattscheiden gesäubert hätte. Dies bleibt alles auf dem Boden liegen und wird, wenn es trocken geworden ist, angezündet und mit der Asche der Boden gedüngt; dann wird der Boden bewässert und natürlich ohne neue Saat und Pflanzung nach einigen Jahren, so lange läßt man die Rohre wachsen, wieder abgeerntet. Für zwei Cuartos ($\frac{1}{2}$ Rgr.) kaufte ich mir ein Zuckerrohr so lang wie ich und spielte die Rolle eines unglücklichen Sklaven einer Zuckerplantage, von denen man ja sagt, daß ihnen das Rohrkauen zur Erntezeit erlaubt sei. Das Rohr war ungefähr $\frac{5}{4}$ Zoll im Durchmesser, außen trocken und holzig, innen markig und saftreich. Man schneidet die holzige Außenschicht ab, und kann dann das Mark, fast ohne etwas wegsputzen zu

müssen, ganz genießen. Es schmeckt äußerst angenehm und zwar nicht bloß zuckersüß, sondern hat noch einen aromatischen Beigeschmack. Ich fühlte mich als Kind, denn ich sagte mir, daß der Tag jedenfalls eine Epoche meines Lebens bezeichne, wo ich auf dem Felde, wo es gewachsen war, frisches Zuckerrohr gekauet hatte.

Das Zuckerrohrfeld bot übrigens keinen schönen Anblick dar und wurde von den drei-, viermal höheren Rohren des *Arundo Donax*, welches daneben an dem Ufer eines Bewässerungsgrabens wuchs, sehr in den Schatten gestellt. Da das Zuckerrohr mehrere Jahre alt ist, so hat es viele abgestorbene graue Blätter. Das Feld machte ganz den Eindruck unserer ganz verschilften Teiche, nur eben daß die Rohre dicker, aber nicht so hoch wie unser Schilfrohr waren.

In der unmittelbaren Nähe von Belez Malaga erhielt die Landschaft ein liebliches fast ganz deutsches Ansehen. Riesenmäßige Silberpappeln waren in vollen Gruppen durch die ganze Landschaft vertheilt. An den Bewässerungsgräben fand ich die Rohre größer als bisher, ja sie erinnerten mich hier und da geradehin an das Bambusrohr, weil die längsten Rohre oben ästig waren. Es waren dies zweijährige Rohre, die man im vorigen Jahre nicht zur Benutzung abgeschnitten und die in diesem Jahre aus den meisten Knoten lange Aeste getrieben hatten.

Ich kann nicht umhin, hier über die Silberpappel, der hierin die Schwarzpappel und canadische Pappel gleich kommen, eine Bemerkung einzuschalten, die sich mir in Spanien an vielen Orten und vor allem bei Belez Malaga bestätigte. Ich möchte die genannten Pappelarten nämlich Sympathie-

Bäume nennen. Ueberall, wo sie jede für sich truppweise zusammengepflanzt sind, verschmelzen sie ihre Kronen derart zu einem einigen Ganzen, daß man selbst aus der Ferne die Umrisse der einzelnen nicht unterscheiden kann. Bei keiner anderen Baumart habe ich das in diesem Grade bemerkt. In einem dichten Eichen- oder Buchen- oder Erlengehölze kann man von weitem die einzelnen Kronen immer deutlich unterscheiden. Jene Pappelarten leben gewissermaßen ein gemeinsames Leben, von welchem die größte Kraft im Mittelpunkte der Gruppe lebt; während bei anderen Bäumen meist die Randbäume die weitästigsten sind.

XIV.

Belez Malaga, Plaza de la Constitucion, nothgedrungene Umkehr daselbst; Malaga, Colmenar, Granada, Porullena, Guadix zum zweiten Male, Nacht in Ocana; Weg bis Almeria und Aufenthalt daselbst.

Gegen 4 Uhr kamen wir in der freundlichen und wunderschön gelegenen Stadt Belez Malaga an, nachdem wir kurz vorher, jedoch ohne Brücke und ohne Fähre, den Fluß Rio de Belez überschritten hatten. Das machte jetzt allerdings keine Schwierigkeit; es kommt aber an solchen brückenlosen Flüssen nicht selten vor, namentlich zu gewissen Jahreszeiten, daß sie, durch Regen angeschwellt, die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe stellen, die dann ganz ruhig abwarten müssen, bis der Fluß wieder auf seinen gewöhnlichen

Wasserstand gefallen ist. Glücklicherweise erfolgt das sehr oft nach wenig Stunden, da namentlich alle kleinere Küstenflüsse aus den Sierran herabkommend einen sehr starken Fall haben.

In der Posada de los Caballeros, die ich hiermit männiglich empfohlen haben will, befand ich mich ungewöhnlich gemüthlich, ich ging aber, nachdem ich mein Gepäck in mein Zimmer hatte bringen lassen, mit Paco und einem sich aufdrängenden Führer nach dem maurischen Castell, welches sich auf einem Marmorhügel fast im Mittelpunkte der Stadt erhebt. Ueberall wohin ich sah, sah ich die unverkennbaren Anzeichen von Wohlstand und was damit gewöhnlich in Verbindung steht, von Ordnung und Reinlichkeit. Rings um die Stadt fließt die Quelle des Wohlstandes der Geschäftsleute von Belez Malaga, es sind die Weinberge mit ihren vorhin beschriebenen Trocknenvorrichtungen für die Traubenrosinen. Die deutsche Redensart „er hat große Rosinen im Kopfe“ ist vielleicht für Belez Malaga erfunden, findet wenigstens hier ihre Begründung und Bedeutung.

Als ob es durch einen gemeinsamen Beschluß, oder auf obrigkeitliche Anordnung geschehen wäre, fand ich die kleineren Häuser der unbemittelteren Einwohner, welche in zum Theil sehr steilen Gassen den Hügel hinanliegen, mit ganz frischem blendend weißen Anstrich versehen, der sich sogar an vielen Stellen auf den Felsen erstreckte, auf welchem jene standen. Die Aussicht von dem Castell gewährt ein überaus freundliches Bild, obgleich das nahe Meer durch eine vorliegende Anhöhe davon ausgeschlossen ist. Der Nord- und Oststrand des Bildes war, wie gewöhnlich, durch die malerischen und vielgestalteten Bergketten begrenzt, von denen mir der Führer

die Sierra del Puerto del Sol, Sierra del Puerto del Alfanate und die Sierra de Hea hervorhob. Sie alle waren in die wunderschönen Tinten eines spanischen Sonnenuntergangs getaucht. Das Castell selbst enthielt keine maurischen Sculpturen mehr, obgleich mein bereits etwas geübtes Auge es leicht schon an den allgemeinen Formen der Thürme und Mauern als ein maurisches erkannte. Ein abscheulicher Vandalismus hatte über allen Thoren und Fenstern die maurischen Hufeisenbogen weggerissen, vielleicht um anderwärts daraus ein maurisches Bauwerk zu lügen. Im Herabsteigen bemerkte ich in einem kleinen Garten einige Sträucher vom Cochillcactus mit seinen farbespendenden Thierchen.

Dies erinnert mich, daß ich vergessen habe zu erwähnen, daß ich auf einer Strecke von El Palo aus bis hierher ein wahres Schlachtfeld von Cactusbüschen gesehen hatte. Es wurde dort, schlecht genug, eine neue Straße gebaut, welcher viele tausend Cactusbüsche hatten fallen müssen, deren Riesenglieder an dem neuen Wege nach unsern Begriffen klasterverweise aufgeschichtet lagen. Ein lockender Anblick für einen deutschen Naturforscher!

Ich wollte nicht in Belez Malaga gewesen sein, ohne von seinen weltberühmten Traubenrosinen gegessen zu haben, aber — in der ganzen Stadt waren keine aufzutreiben. Das nenne ich einen gründlichen Exportartikel!

Fast wäre ich zur „Ruhe und Ordnung“ gebrachter Deutscher erschrocken, als ich auf der plaza de la constitucion, Constitutionsplatz, unter ihrer Firma, mit der sie sich wie jede andere Straße ankündigt, die aufrührerische Alternative las, — und keineswegs von ruchloser Hand, sondern jedenfalls als

ein Theil der Aufschrift von obrigkeitlicher Hand — „constitucion ó la muerte!“ d. h. Constitution oder — Tod! Spanien ist das Eldorado der Constitutionellen, da ist die Constitution doch auf dem Plage! Jener unehrerbietige Beisatz, den ich späterhin in noch einigen Städten fand, ist ein von der Regierung, wie es scheint, respektirter Ausdruck des Volkswillens; denn er war mit schöner großer Schrift unter die Benennung des Plazes gemalt.

Ohne mich viel über die politische Bildung des spanischen Volkes haben unterrichten zu können, glaube ich doch so viel mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß ein entschiedenes Antasten der Constitution das Signal der Revolution sein wird.

Zum Nachtsich setzte mir meine Frau Wirthin als ein Zeichen ihrer ganz besondern Gunst und mit dem Hinzufügen, daß es ganz etwas Delicates sein, eine Untertasse von miel de caña vor. Das ist der auf der Mühle ausgepresste und etwas eingesottene Saft des Zuckerrohrs. Ich mußte diesem Rohrhonig, das bedeutet jene spanische Benennung, volle Gerechtigkeit angedeihen lassen.

Am Schlusse des Tages änderte ich meinen Plan, einige Tage hier zu bleiben, und beschloß, morgen nach Motril aufzubrechen. Als ich am andern Morgen dem Ramon deshalb meine Weisung gab, hörte ich zu meinem Entsetzen, daß ich eine Unmöglichkeit wolle, indem von hier an weiter östlich kein Fahrweg mehr vorhanden sei. Ich glaubte anfänglich, Ramon hintergehe mich und sehnte sich wieder nach Malaga zurück, wo es ihm über die Massen gefallen haben muß; aber zu meinem Leidwesen, es vereinigte sich halb Belez Malaga

zu der einmüthigen Versicherung, daß Ramon leider die Wahrheit gesagt habe. Es war dies die allerunangenehmste Stunde meiner Reise, denn ich sah mich nun in die höchst unerquickliche Nothwendigkeit versetzt, da ich durchaus nach America wollte und auf geradem Wege nicht hinkommen konnte, den Weg über Malaga, Colmenar, Loja, Granada bis Guadir wieder zurück zu machen. Was half es jedoch, ich mußte zum bösen Spiele gute Miene machen, ich mußte, um mich durch eine Vergleichung deutlich zu machen, von Leipzig nach Dresden über Berlin reisen. Alle Welt, mit der ich in Belez Malaga in Berührung gekommen war, sah und hörte theilnehmend, aber mit Achselzucken meinen Unmuth. Sie mochten denken, daß es leichtsinnig von dem Señor Extranjero gehandelt sei, sich einzubilden, man könne so mir nichts, dir nichts zu Wagen durch Spanien reisen. Zu einigem Trost reichte mir meine verblühte Frau Wirthin eine bitto Rose von ihrem Busentuche und ein langes Stück Feigenwurst. Daran sollte ich mir wahrscheinlich meinen Unmuth vertreiben. Die Feigenwurst war wenigstens sehr gut und besser als das Feigenbrot, wenn auch auf gleiche Weise gemacht, welches ich in Colbató am Fuße des Monserrat gegessen hatte.

Gewöhnt jedem Uebel eine gute Seite abzugewinnen, freute ich mich wieder an den Ort zu kommen, wo ich gestern jene Nachtschnecke in leider nur wenig Exemplaren gefunden hatte; denn ich hatte gestern Abend bei der Durchsicht meiner Ausbeute des Tages zu meiner Ueberraschung gefunden, daß es die seltene *Parmacella calyculata* sei, die bisher in Spanien noch nie und außerdem in Europa nur an einem Punkte in Portugal gefunden worden war.

Sehr bald bemächtigte sich meiner ein sehr wohlthätiger Leichtsinns, denn Leichtsinns war es jedenfalls zu nennen, daß ich mich so leicht darüber hinweg setzte, bei meinen sehr beschränkten Reisemitteln 5 Tagereisen nutzlos machen zu müssen. Freilich schloß der Satz eben mit „müssen“ und das spricht mich von jenem Leichtsinns wieder frei.

Nachmittags fünf Uhr kam ich also wieder in Malaga an, aber nicht wieder in der Fonda del Oriente, sondern in der grandiosen Posada de S. Rafael, die ein sonderbares Gemisch von Großartigkeit, Glanz und Unsauberkeit war. Es ist der Mühe werth, sie etwas näher zu beschreiben. Neben dem sehr großen, in elegantem Style neu erbauten Hause lag ein eben so großer, wohl für vierzig Wagen Raum bietender Hof, der bis zur Höhe des Hauses, welches eine Seite von ihm bildete, ummauert und mit einem Lichtdache bedeckt war, so daß also der ganze Hof im Trocknen lag. Im Innern des Hauses selbst war ebenfalls ein eleganter Lichthof, in welchem die Treppe sich befand. Als ich diese hinauf stieg, hätte ich beinahe laut gelacht über einen Zeisig, der in seinem Käfig mich wegen meiner nothgedrungenen Umkehr zu verhöhnen schien. An der Seite seines Käfigs befand sich nämlich eine mühlradähnliche Abtheilung desselben, die der Vogel, indem er auf den Sprossen dieses Rades forthüpfte, wie eine Tretmühle in Bewegung setzte. Außerlich war ein bewegliches Männchen angebracht, welches die Achse des Rades in Bewegung zu setzen schien, während es doch mit sammt dem Rade vom Zeisig gedreht wurde. So hatte ich mir auch eingebildet, von Belez Malaga hierher gereist zu sein, während ich doch sehr gegen meinen Willen von äußern Umständen hierher transportirt

worden war. Doch bald fiel mir ein, daß meine unbedeutende Persönlichkeit unmöglich die Zielscheibe des lustigen Zeitigs sein könne; dies waren vielmehr jene großmächtigen Herren, welche Tag und Nacht sich einbilden, das Rad der Geschichte zu drehen, während doch sie von ihm wie jenes Gliedermännchen gedreht werden.

Ein anderer Gewinn meiner nothgedrungenen Reiseabänderung war es, daß ich dadurch zufällig noch Gelegenheit erhielt, den Vortheil davon zu spüren, daß ich unter englischem Schutze stand. Man hatte mir in Granada meinen Paß abgenommen, mit dem Bedeuten, daß ich ihn in Malaga wieder finden würde, was, als ich gestern von Malaga abreiste, nicht der Fall war, da man mir auf der Polizeidirection sagte, er sei noch nicht da. Ich guter Deutscher dachte gestern noch nicht an meine englische Würde, die mir erst auf meiner Rückreise von Belez Malaga eingefallen war. Ich hatte schon früher meine Empfehlungsschreiben an das hiesige englische Consulat abgegeben. Als ich heute abermals auf das Paßbureau kam, sollte der Paß abermals noch nicht da sein. Da trat ich mit englischer Gravität hin und sagte, ich würde vom englischen Consul, da ich morgen früh abreisen müsse, meinen Paß in Empfang nehmen und mir nachschicken lassen. Siehe da — sogleich erschien mein Paß wie herbei gezaubert.

Am andern Morgen konnte mich aber Nichts abhalten, meine Rückreise fortzusetzen, trotz des finstern Regenhimmels und trotz des noch viel finstern Gesichtes von Ramon.

Wie ich es vorausgesehen hatte, war der erste Theil des Weges nicht so grundlos, wie des vielen Regens wegen zu befürchten gewesen wäre, weil er beinahe bis Colmenar bergauf

geht. Da es die ganze Nacht stark geregnet hatte, so war im Gegentheil der beschriebene Schlangenweg, den ich heute in Sturm und Regen aus Schonung für meinen Maulesel mühselig bergauf zu Fuß ging, durch den Regen für mich in einen Stoff zur wissenschaftlichen Unterhaltung verwandelt worden. Da er fast überall auf dem kahlen Felsen läuft, so zeigte sich dieser jetzt, durch den Regen rein gewaschen und benetzt, in der ganzen bunten Mannichfaltigkeit des Gefüges und der Färbung.

Der Rückblick auf Malaga zeigte sich heute durch eine Erscheinung verändert. Der Guadalmedina war durch diese vier Regentage ziemlich stark angeschwollen und wälzte bedeutende Massen eines hell braunroth gefärbten Wassers in das blaue Meer und man sah weithin die scharfe Abgrenzung dieser verschiedenfarbigen Wässer. Der schmutzige Fluß bemühte sich vergebens, dem reinen Meere seine Farbe aufzudrängen. Ohne eine gemischte Zone grenzten sich das rothgelbe und das blaue Wasser scharf von einander ab. Wenn nicht ein Sturm als mischende Gewalt die Widerstrebenden geeinigt hat, so wird wahrscheinlich der Guadalmedina haben nachgeben, d. h. seine feinen Schlammtheilchen zu Boden fallen lassen und sein reines Kleid wieder anlegen müssen.

Als wir ziemlich die Höhe erreicht hatten, steigerte sich der Wind fast zum Sturme. Wir waren in einen vollkommen undurchsichtigen Regennebel gehüllt, so daß ich immer nur ein kleines Stück Weg und an einer Seite den dazu gehörigen tiefen Abhang und an der andern ein Stück Felsen sehen konnte. Es gehörte wenig Einbildungskraft dazu, um mich glauben zu machen, ein Weltsturm treibe ein Stück der zerborstenen Erde durch den Weltraum, auf dem ich Unglücklicher mich mit meiner

Tartane bei dem Bersten gerade befunden hatte. Freilich war Ramons Empfindung für solch großartige Naturschönheit nicht empfänglich; er beklagte nur unablässig seine Mula, die zuletzt kaum noch im Stande war, die, wenn auch nicht menschen- doch wissenschaft-erfüllte Tartane emporzuziehen.

Endlich war die Höhe erreicht und mit ihr jene Venta mit ihrem köstlichen Malagaweine. Ich spendete ihn in reicher Fülle und Ramon und Paco glaubten, ich habe dabei mich selbst nicht am schlechtesten bedacht, weil ich bald darauf, mit dem Fuße hängen bleibend, eine hohe Wegböschung herabstürzte. Ich will zugeben, daß jene Schlingpflanze mit dem Weine gegen mich im Bunde gewesen war. Ich hatte mir eben von einer Korkeiche für meine Holzsammlung ein Aststück abgefägt und wollte es in meine Tartane bringen. Der Name dieses Berges, montaña la fuente de la reyna (Quelle der Königin), ist wahrhaftig nicht übel gewählt! Er ist eine leibhaftige Weinflasche, unten der Wein, oben der Kork.

Aber oben ging das Elend los: ein Weg wie ich ihn noch niemals gesehen hatte; und ich kann noch nicht begreifen, warum wir nicht stecken geblieben sind. Es geschah aber nicht und so kam ich endlich ohne besondere Fährlichkeiten wieder in Colmenar an. Da Sonntag war, fand ich die Posada rein aufgeputzt und leer von Arrieros. Die schmutzige Moza saß allein an dem immer brennenden Feuer zur ebenen Erde, dessen Rauch lustig durch den großen Schornstein davon wirbelte. Wir drei saßen bald neben ihr und wärmten uns — am 15. Mai in Südspanien! — die erstarrten Füße und Hände. Allerdings war dieser Mai eine unerhörte Seltenheit in Spanien. Während mir die Moza mein bescheidenes Essen bereitete,

machte mir der ganze Hofstaat die Aufwartung; Schweine, Hühner, Ziegen und Katzen gingen ab und zu. Plötzlich aber traten sechs sonntäglich gepuzte Mädchen, darunter nur eine ein wenig hübsch, und ein junger Mann mit einer Guitarre unter dem Mantel ein. Die Moza sprang mit dem Ausrufe: „bailar!“ (tanzen) auf, drehte sich auf den Fersen um, während sie mit den Fingern den Ton der Castagnetten machte.

Nach einigen Minuten traulichen Beisammenseins um das Feuer, ging die ganze Gesellschaft, ich mit, in das obere Gestock in ein ziemlich großes Zimmer, dessen schneeweiße Wände mit einigen Heiligenbildern decorirt waren, unter deren Schutz der Tanz stattfinden sollte. Dies dauerte von etwa sechs Uhr mit kurzen Unterbrechungen bis tief in die Nacht, wodurch ich in meinem, neben dem Tanzgemache liegenden Zimmer um einen Theil meiner Nachtruhe gebracht wurde. Man tanzte bloß die heitere Malagueña. So lange ich dem Tanze zuschaute wechselte fortwährend das Publikum der Zuschauer und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich glaube, daß ich hier einen eigentlichen Volksball vor mir hatte, der freilich weder vorher beschloffen, noch viel weniger vorher angekündigt war. Ich glaube kaum, daß, etwa die höchsten Spitzen ausgenommen, eine Classe der Einwohnerschaft von Colmenar in dem immer wechselnden Publikum unvertreten geblieben ist. Kleidung und Ansehen der Frauen, zu denen sich im Ganzen nur wenig Männer gesellten, verriethen bald die untersten, bedürftigen, bald die obern, vermöglichen Schichten der Gesellschaft dieses einsam liegenden spanischen Gebirgsstädtchens. Da saß aber Alles bunt und traulich neben einander und ich bemerkte keine Spur von der in Deutschland sich so breit machenden Exclu-

svität der „feinen“ Leute. Den schlagendsten Beweis, daß hier kein Rangstreit obwaltete, lieferte mein Francisco, der sich, natürlich wie gewöhnlich mit andern Tänzern abwechselnd, da auch hier stets nur ein Paar tanzte, auch als Tänzer sehen ließ; obgleich seine Kleidung, nur nothdürftig gesäubert, die unverkennbaren Spuren zeigte, daß er heute mehrere male der Mula treulich beigestanden hatte, um den Wagen aus den Kothlöchern zu heben.

Ich hatte heute genügende Gelegenheit zu bemerken, daß eben so wie zu unsern Tänzen und Bällen auch zu den spanischen Nationaltänzen Passion von Seiten der Tanzenden und Zuschauenden gehöre; denn so sehr ich mich für spanisches Nationalleben interessirte, so wurde mir es doch zuletzt langweilig, länger zuzusehen. Diese Passion ist aber eben freilich nicht die wüste Leidenschaftlichkeit unserer deutschen Tanzböden und Ballsäle. Ich kam dadurch um einen Theil meiner Bequemlichkeit, indem die Moza so sehr mit dem Tanzen beschäftigt war, daß sie in aller Eile mir mein Bett auf die kalte Diehle machte, da es ihr jedenfalls zu viel Zeit geraubt haben würde, den früher beschriebenen Bettbock herbeizutragen und aufzustellen, obgleich dazu zwei Minuten hingereicht haben würden.

Am folgenden Tage, dem 16. Mai, kam ich nicht weiter als den halben Weg nach Loja und schlug selbst vor, in der am Wege liegenden Venta de San Corisio am Fuße der Sierra del Lomo zu übernachten. Der Weg war an einigen Stellen geradehin nicht zu passiren, und ohne die Dazwischenkunft eines Carretero steckte ich vielleicht jetzt noch in den Banden dieser spanischen Kunststraße. Während der Hülfreiche uns erlöste, würgte sich die Diligencia, mit zwanzig Mauleseln und Pferden

befpannt, hindurch. Die Venta wurde nach und nach bis zum Abend von Reisenden aller Classen vollständig angefüllt und ich hatte einen handgreiflichen Beleg, daß es eben zum Theil die grauenhafte Wegebeschaffenheit ist, wodurch die verschiedenen Stände einander so traulich nahe gebracht werden. Dies war an jenem Abende im hohen Grade der Fall.

Der folgende Tag, der mich auch bloß bis Loja gelangen ließ, überbot an Entsetzlichkeit der Wege den vorhergegangenen. Beim Herabsteigen von den Vorbergen der Sierra de Loja sah ich vor einer Venta ein Schauspiel, was auch wohl ein echt spanisches genannt werden kann. Da es in der Nähe dieser Venta eine vollständige Unmöglichkeit für die Wagen war, mit der gewöhnlichen Befpannung durchzukommen, so hatten sich nach und nach wohl deren zwanzig hier angehäuft, die sich durch Vorspannen gegenseitig aus der Klemme halfen. Es war ein wahrhaft fürchterlicher Anblick; das Schreien und Toben der Carreteros wurde fast noch übertönt von den Schlägen auf die geduldigen Thiere. Thiere und Menschen zeigten fast nur durchaus die Farbe der Straße. Vortrefflich befand sich dabei der Herr Wirth der Venta, der gemächlich in der Thüre stand und den unglücklichen Fuhrleuten tapfer Aguardiente (Anisbranntwein) einschenkte. Der Weg war für ihn eine Leimruthe, auf welcher sich die armen Vögel fingen, denen er dann einige Federn ausrupfte, bis sie sich wieder losgerungen hatten.

Desto schöner und sonnenklarer war der folgende Tag, der mich von Loja so ganz gegen meine Erwartung schon wieder nach Granada brachte. Die ganze letzte Hälfte der Tagereise hatte ich die Sierra Nevada vor meinen Augen, die

sich heute rein und unverhüllt in ihrer blendenden Schönheit zeigte. Ich kam zeitig genug in Granada an, um der Alhambra noch einen letzten Abschiedsbefuch machen zu können. Aus dem Fenster der Sala de los Embajadores sah ich einen Sonnenuntergang der mir ewig unvergeßlich sein wird. Bis zur letzten Möglichkeit dehnte und kostete ich den letzten Besuch der zauberischen Alhambra aus. Obgleich im fernen Westen das Licht des Sonnenunterganges noch nicht ganz verglommen war, herrschte doch in der Alameda der Alhambra bereits vollständige Nacht, deren Stille bloß vom Schlage der Nachtigallen, deren spanischer Name Ruiseñores mir außerordentlich wohl gefällt, und dem murmelnden Rinnen des Wassers in den kleinen gepflasterten Gräben belebt wurde. Fast noch mit größerer Scheidewehmuth als das erste Mal stieg ich die Cuesta de Gomeles herab auf die Plaza Nueva, wo das bunte Leben einer großen spanischen Stadt an einem heitern Maiabende mich umrauschte, nachdem ich eben herausgetreten war aus der heiligen Stille der Alhambra. Ich ging noch nach dem Zacatin; das ist ein kleiner Stadttheil dicht bei der Plaza Nueva gelegen, bestehend aus einigen kleinen schmalen Gassen, deren Häuser vollständig so aussehen, als ob sie gestern erst von den Mauren verlassen wären. Sie sind zwar nicht mehr ursprünglich maurisch, sondern nach einem zerstörenden Brande wieder aufgebauet, aber so vollständig den alten gleich, daß man sich durch ihre moderne Entstehung nicht enttäuscht fühlt.

Am andern Morgen, dem 19. Mai, fuhren wir von Granada ab, leider auf mir schon bekannten, aber durch ihren wechselnden Reiz doch wieder neuen Wegen bis Porullena und ich erhielt so willkommene Gelegenheit, dessen interessantes

Diluvialbecken, nun schon einigermaßen damit vertraut, noch genauer kennen zu lernen; wobei mich die grellen Streiflichter der schon tief stehenden Sonne und die Wolkenschatten sehr gut unterstützten.

Von Granada kommend, trat ich diesmal vom höchsten Rande in das Becken ein und konnte es ganz, in seiner Breite wenigstens, überschauen. Diese schätze ich wenigstens auf zwei Stunden. Die Länge scheint viel beträchtlicher zu sein und ich glaube, sie von dem höchsten Punkte aus überschauet, wobei ich jedoch immer noch in grauer Ferne zwischen Berge sich hinziehende tischgleiche Ebenen sah, auf wenigstens fünf bis sechs Stunden schätzen zu müssen. Von der Sierra Nevada aus erstrecken sich die tiefsten und längsten Furchenthäler oder vielmehr Schluchten durch den Diluvialschutt, der einst hier einen ungeheuren Flächenraum mehrere hundert Fuß hoch bedeckt hat und in welchem spätere Wasserfluthen eben das jetzige Becken ausgehöhlt haben, die sich vielleicht von jenem mächtigen Gebirgsstocke ergossen.

In einer dieser Schluchten, von deren oberem Rande ich in schwindelnder Tiefe einen Bach sich hinschlängeln sah, hat die schichtenweise verschieden sich verhaltende Bindigkeit des Schuttlandes und die noch fort und fort langsam wirkende Thätigkeit des Schnee- und Regenwassers etwas geschaffen, was ich nicht anders als gnomenhaft nennen kann. Man glaubt nämlich eine ganze Straße, mehrere hundert Schritt lang, von Gnomenpalästen zu sehen. Wie wenig ich dabei meine Einbildungskraft mit sprechen lasse, das möge den Lesern mein für derlei Wunderwerke der Natur sehr kalter Tartarero beweisen; denn als ich ihn ohne ein Wort zu sagen auf diese

Bildungen aufmerksam machte, sagte er lachend und auf eine Stelle deutend: la fachada de una iglesia (die Vorderansicht einer Kirche)! Säulen, Mauern, Gurte, Simse, Kuppeln, Dächer, Fenster, Thore, Strebepfeiler — alles sieht man in phantastischer Verbindung, nur eben roh und wie vom Zahne der Zeit benagt und undeutlich gemacht. In dem an Ruinen in den Felsen gehauener Tempel so reichen Hinterindien würde man keinen Augenblick zweifeln, diese Phantasiegebilde von Borullena für wirkliche Ruinen zu halten und sich erst in der nächsten Nähe vom Gegentheil überzeugen.

Auch hier hatte inzwischen der Regengott gewaltet, war aber doch nicht im Stande gewesen, diesen unfruchtbaren Diluvialhügeln eine reiche Pflanzenwelt zu entlocken.

Am andern Morgen gegen neun Uhr war ich schon, da ich in Borullena sehr frühzeitig ausbrach, in Guadix und somit am Ende der mir abgenöthigten Wegwiederholung. Von Guadix aus fuhr ich lange Zeit in einem äußerst unfruchtbaren Thale hin, welches ohne Zweifel seine gegenwärtige Gestalt bei dem Durchbruch des beschriebenen Diluvialbeckens erhalten hat. Es bildet eine wohl drei Stunden lange Gasse, an deren rechter Seite von Guadix aus die bedeutenden düsternen Höhen der Vorberge der Sierra Nevada, an der linken die mächtige Sierra de Gor und die Sierra de Baza sich hinziehen. Bis Dcaña, wo ich übernachten mußte, berührte ich nur ein einziges Städtchen, Fiñana, und einige Venta's, darunter die abscheulichsten, die ich in Spanien gesehen habe. Um so freundlicher fiel mir durch ihr sauberes und sonderbarerweise ganz deutsches Ansehen die ganz neue Posada Nueva auf. Sie, neben eine jener schrecklichen eine Stunde Wegs

vorher passirten gestellt, würde man kaum in einem und demselben Lande, vielweniger in einem und demselben Thale für möglich halten. Ich glaube kaum, daß ich schlechter beherbergt gewesen sein würde, wenn ich in einer von jenen geblieben wäre, als es in Ocaña der Fall war. Die Nacht in Ocaña ist das untere Extrem der Stufenleiter meiner spanischen Gasthofserfahrungen. Freilich konnte ich schon beim Anblick des Dertchens nichts Anderes als das Schlechteste erwarten.

Nachdem meine Tartane und meine Knochen auf dem Wege, der oft lange Zeit mit dem Rinnsal des Gebirgsbaches eins und dasselbe war, abermals eine Probe ihrer Haltbarkeit abgelegt hatten, sah ich vor mir auf einem den Weg versperrenden Hügel einen Haufen ruinenartigen Gemäuers. Es war Ihrer Maj. Doña Isabel II. reyna de las Españas Städtlein Ocaña. Das Herz fiel mir vor die Füße, denn hier sollte und mußte ich ja Nachtquartier machen! Nachdem ich mich in den zwei oder drei gebirgigen Gäßchen des Ortes vergebens nach einem wenigstens einigermaßen verheißungsvollen Gebäude umgesehen hatte, hielt meine Tartane am andern Ende Ocaña's vor dem Hotel des Ortes.

Meine erste Frage, ob un cuarto con una cama (Zimmer mit Bett) zu haben sei, wurde von dem Mozo selbstgefällig mit „si Señor!“ bejaht; und nachdem ich mir den ungeheuerlichen, schwarzgeräucherten, von den Spinnen reich decorirten untern Raum besehen hatte, bezog ich mit meinen Siebensachen mein Cuarto. Ich hätte den Herenmeister sehen mögen, der die Treppe zu diesem Himmelreiche gefunden hätte! Sie lag verborgen hinter der Hausthüre in einem kleinen staubigen Winkel. Ich trat in ein großes, einen Winkel bildendes Ge-

mach, in welchem ich die zwei äußeren Wände entlang 24 Schritte machen konnte. Mit Bequemlichkeit sind darin 100 Menschen zu placiren. Trotzdem hat es nur ein einziges Fenster, oder vielmehr eine Fensterthüre, in deren jedem Flügel ein kleines Fenster, natürlich ohne Glas, ist. Das Parket wird von großen und kleinen unregelmäßigen Steinen gebildet, wie man sie auf reinlichen deutschen Bauerhöfen weit besser findet. Die Wände sind roh mit Kalk beworfen und nach der Erbauung des nicht mehr jugendlichen Hauses weiß angestrichen worden. Ich halte es wenigstens dafür.

Hunger hatte ich hier nicht und auch zu dem Bett kein sonderliches Zutrauen, obgleich nach der anstrengenden Tartarenfahrt mein Schlaf stets gut beschaffen zu sein pflegt.

Am andern Morgen mußte ich aber eingestehen, daß der Mozo von wegen der chinchés (Wanzen) nicht zu viel versichert hatte. Jedoch deswegen war ich immer noch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Mein Bett hätte füglich denken sollen: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Allein selbst mein geringes Körpergewicht brachte das leichte Gestell in eine schwankende Bewegung und ein Theil desselben fiel zu Boden, als ich mich diesem zerbrechlichen Fahrzeuge durch die dunklen Wellen der Nacht anvertraute. Glücklicherweise blieb er der einzige. Aber ein anderer Uebelstand belästigte mich so lange, bis der Ausgleicher der Stürme des Tagelbens, der Schlaf, meinen Sinneswerkzeugen die bewußte Thätigkeit benahm. Unglücklicherweise fehlten an einigen Stellen der sechs Wände meines Schlafgemaches einige Steine, die übrigens von der spanischen Kunststraße leicht herbeizuschaffen gewesen sein würden. Gerade unter einer solchen Stelle mußte der offene Ort sein, den das

feingebildete Deutschland in guter Gesellschaft nicht zu bezeichnen wagte. Dieses Dertchen sendete durch das sehr überflüssige Mauerloch alle seine Düste über meine schaukelnde Schlummerstätte.

Doch es wurde Alles glücklich überstanden; auch die 5 Realen (10 Mgr.), welche ich für dieses Vergnügen (blos für das Bett) bezahlen mußte. Dafür hätte ich in einem deutschen Hotel ein ungepflastertes Zimmer und feststehendes Bett ohne Parfüm bekommen.

Bald nach Ocaña senkte sich der Weg immer tiefer, indem von beiden Seiten schroffe, dunkle, zackige Felsenabhänge, links zu dem weiten Gebiete der Sierra de Filabres gehörend, rechts von der Sierra Nevada kommend, sich herandrängten. Der Weg, wenn man dies einen Weg nennen will, war an vielen Stellen zugleich auch der Weg für das kleine klare Flüsschen Rio Nacimiento, das von hier aus von beiden Seiten kleine Nebenflüsse aufnehmend, in ganz südlicher Richtung nach Almeria und dort als Rio de Almeria in das Meer läuft, ohne jedoch bis dahin zu einem nur einigermaßen ansehnlichen Flusse geworden zu sein. Dennoch war es seinem Bett anzusehen, so bescheiden und demüthig er jetzt war, daß er zu Zeiten ein toller Brausekopf ist, wenn er anschwellt von den Schnee- und Regenfluthen, die ihm seine Bergnachbarn von beiden Seiten zuschicken. Von dem kleinen Städtchen Nacimiento an folgen theils unmittelbar an der Straße, theils nahe dabei eine Menge kleiner Ortschaften zum Theil von sehr freundlichem Ansehen: Santa Cruz, Alsodur, Soluz, Alhavia, Santa Fé, Gabor, Rioja und Benahaduz. Schon bald von Ocaña aus gestaltet sich der Weg zu der allerein-

dringlichsten praktischen Vorlesung über Geologie. Er läuft tief eingeschnitten zwischen senkrechten Diluvialwänden hin, denen man in der verschiedenartigsten Weise die gewaltigen Wirkungen früherer Wasserfluthen, auch ohne wissenschaftlich darauf aufmerksam zu sein, nothwendig ersehen muß. Von eigentlichem Wegebau ist hier nicht die Rede; man fährt eben aus einer Rambla, aus einem alten Flußbett in das andere. Eine Strecke weit durchschneidet der Weg das Hügellabyrinth der östlichen Ausläufer der Alpujarras, deren Thonschieferboden bei völligem Wassermangel und afrikanischer Sonnengluth fast ganz unanbaufähig ist; und dennoch müht sich der spanische Fleiß an ihm ab.

Die letzte Wegstunde bis Almeria, die fast ganz dicht an der breiten Rambla des Rio de Almeria hinführt, versetzte mich auf das Lebhafteste in eine echt orientalische Situation. Der genannte Fluß läuft meist als ein schmaler Wasserfaden an einer Seite seiner breiten Rambla, an deren Seiten er häufig viereckige gemauerte Wasserbehälter füllt, von denen aus Getreidfelder bewässert werden, welche fast nur im Bereiche des ehemaligen Flußbettes liegen, so daß es wie ein grüner Strom aussieht, umsomehr als jenseits desselben sich kahle, fast ganz weißaussehende Hügelfetten erheben. Die Vegetation, namentlich die der Bäume und die auf den bewässerungsfähigen Stellen, zeigte sich sehr freudig. Nirgend habe ich die Feigenbäume, Algarrobos, Granatbäume größer und üppiger gesehen als hier. Auch die Dattelpalme war ziemlich zahlreich vertreten und zwar gewöhnlich in sehr malerischen kleinen Gruppen, die sie ganz allein bildete und zwar, wie es schien, nicht durch künstliche Pflanzung hervorgebracht, sondern in wild

malerischer Gruppierung. Trotzdem schien weit und breit der Boden ein schwach salzhaltiger Steppenboden zu sein.

In den Gärten der genannten kleinen Ortschaften entfaltete sich rein und unvermischt mit nördlichen Formen die südliche Pflanzenwelt, nur die sehr freundlich und echt europäisch gestalteten Häuser stimmten nicht mit ein in den orientalischen Charakter der originellen Landschaft. Destomehr that es der Himmel, der in reinem dunkeln Blau leuchtete.

Zuletzt verließ der Weg, mehr nach rechts sich wendend, das Flußthal und stieg sanft, aber anhaltend an, bis wir auf einem Plateau die dunkelblaue Fläche des mittelländischen Meeres mit dem an dessen Küste liegenden Almeria vor uns hatten.

Vom Lande aus gesehen bietet Almeria ein freundliches Bild von rein südlichem Charakter, zu dem namentlich die ausgedehnten Opuntiafelder und ein sehr umfangreiches maurisches Castell, was rechts über die Stadt emporragt, beitragen. Ich habe nirgends so wie um Almeria einen so ausgedehnten Chumbosanbau (Chumbos sind die Cactusfeigen) gefunden. Fast eine Stunde vor der Stadt beginnend, sah ich so weit das Auge reichte, nichts als unübersehbare Opuntiafelder, welche eben mit ihren großen goldgelben Blüten prangten. Dazwischen erhoben sich mächtige Feigenbäume, deren Früchte hier von besonderer Süßigkeit sein sollen. Als wir eine freundlich aussehende Vorstadt durchschritten hatten, deren Straßen bloß aus einstöckigen übereinstimmend weiß angestrichenen, mit flachen Dächern versehenen Häusern bestanden, und an das Thor gekommen waren, mußte zunächst die hohle Hand des Abuanero mit der üblichen halben Pefeta beschwich-

tigt werden, ehe mich Ramon, der unterwegs viel von den süßen Feigen Almerias geschwätzt hatte, in der Posada del Capricho unterbrachte.

Mein erster Gang war an den Hasen. Eine hohe Befestigungsmauer, die seine westliche Hälfte umgiebt, erlaubt einen vollkommenen Ueberblick über die malerische Umgebung, in deren Mittelpunkt man auf ihr steht. Der Hasen selbst ist offen und mehr eine bloße Riede; nur gegen Westen ist er einigermaßen durch gegen das Meer vortretende Felsen geschützt, welche tief aus dem Lande hierher kommen. Gegen Osten ist das Ufer ganz flach und nur am fernen Horizonte erscheint die mächtige Kuppe des Cabo de Gata. Die Stadt selbst zeigt ein freundliches vermögliches Ansehen, die Häuser meist nicht über zwei Stock hoch sind reinlich und im besten Stande erhalten. Ueber ihnen erhebt sich auf einem nackten Kalkfelsen die noch sehr wohlerhaltene Ruine des Castells, dessen mächtige viereckige Thürme mich lebhaft an die Alhambra erinnerten.

Almeria birgt in seinem Innern eine Menge lieblicher Juwelen. Es sind das nach echt orientalischer Art mitten in der Umfriedigung der Häuser liegende kleine Gärtchen, deren ich nirgends so viele und so reizende wie hier gesehen habe. Nur wenn das gewöhnlich verschlossene Hausthor zufällig offen steht, dringt das Auge des Vorübergehenden in diese kleinen Heiligthümer Floras. Ich sah in einigen dieser Gärtchen kräftige Bananenbäume.

Almeria war ein besonders heiß ersehntes Ziel meiner naturforscherlichen Wünsche gewesen. Ich sehe im Geiste manchen meiner Leser lachen, der vielleicht schon ehe ich ihm es gestehe ahnet, daß es wahrscheinlich wieder die verwünschten

Schnecken sind, die den Gegenstand meiner Wünsche bildeten. Er hat es errathen. Auf den umliegenden Bergen lebt eine der seltensten und schönsten europäischen Landschnecken, die der Spanier, der allezeit hungrige Vertilger von Millionen von Caracoles, allein nicht Caracol, sondern Chapa nennt und doch hat gerade nach dieser Schnecke der berühmte Lamarck mit Benutzung der spanischen, ihr allein nicht zukommenden Benennung Caracol die Gattung Carocolla gegründet.

Es war zu spät am Tage, um noch eine Excursion machen zu können und ich vertröstete mich auf einem Marktbesuch am folgenden Morgen.

Schon der Marktplatz selbst erweckte in mir große Erwartungen, er ist der netteste und regelmässigste, den ich in Spanien gefunden habe. Sein großes gleichseitiges Viereck ist ringsum mit Säulenhallen umgeben, unter denen ein Theil der Verkäufer im Schatten seine Waare feilbot. Besonders hier fand ich ein sehr vollständiges System in der Anordnung der feilgebotenen Artikel und der erste Gang über den Markt unterrichtete mich für alle folgenden darüber, wo ich Das oder Jenes zu suchen habe. Ich fand sehr bald das Plätzchen, wo meine theuren alten runzlichen Schneckenverkäuferinnen saßen, aber o Himmel! sie hatten nicht nur keine Chapas — ihr wissenschaftlicher Name ist *Helix Gualtierana* — sondern sie hatten auch keine Lust, mir welche zu besorgen, weil sie — nicht gut schmeckten. Es half nichts, daß ich ihnen sagte, ich wolle sie nicht essen und ihnen zum doppelten Preise bezahlen; sie ließen sich nicht herbei, mir Chapas besorgen zu wollen. Was ich sonst dort von Schnecken fand, war leider nichts besonderes. Verdrießlich ging ich in meine Posada zurück und

klagte dem Wirth meine Noth. Kaum eine Stunde später kam ein junger Mann zu mir, ein echter feuriger und großsprecherischer Andalusier und versprach mir Chapas und alle erschaffenen und noch nicht erschaffenen Schnecken der Welt. Ich stellte ihn förmlich als meinen Schneckenagenten an und obgleich er es vortrefflich verstand, mir einen Real nach dem andern zu expropriiren, so bereue ich es dennoch nicht, mich seiner eigennützigen Dienste bedient zu haben; denn er schaffte herbei, was möglich war und bald war die Posada del Capricho der Sammelplatz von alten Weibern, die mir Schnecken brachten.

Es giebt manche recht ansehnliche Conchyliensammlung in Deutschland, welche sich bisher noch vergeblich nach einem Exemplar der schönen *Helix Gualtierana* sehnte. Ich trug daher doppeltes Verlangen, das schöne Thier selbst lebendig zu finden und schloß mit meinem Agenten den Pakt, daß er mich an einen Platz führen sollte, wo sie, wie er behauptete, häufig vorkomme; ich wolle ihm dann, wenn ich eine gewisse Anzahl finden würde, vier Pesetas (1 Thlr. 2 Ngr.), wenn wir nichts fänden, nichts geben. Er ging den Pakt ein und führte mich mit Paco in eine dürre wildromantische Felsen-
schlucht. Unterwegs begegneten uns drei Jungen mit großen Holzbündeln auf dem Rücken (was nämlich der Spanier hier Holz nennt). Sie waren Unteragenten meines Führers, denn jeder lieferte ihm drei bis vier Chapas ab, die jener ohne Zweifel bei ihnen bestellt hatte. Ich merkte bald, daß ich der Geprüllte sei, auf dessen deutsche Großmuth mein Freund sehr richtig folgenden Plan gebaut hatte. Führte er mich nach einem reichen Chapasplatze, so bekam er vier Pesetas

und nichts weiter; verkaufte er mir die Chapas, so mußte ich ihm geben, was er verlangte, und zudem meinte er wohl, es werde mit dem Nichtsgeben im Falle des Nichtsfindens wohl auch kein rechter Ernst sein. Er hatte vollkommen richtig calculirt; wir fanden fast nichts und ich gab ihm dennoch eine Peseta.

Ich schalte hier eine wissenschaftliche Notiz ein, die auch von allgemeinem Interesse sein wird. Die genannte Schnecke gehört einer Abtheilung der großen artenreichen Gattung *Helix* an, welche in Europa außer ihr keinen Vertreter weiter hat, sondern mehr der tropischen Zone angehört. Sie ist also gewissermaßen bloß nach Europa verlaufen, wo sie gar nicht recht hin gehört. Dies vorausschickend erwähne ich nun, daß ich an einem außerordentlich schroffen dünnen Kalkfelsen in dessen Rissen und Klüften etwa acht bis zehn leere Gehäuse dieser seltenen Schnecke fand, welche mehr oder weniger mit Kalksinter inkrustirt und dadurch zuweilen auf der Stelle, wo sie lagen, fest gefittet waren. Dies setzt offenbar einen sehr langen Zeitraum, der dazu erforderlich war, voraus. Diese Exemplare waren alle weit größer als ich je ein lebendiges, deren ich am folgenden Tage eine Menge erhielt, und auch sonst in Sammlungen gesehen habe. Sollte das nicht die Vermuthung zulassen, daß diese für Europa gewissermaßen fremde Thierart im Rückschreiten begriffen sei, welches vielleicht dereinst mit ihrem ganzen Aufhören enden werde?

In dieser Schlucht wurde ich an etwas, was Spanien vielleicht noch gänzlich fehlt, auf eine sonderbare Weise erinnert: an unsere die Eisenbahnen entlang laufenden elektrischen Telegraphen. Längs eines Fußpfades nämlich stand eine Reihe

Agaven, die in zufällig fast regelmäßigen Abständen ihre sechs Ellen hohen, der Blütenäste noch entbehrenden schnurgeraden dicken Schäfte getrieben hatten. Von weitem sah das täuschend aus wie eine Reihe von deutschen Telegraphenstangen. Auf dem Rückwege kamen wir an einem Gypsosen vorüber, neben welchem die spanische Holznoth in Form eines Holzhaufens ausgedrückt war, der aber bis auf zehn Schritt wie ein Heufeimen aussah, denn es war ein runder, ganz so gestalteter Haufen von ganz kleinen feinästigen Büschchen, welche eben hier in Ermangelung derberen Holzes den Gypsosen speisen mußten.

Eines Morgens kam Paco mit einer Probe neuer Schnecken vom Marktplatz nach Hause, denn er fing nachgerade an einen conchylogischen Blick zu bekommen, in Folge deren ich ihn über Hals und Kopf wieder hinschickte, um für jedem Preis den ganzen Vorrath zu kaufen. Es war eine wunderschöne seltene Varietät von *Helix alonensis*. Er kam aber nur mit einem sehr kleinen Vorrath wieder und sagte, die Leute hätten sich fast darum geprügelt, weil es die wohlschmeckendste aller Schnecken sei. Später ging er fast von Haus zu Haus, um — aus den Küchen die ausgeleerten Gehäuse zu kaufen. Wie mögen die Leute gelacht haben. Jedenfalls lachte ich noch mehr, da ich zumal an demselben Tage noch eine neue Schnecke entdeckte, die ich zu Ehren der alten Hispania baetica, *Helix baetica* getauft habe.

XV.

Abreise von Almeria; Venta del Pobre; Guelga; Vera; Zusammentreffen in der Venta bei Lorca; Lorca; Totana; Lebrilla; Rückkehr nach Murcia.

Zwar wissenschaftlich sehr befriedigt, aber doch auch hier noch von täglichen Regengüssen belästigt, reiste ich nach fünf-tägigem Aufenthalte von Almeria weg. Es war keine kleine Arbeit, den naturwissenschaftlichen Zuwachs von fünf Tagen zu ordnen und so einzupacken, daß er in meine immer enger werdende Tartane untergebracht werden konnte. Es war daher mein Zimmer den Tag zuvor und bei meiner Abreise der Gegenstand des Staunens für neugierige Besucher. Darunter war ein Zimmernachbar, ein Offizier mit seiner Frau. Letztere brachte mich in eine kleine Verlegenheit, vielleicht in Folge eines Verstoßes meinerseits gegen die spanische Etikette. Nachdem beide ein Weilschen in meinem Zimmer gegessen und meine vielerlei Dinge gemustert hatten, worüber ich ihnen Auskunft geben und gelegentlich auch von Deutschland erzählen mußte, sagte mir der Offizier in freundlicher Weise, natürlich für das Leben, Abschied, indem er mir die Hand drückte. Seine Frau fügte auch einige freundliche Abschiedsworte hinzu, so daß ich mich berechtigt glaubte, ihr nach deutscher Sitte die Hand zum Abschied zu reichen; aber sie verweigerte mir mit einiger stummer Verlegenheit die übrige, so daß ich meine Hand wieder zurückziehen mußte. Jedenfalls war es in Spanien nicht Sitte, selbst in dieser einigermaßen empfindsamen Verabschiedungs-scene, einer fremden Dame die Hand zu reichen. Ich erwähne diese an sich freilich sehr unwichtige Sache, weil sie einen kleinen

Zug zu dem Bilde des spanischen Lebens bietet. Beide waren, zwar natürlich nicht im Negligé, aber doch eben nur im Morgenanzuge auf meinem Zimmer, wie ein Herr Offizier mit Frau Gemahlin in Deutschland nicht einmal bei sich einen Besuch annehmen, vielweniger darin einem Fremden einen Besuch machen würde. Ich finde diese Unbefangenheit in der Kleidung neben der strengen Vermeidung einer persönlichen Berührung sehr taktvoll.

Noch am Abend vor meiner Abreise versuchte Herr Aeolus mich zum Dableiben zu bereben. Ein sehr heftiger Süd Sturm peitschte die Wogen des Meeres weit über die seichte Küste in das Land hinein und verhieß mir eine reiche Ernte an See thieren und Seepflanzen, die am Strande zurückbleiben mußten. Ich durfte aber nicht folgen, denn meine Zeit und mein Geld waren berechnet.

Ich brach also am 27. Mai auf. Der Weg, immer nach Osten, führte mich Anfangs durch fruchtbares, reich bebauetes Land, in welchem der kunstlose Weg, aus derselben fruchtbaren Erde wie die Felder daneben bestehend, sich alle Mühe gab, die Räder meiner Tartane festzuhalten, wogegen meine Mula nur mit äußerster Kraftaufbietung ankämpfte. Allmählig ging das ganz flache Land in eine öde Espartoebene über, wo ich abermals das Glück hatte, eine neue Schnecke zu entdecken, die ich zu Ehren des so wohlthätigen Esparto *Helix Stiparum* (von *Stipa tenacissima*, Liné'sche Benennung des Esparto) benannt habe. Rechts dehnte sich die Ebene bis an das nahe Meer aus, an dessen Rande das Vorgebirge Cabo de Gata immer näher rückte; links und vor mir war die Ebene mit den zackigen Ketten von Sierras begrenzt.

Leider mußte ich schon um 3 Uhr Nachmittags mein Nachtquartier beziehen, und zwar in der einsam auf weiter öder Espartoebene gelegenen Venta del Pobre (Venta des Armen), weil die nächste Gelegenheit zu übernachten auf meinem Wege zu weit hinauslag, um heute noch erreicht werden zu können.

Ich traf heute auf mehrere Cisternen von eigenthümlicher Bauart. Es waren viereckige, lange, schmale, gemauerte Wasserbehälter, welche der Länge nach überwölbt sind und daher einigermaßen einem ungeheuren Fasse gleichen, welches liegend bis zur Hälfte in dem Erdboden eingesenkt ist und dessen beide Böden fehlen. Das Wasser darin war ziemlich frisch, obgleich ziemlich reich von Thieren und Algen bevölkert, was eben nicht sehr einladend war.

Die Venta del Pobre war nicht so ärmlich, wie ihr Name ankündigte. Dagegen paßte ihr Zuname ganz auf die Situation in der sie lag; weit und breit nichts als Espartoflächen und nur in ihrer nächsten Umgebung eine Opuntienpflanzung. Die Flöhe ausgenommen, die mir mein Bett mit vieler Energie streitig machten, gehört die Venta del Pobre zu den besten, die ich kennen gelernt habe. Es gereicht ihr zum empfehlenden Vorzuge, daß ich in meinem Tagebuche die mich jetzt fast selbst überraschende Bemerkung finde: „in der Venta das erste spanisch-schöne Mädchen Paquita.“ Ich schalte diese Notiz hier ein, um die in Deutschland verbreitete Meinung dadurch wiederholt zu berichtigen, in Spanien seien überall hübsche Gesichter zu sehen. Einige bedeutende Schönheiten aus den höheren Ständen abgerechnet, war die fleißige Paquita in der Venta des Armen allerdings das erste spanisch-

schöne Gesicht, was ich in den untern Ständen antraf. Ich meine hier ein Gesicht mit dem eigenthümlichen, zugleich schwärmerischen und glühenden Ausdrücke der dunkelen mandelförmigen Augen.

Die ganze Nacht hindurch hatte ich die lustigste Veranlassung, es als einen Verlust in unserer ohnehin so unlustigen Zeit zu betrachten, daß wir in Deutschland so fast ganz ohne Esel sind. Ich habe in Spanien die zärtliche Liebe Sancho Pansa's für seinen Grauen vollkommen begreifen gelernt. Der Gute ist keineswegs eine so poesie- und geistlose Creatur, wie wir uns einbilden.

Mit mir konnte noch ein zweites Wesen unter dem gastlichen Dache der Venta del Pobre keine Nachtruhe finden. Es war ein Esel, der mit einem schnarchenden und einem vom Husten geplagten Arriero das ergößlichste und abenteuerlichste Terzett aufführte, was ich gehört habe. Ich kann versichern, daß ich mich auf meinem schlummerlosen Lager die ganze lange Nacht hindurch nicht im mindesten gelangweilt habe. Ich kannte bisher nur das rohe, ungeschlachte heifere Geschrei eines oder des andern deutschen Müllerefels. Hier lernte ich das ganze Stimmgebiet eines sentimentaln, nachdenklichen Descendenten von Sancho Pansa's Esel kennen. Es wird und es muß fast einem Deutschen übertrieben klingen, wenn ich alles Ernstes behaupte, daß es mir noch bei keinem Thiere so leicht geworden ist, seinen Tönen Gedanken und Empfindungen unterzulegen, als bei meinem Schlafgenossen in der Venta del Pobre, dem jedenfalls so wie mir, wenn auch andere, Qualen den Schlummer verschleuchten. ;

Wie der arme Schelm in den Ruf der Dummheit gekom-

men ist, kann ich wahrlich nicht begreifen. Gewiß ist sein garstiges Stimmorgan die Schuld davon. Das ist aber offenbar ein Unrecht, wenn auch in einer Zeit vollkommen begreiflich, wo eine helle Kehle zehnmal besser bezahlt wird, als der hellste Kopf. Wenn, was natürlich hundertmal vorkam, auf dem Wege mir ein beladener Esel mit seinem kurzen Schritte gesenkten Hauptes und mit hängenden Ohren entgegentrippelte, so gemahnte er mich stets, als denke er angelegentlich über seine mühselige Lage nach, die er aber gleichwohl mit musterhafter Verzichtleistung auch fernerhin zu tragen fest entschlossen sei. Seine rauhen Ausrufe, die er immer bald wieder abbricht, sind dann leicht zu erkennen als unwillkürliche Seufzer, die er als nutzlos bald wieder sein läßt.

Wer das dumm nennt, nun der mag es thun. Unsere Moralisten werden es Tugend und Weisheit nennen. Was folgt daraus? Daß der Esel eher tugendhaft und weise als ein dummes Thier genannt werden könnte, und sein Name aufhören muß, ein Schimpfwort zu sein.

Der folgende Tag brachte mich in dem Geleite eines Carro, deren mit zwei Mauleseln zusammengespannter Esel vielleicht mein Leidensgefährte war, zunächst durch die finstere Sierra de Cabrera. Sie besteht aus fast schwarzen Thonschieferfelsen, deren kahle zackige Abhänge eine malerische, aber düstere Landschaft bildeten. Ehe ich in deren Bereich kam, beschenkte mich ein Kalkfelsen mit der auf spanischem Boden bisher noch nicht gefundenen seltenen Helix barbula, aber leider nur in sehr wenigen Exemplaren. Bald zeigten sich nordöstlich die Sierra de Torillas und die Sierra de Nigal. Gegen Mittag passirten wir Huelga, in einer sehr malerischen Fel-

fenschlucht gelegen, in welcher sich auch bald eine reiche Vegetation von den gewöhnlichen Südfruchtbäumen zeigte; die Granatbäume standen eben mit der ganzen Pracht ihrer brennend rothen Blüthen da, die sich auf dem reinen saftigen Dunkelgrün ihres glänzenden Laubes leuchtend hervorhoben. Indem wir einen kleinen Bach überschritten, der sich zu einer sumpfigen Stelle erweiterte, fand ich diese mit einem dichten mannhohen Oleandergebüsch bedeckt, welches eben in voller Blüthe stand. Ich dachte mir ein munteres Völkchen deutscher Kinder an meine Seite. Wie würden die gejubelt haben, anstatt unserer schlichten Weidenruthen hier blühende Oleanderzweige abbrechen zu dürfen! Auch ich konnte nicht unterlassen, einen großen Strauß davon abzubrechen, um ihn nach wenigen Stunden verwelkt wieder aus dem Wagen herauszuwerfen. Es ist eben einmal eine Lust, der man nicht widerstehen kann, im Süden die kostbaren Pfleglinge unserer Gärten und Gewächshäuser wild wachsend zu brechen. Es sind dies Augenblicke, wo der gemüthvolle Reisende sich mit stolzer Befriedigung seiner Reise freut.

Je näher wir Vera kamen, wo zuletzt buchstäblich alles Grün aufhörte, desto öder wurde die Gegend. Zuletzt traten noch einige schwarze Basaltkuppen zwischen den grauen Diluvialhügeln hinzu.

Vera ist eine Verkörperung jenes alten Ungeheimnisses der Malerei „Grau in Grau.“ So sehr ich auch spähetete, ich sah vor und bei dem Eintreten in diese unschöne Stadt keinen Baum, keinen Busch, buchstäblich ringsumher kein Grün. Doch waren die Häuser nicht unfreundlich, und dicht bei der Stadt befindet sich eine tiefe Gypsgrube, deren Wände eine Menge

von den Arbeitern bewohnte Höhlenwohnungen enthielten. Vera macht einen durchaus fremdartig eigenthümlichen Eindruck.

Destomehr contrastirte damit die heimathliche Erscheinung zweier Seilerbahnen unter meinem Fenster in der Posada. Ich unterhielt mich lange damit, meine Augen bloß auf sie zu heften und mich so in die Heimath zu träumen. Ich sah kein anderes Werkzeug, keine andere Form der Arbeit, wie daheim. Solche Scenen sind mir immer das Einigende in dem Trennenden des Frembländischen. Es sind eben zuletzt immer und überall dieselben Menschen, die sich gegenseitig als Fremdlinge ansehen, wenn nicht als Feinde.

An der einen Bahn war es ein altes eisgraues Mütterchen, welches gebückt und in einen alten schwarzen Mantel gehüllt, den Faden spann, zu welchem ihr ein loser Knabe, vielleicht ihr Urenkel, das Rad drehte. Vielleicht kommt einmal plötzlich die Atropos mit der Scheere und schneidet dieser Lachesis mitten in der Arbeit ihren eigenen Lebensfaden durch, daß auch der Hanffaden mit reißt. Der Kleine, welcher die Rolle der Clotho spielte, erinnerte, in seinen Muthwillen unwissentlich Sinn legend, die Alte an das nahe Ende ihres Lebensfadens, indem er neckend das Rad so drehte, daß ihr der Faden öfter abriß. Ja, der Kleine mußte ihr theures Enkelkind sein, denn sie ward darob nicht böß, sondern knüpfte geduldig immer wieder von Neuem an.

Ich sollte in Vera wieder einmal mit aller Gewalt zum Arzte gestempelt werden, indem mir eine arme Frau ihr krankes Kind brachte und vom catedralico Aleman, als welchen mich ihr wahrscheinlich Ramon bezeichnet hatte, durchaus Heilung

desselben erwartete. Ich weiß nicht, ob die spanischen Aerzte diesen Vertrauensmangel verdienen. Wenigstens ist mir es sehr aufgefallen, daß ich wohl fünf oder sechs solche Fälle erlebt habe, zu denen ich natürlich nicht die geringste Veranlassung gegeben hatte.

Als wir am 29. Mai sehr früh abreisten, bekam ich zu meiner Verwunderung in einem Garten vor der Stadt noch zwei Palmen zu Gesicht, die ich hier nicht gesucht hätte. Sie waren und blieben aber auch die einzigen Bäume im weiten Umkreise dieser armen Stadt. Es war so kalt, daß ich lange Zeit um mich zu erwärmen neben der Tartane herging. Dabei war die nähere Umgegend so uninteressant als möglich. Mehrere Stunden lang ging der Weg durch ein ödes und unfruchtbares diluviales Hügelland. Doch war der ferne Horizont wie gewöhnlich sterrenumgürtet. Zur Rechten dehnte sich lang die erzeiche Sierra de Almagrera aus, wo schon seit acht Jahren ein deutscher Landsmann als Hüttendirektor waltet.

In dem kleinen freundlichen Städtchen Pulpi fand ich, da Sonntag war, eine Menge gepuzter Landleute auf der Plaza, um sich ihre städtischen Wochenbedürfnisse einzukaufen. Unsere deutsche Sonntagsruhe ist in Spanien nirgends zu finden. Vergebens aber forschte ich unter den Vorräthen nach Käse und Feigen; ich mußte daher mein Frühstück mit trockenem Brod und ziemlich sauern Drangen halten.

Gegen Mittag kamen wir nach einer Venta, welche auf weiter oder Ebene gelegen ein würdiges Seitenstück zu der Venta del Pobre bildete, nur fehlte ihr die Sauberkeit und die hübsche Paquita der letzteren. Zu essen gab es auch nichts

und so ging ich verdrießlich aus dem ungasstlichen Hause, um es als ein Muster einer schlechten spanischen Venta abzuzeichnen. Als ich eben damit beginnen wollte, kam desselben Weges wie ich eine Galera angefahren, in der zwei Herren saßen. Sie stiegen ebenfalls aus und gingen in die Venta. Nach wenigen Augenblicken kam der eine der Herren, ein junger Mann, auf mich zu und begrüßte mich schon von weitem als deutschen Landsmann. Die deutschen Klänge waren Musik in meinen Ohren und die Stelle, wo wir standen, wurde zum heimathlichen Heerde, war es auch gleich nur die Düngerstätte, von deren erhabenem Standpunkte ich meine Skizze hatte zeichnen wollen.

Wir waren schnell bei Deutschland, von dem ich erzählen mußte, da ich dem Andern Nachrichten neueren Datums geben konnte. Wir hatten einander nicht nach unseren Namen gefragt. Daß ich Naturforscher sei, lehrte ein Blick in meine Tartane und daß mein Landsmann Berg- oder Hüttenmann sein mußte, darauf war Hundert gegen Eins zu wetten. Er war Letzteres. Mitten in meine Erzählungen von Deutschland hinein warf er die Frage, ob ich nicht der sei, der ich bin, indem er meinen Namen nannte. Das ging freilich sehr natürlich zu, denn ich hatte einige meiner Lebensumstände berühren müssen, die ihn auf meinen Namen führten. Immerhin aber kam es mir sehr abenteuerlich vor, daß mir auf einer südspanischen Steppe ein mir fremder Landsmann meinen Namen zurief.

Gleiches Vaterland, gleiche Weltanschauung und verwandte Berufsneigung näherten uns einander schnell und wir

versprachen einander, in Lorca in der Posada de San Vicente heute Abend wieder zusammenzutreffen.

Es ergab sich, daß ich Herrn Paul Herter, dies ist sein Name, in Cartagena zu besuchen geglaubt hatte, aber an einen Unrechten gekommen war. Herr H. ist in einer Silberhütte in Santa Lucia dicht neben Cartagena angestellt; ich hatte ihn durch ein Mißverständniß in dem Direktor der daneben liegenden Glashütte gefunden zu haben geglaubt und mich damals geärgert, daß der vermeintliche Deutsche gar nicht deutsch reden und nichts von meiner Landsmanschaft hatte wissen mögen, „da er ein Elsasser sei.“ Hier korrigirte der Zufall, ein halbes Wunder, mein carthaginienisches Mißverständniß.

Dieses erfreuliche Begegnen hatte für mich noch die lehrreiche Seite, dadurch zu erfahren, daß Herr H. von Cartagena nach der Sierra de Almagrera, woher er kam, über Lorca hatte reisen müssen. Er hatte, um fahrbaren Weg zu haben, diesen großen Umweg machen müssen, da der Küstenweg über Almazarron fehlt. Ferner erfuhr ich, daß Herr H. in der Sierra de Almagrera für seine Hütte hatte Silbererze kaufen sollen, aber durchaus keine preiswürdigen hatte finden können. Da, wie wir bereits wissen, die Sierra de Cartagena selbst ein wahrer Ameisenhaufen von Bergwerken aller Art und die Sierra de Almagrera als erzeich in Ruf steht, so läßt dies keinen günstigen Schluß auf die Ergiebigkeit des Bergbaues in diesem Gebiete machen. Ueberhaupt versicherte mir Herr H., daß sie in ihrer Hütte Erze verschmelzen, welche wir in Sachsen, er hatte in Freiberg studirt, als zu arm gar nicht zu Gute machen würden. Erwägt man nun, daß

obendrein in Deutschland viel vollkommnere Einrichtungen zum Ausbringen der Metalle bestehen, die in Spanien in den meisten Hütten noch fehlen, so kann man sich keinen großen Begriff von der Rentabilität des spanischen Bergbaues machen.

Gegen Abend traf ich in Lorca mit Herrn H. und dessen Begleiter, einem Theilhaber der Hütte in Cartagena, wieder zusammen. Wir verplauderten unter den deutschen Ulmen der uns schon bekannten Alameda noch ein trauliches deutsches Stündchen und trennten uns dann, vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Von Lorca schlug ich einen andern Weg nach Murcia ein, als der war, auf welchem ich am 25. April hierher gekommen war. Ich wendete mich nordöstlich nach Totana, nachdem ich meine Reisefüchse mit Brod, Käse und Wein versehen hatte. Eine zweite Bota füllte ich mit dem herrlichen Wasser, was aus einem achttarmigen Brunnen einer Vorstadt Lorca's in reicher Fülle hervorquillt. Das Wetter war hell und klar und die heißen Sonnenstrahlen durch einen kühlen Sierremwind gemildert.

Der Weg bis Totana, wo wir schon um 1 Uhr Mittags ankamen, ist ziemlich uninteressant, obgleich auch hier der Horizont von malerischen Bergketten umschlossen war. Totana liegt am Fuße der Sierra de Espuña und ist ein freundliches Städtchen, an der wasserlosen Rambla eines längst verschwundenen Flusses gelegen, der wahrscheinlich in wasserreichen Jahren sein Gedächtniß vorübergehend erneuert, wenn die Sierra de Espuña und die mit ihr einen zusammenhängenden Gebirgsstock bildenden Berge Wasser zu versenden haben. Ich machte Nachmittag einen Ausflug nach den Vor-

bergen dieser überaus malerischen Gebirgsparthie. Mein Weg führte mich zunächst an einer großen Töpferei vorüber, wo man colossale Tinajas bereitete, die schon erwähnten ungeheuren Töpfe zur Abklärung des Wassers. Vor der Werkstatt waren etwa 30—40 solcher Topfriesen zum Trocknen aufgestellt, die alle höher waren als ich. Es giebt in Deutschland Eisenbahnen, die eine große Rente geben, deren Bahnwärter aber in einem solchem Topfe ebenso bequem wohnen würden, wie in ihren elenden Hütten, wenn dieses Wort nicht noch zu viel sagt.

Dicht neben der Töpferei spannte sich der zierliche halbkreisförmige Bogen einer Alcantarilla über die Rambla, eine 60 Fuß weit gespannte und wenigstens 40 Fuß hohe und dabei noch nicht ganz 3 Fuß breite Brücke, welche jedoch gewissermaßen das Gegentheil einer Brücke war; denn anstatt Menschen über das Wasser führte sie Wasser über die Menschen hinweg, welche unter ihr auf der trocknen Rambla gehen. Oben floß ein weit her geleiteter Bach von einer Seite des alten vertieften Flußbettes zu der anderen.

Ich wendete mich nachher rechts, wo von der Rambla aus eine sanfte Anhöhe sich erhob, auf der ich bald einem Wege anheim fiel, der sich zwischen Gärten hinzog. Die wundervolle Blumenpracht und strohende Fruchtfülle, die ich fand, hatte ich hier nicht erwartet, denn außer einigen majestätischen Palmen und Cypressen hatte ich in der Stadt und in ihrer unmittelbaren Nähe wenig oder nichts von Florens Schätzen gesehen. Zu meiner Verwunderung fand ich in einigen Gärten die meisten Orangenbäume noch ganz mit Früchten beladen. Flora heftet ihre edelsten Früchte besonders fest an, denn

diese Drangen hingen bereits ~~seit acht Monaten~~ ^{am 1. October} sie reifen Anfang October, reif am Baume. In einem der Gärten wurden eben einige Esel mit den goldenen Aepfeln beladen, wahrscheinlich für den benachbarten Badeort Alhama. Ich ging hinein und kaufte mir für 6 Cuartos 6 der schönsten und größten Früchte, die ich je gesehen habe. Die guten Leute weideten sich an meinem Fremdlingsentzücken über ihr Paradies. Nie habe ich so wie in diesen Gärten jedes Blatt, jede Blume in so reiner gesunder Fülle und Entwicklung gesehen, was mir um so entzückender erschien, als ich seit einigen Tagen durch großentheils öde und unfruchtbare Gegenden gereist war.

Durch die paradiesische Gartengasse weiter schlendernd, schwelgte ich in der wonnigen Abendluft und dem würzigen Saft der Früchte; denn ich mußte ja wohl essen, da ich die leuchtenden Kugeln in meinen Taschen nicht bergen konnte.

So kam ich bald an das Ende der Gasse und auf die kahle Kuppe eines Kalkfelsens, an dessen Fuße eine breite Thalschlucht vor mir lag, die sich links in die Rambla einbog. Ich kletterte hinunter und setzte mich in dem grünen Schatten eines mit Früchten beladenen großen Feigenbaumes. Fast mehr noch als der Drangenbaum ist der Feigenbaum das Bild der in sich abgeschlossenen, sich selbst genügenden Kraft und gesunden Lebensfülle. Da zeigt sich kein welkes oder kümmerliches Blatt und die aschgraue Rinde ist so glatt und rein, wie der Leib eines Aales.

Zum Heimwege — der Reisende hat ja jeden Tag eine kurze vorübergehende Heimath — erfor ich die Rambla aus, die mich aber in einem großen Bogen links von meiner Richtung ablenkte. Auf ihrem Gerölle bemerkte ich nur wenige

Spuren, daß sie zuweilen Carros und Fußgängern als Weg diente. Zu beiden Seiten ragten oft ziemlich schroff die ehemaligen Flußufer auf, in denen hier und da tiefe sich verzweigende Buchten sich einschnitten, vor langen Jahren von dem Wasser gewühlt. Es waren nur wenige hundert Schritt von jenen prangenden Gärten bis hierher und doch welch' ein Unterschied; hier zeigte sich fast keine Spur von Vegetation. Rings um mich her herrschte die tiefste Ruhe. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Als ich mich umsah, erblickte ich einen Mann, vor dem ich in dieser hilflosen Einsamkeit erschrocken sein würde, wenn ich — erst gestern den spanischen Boden betreten hätte. Er sah so wild und ärmlich aus, wie ein armer Spanier nur immer aussehen kann. Er ging an mir mit einem freundlichen „guten Abend“ vorüber und seines Weges fürbaß. Wären anstatt meiner jetzt drei deutsche Reisende gewesen, vielleicht würden sie im Vaterlande erzählt haben, daß bloß ihre Ueberzahl sie vor einem Raubanfall geschützt habe. Das würde ganz gut zu dem deutschen Aberglauben von Spanien gepaßt haben.

Da leuchteten mir von weitem auf einem dürrn Abhange große lillafarbige Blumen entgegen. Als ich hinkam sah ich den ersten blühenden Kaperstrauch.

Endlich nach langem und beschwerlichem Marsche durch den unwegsamen Kies der Rambla näherte ich mich dem Orte wieder, wo ich sie vorhin nach rechts verlassen hatte. Von einem Seitenwege kamen zwei Knaben hinter mir her, denen ich mit meinem Barte den Schreck einjagte, den mir vorhin der Rambla-Mann nicht eingejagt hatte. Es that mir in meiner Stimmung, die ganz nur heilige Freude an der Natur

war, fast weh, daß sich zwei Kinder vor mir fürchteten, der ich ja selbst an jenem himmlischen Abende ein Kind war. Ich machte mir zuletzt weit auf der Seite etwas zu schaffen, um jenen beiden Knaben den Weg frei zu lassen, was sie auch mit ängstlicher Hast benutzten.

Mit leeren Händen, aber mit vollem Herzen kehrte ich in die Stadt zurück, wo ich in der reinlichen Posada für meinen genügsamen Appetit die nationale Tortilla erhielt und als wissenschaftliches Dessert zur Auswahl eine große Schüssel riesenmäßiger Exemplare der schönen *Helix lactea*, die ich jetzt noch mit deutschen Äpfeln und Morcheln bewirthe.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich Paco beurlaubt, da er nach Alhama vorausgehen wollte, um dort seine Eltern zu besuchen; ich fuhr also mit Ramon allein von Totana ab und schickte sehnsüchtig meine Augen auf Rundschau in die zur Linken liegenden Sierras, wohin ich ihnen leider selbst nicht folgen konnte. Alhama, in dessen Nähe wir gegen 10 Uhr kamen, liegt höchst malerisch am Fuße der nach ihm benannten Sierra, von welcher ein hoher vereinzelter Regelberg mit einer Burgruine sich dicht neben der Stadt erhebt. Alhama ist nicht nur als Badeort, sondern auch als Bergnügungsaufenthalt bei den Murcianos sehr in Gunst, bei denen es zum guten Ton gehört, im Mai daselbst eine Saison zu machen. Ich mußte mich mit der schönen Ansicht begnügen, welche Alhama von einer am Wege liegenden Venta bot, wo wir Paco und dessen Schwester trafen, die ich ihren Gesichtszügen nach sofort für eine Hallenserin, oder für sonst eine beliebige Deutsche, nur für keine Spanierin gehalten hätte. Ueberhaupt, wenn ich jünger wäre und also wärmeres Interesse für Frauenschönheit

mit nach Spanien gebracht hätte, so würde ich dort bedeutend abgefühlt worden sein; denn überall fand ich das von den spanischen Frauen bereits früher Gesagte bestätigt, daß nämlich nur die Minderzahl typische National-Gesichtszüge und noch weniger Schönheit zeigen.

Der Weg bis Murcia ist fortwährend ziemlich eben und die Gegend sehr trocken und daher wenig bebaut. Der Delbaum herrschte fast durchgehends vor. Er stand eben in voller Blüthe und die zahllosen weißen kleinblumigen Blüthensträußchen gaben ihm jetzt ein hübsches Ansehen und einige Aehnlichkeit mit unserm Liguster, seinem Familienverwandten. Wir passirten Lebrilla, ein freundliches Städtchen, was durch eine tiefe Felsenschlucht mit einer wahren Teufelsbrücke gespalten ist.

Den größten Theil des Weges machte ich zu Esel, da ich Baco's Schwester meinen Platz in der Tartane einräumte, um den beiden Geschwistern, die sich lange nicht gesehen hatten, Gelegenheit zum Plaudern zu geben. Es fehlt einem solchen Ritte nur die Rückenschne, um ihn vollends ganz gemächlich zu machen, denn die viel kürzeren Eselsbeine bewirken nicht die starken Erschütterungen des Pferdeschrittes. Da der Sattel von Sancho Pansa's Esel meinen Lesern und Leserinnen bekannt sein wird, da er ja an einer Stelle in Cervantes' unsterblichem Werke eine große Rolle spielt, so will ich den Sattel meines Esels beschreiben, der ohne Zweifel nicht um ein Haar anders sein wird, als der des lustigen Stallmeisters war. Unmittelbar auf dem geduldigen Eselsrücken liegt ein starkes, aber gepolstertes dachförmiges Gestell von Holz, welches mit einem Espartogurt unter dem Bauche befestigt ist. Darüber liegt eine dicke aus Esparto geflochtene Decke, welche an jeder Seite in

einen spitzen Sack ausläuft; über dieser liegt fast immer ein dickwolliges Schaffell als höchst behagliches Sitzpolster. Um das Maul hatte der gute Graue als Zügel einen schlichten Espartostrick. Das war die Anschirring meines grauen Freundes, auf den ich mich nicht ohne einiges Studium schwang und rechts und links ein Bein in den Sack steckte oder zur Abwechslung das eine zum andern über den gesenkten Kopf des Esels hinwegschwang. Mein erster und einziger Eseltritt machte mir und nicht minder meinen Begleitern großen Spaß und ich zweifle nicht, daß auch der Esel jenen Tag segnen wird, denn da ich fand, daß er meiner sanften Leitung willig folgte, so brauchte ich auch nicht an seine sprichwörtlich dicke Haut zu appelliren. Meist aber ist man damit nicht so bedenklich und ich habe oft gesehen, daß das schöne Geschlecht mit viel Grausamkeit die Esel um die Ohren haut. Die einzige Notiz, die dieser dann davon nimmt, ist, daß er den Kopf schüttelt, als finde er dies nicht ganz in der Ordnung, worin ich ihm von Herzen beistimme.

Meine drei Reisegefährten schienen nicht hungrig nach Murcia kommen zu wollen, denn zwei Stunden vor dem Ziele unserer Reise mußte ich noch mit ihnen Mittag machen, wobei ich mich auf Wein und Biscocho (Biscuit) beschränkte, welches beides in dieser elenden Venta vortrefflich war.

Als wir schon wieder in der Tartane saßen, brachte mir eine Frau in Folge meiner Nachfrage noch ein ganzes Espartokörbchen voll der herrlichsten lebenden Exemplare von einer schönen Varietät der *Helix alonensis*, von der am Wege liegenden Sierra de Carrascoy, wofür, sammt Körbchen, ich sie mit 1 Real (2 Sgr.), nach ihrem „mil gracias“ zu schließen,

reichlich bezahlte. Es war eigentlich kein Korb, sondern ein sehr künstlich geflochtener kugelförmiger Beutel, deren Verfertigung ein alleiniges Geheimniß der Caracolas sein soll. Sie sind auch sehr kunstvoll geflochten und haben oben wie ein Tabaksbeutel einen zugleich mitgeflochtenen Zug, in welchem ein Faden läuft, der mit dem fadenartig sich verlängernden Anfange des Beutels zusammengeknüpft, zugleich ein Band zum Umhängen desselben abgibt. Ich habe schon vielen Freunden in der Heimath den Beutel gezeigt, die alle erstaunt waren über die sinnreiche Flechtereier, die nicht so leicht nachzumachen sein möchte.

. In südlicher Richtung hatte ich die prangende Vega von Murcia verlassen; nach sechswöchentlicher Abwesenheit betrat ich sie heute an ihrem westlichen Anfange wieder. Es fiel mir sofort eine wesentliche Veränderung ihres Ansehens auf: Millionen Insekten hatten sie entlaubt. Die Landleute hatten es den gefräßigen Baumverwüster noch obendrein bequem gemacht und ihnen das Laub selbst von den Bäumen herabgeholt und vorgestreut — ich meine die Seidenraupen, deren erste Zucht vor kurzem beendigt worden war. Die ganze Vega sah aus, als suchten die Leute vor irgend einem Feinde der Erde in den höheren Regionen Zuflucht, denn fast auf jedem Maulbeerbaume stand ein Mann, der ihn sorgfältig und kunstgerecht beschneidete, um sofort einen neuen Trieb zur zweiten Seidenernte dieses Sommers zu erhalten. In kostbare Seide verwandelt waren nun die Blätter — eine Millionen Menschenhände in Bewegung setzende Stufe des Kreislaufes des Lebens — in großen Körben als Cocons zu sehen, die vor manchem Bauernhause zum Verkaufe aufgestellt waren.

Ich erkannte sofort, daß in diesem üppigen Boden der Holzwuchs der Maulbeerbäume so beträchtlich war, daß die Leute durch die Ausäftung ihrer Seidenbäume zugleich einen großen Theil, wenn nicht ihren ganzen Bedarf, an Brennholz erhielten. Schon früher hatte ich in Murcia in mancher Werkstatt der Stellmacher und Schreiner das gelbe Maulbeerholz erkannt und vielfach verarbeiten gesehen.

Bald stand meine Tartane am Thore des gastlichen Hauses meines lieben Freundes Guirao und auf mein Schellen rief Paco's wohlbekannte Stimme ihr „quien?“ (Werda?), dem ich mein „abre“ (mach' auf) erwiderte. Gleich darauf erinnerte ich mich, daß ich nicht in dem kalten Deutschland sei, denn Paco, Guirao's Diener, — umarmte mich mit herzlicher Freude. Was würden wir dazu in Deutschland sagen? Nach einer Stunde saß ich neben Guirao und dessen Frau, ihnen ein wohlgelungenes Solo vor — essend. Zum Dessert erhielt ich dann inzwischen eingegangene Briefe von den Meinigen, von denen ich seit 6 Wochen nichts gehört hatte. Gern hätte ich dann sogleich ein Paar Stündchen brieflich ihnen von meinen Kreuz- und Duerzügen erzählt, aber ich mußte mit in das Theater, von wo wir erst um Mitternacht wieder nach Hause kamen.

Obgleich im fernen Spanien, so konnte ich doch sagen: ich bin wieder nach Hause gekommen. Ja, das Reisen ist ein mächtiger Ausgleich der Berge, welche die leidige Nationalität, ein sehr zweideutiges Gut, zwischen den Menschen aufgerichtet hat! Was in Deutschland das „Wandern“ an den jungen Handwerkern in dieser Beziehung gut macht, das macht

später an ihnen das Junstwesen und der Heimathszwang wieder böß. Die dort gewachsenen Schwingen werden hier wieder verschnitten.

XVI.

Zweiter Aufenthalt in Murcia; viel Arbeit; erste Kirschen, Obst überhaupt; Spaziergang nach dem Jardin de Florida Blanco; Wirkung des Regens in der Vega; deutsche Besuche; murcianisches Bier; murcianische Hitze; spanische Expeditionszeit; Reise nach Alicante.

Meine erste Sorge war, die von Cartagena, Baza und Granada nach Murcia geschickten Kisten voll Naturalien zu öffnen und zu lüften. Leider hatte die Masse in ihnen arg gehaust und ein großer Theil der lebendig eingepackten Schnecken hatte das Zeitliche gesegnet und begrüßte mich beim Öffnen mit einem pestilenzialischen Gestank. Das machte mir denn viel Arbeit und ich brachte mehrere Tage damit zu, die Leichen von den Ueberlebenden zu sondern, um letztere lebendig mit nach Hause zu bringen. Dies ist denn wenigstens auch so weit gelungen, daß ich von jeder Art und wichtigen Spielart auch jetzt noch, nach 10 Monaten, von mancher noch sehr viele lebende Exemplare zur wissenschaftlichen Beobachtung in großen Gläsern um mich versammelt besitze, mit denen ich mich manchmal von meinen mit ihnen verlebten Reiseabenteuern unterhalte.

Fast alle auf dem Lande lebenden Gehäuseschnecken lassen sich lebendig sehr leicht und weit transportiren, wobei man sie nur vor Feuchtigkeiit zu bewahren hat. Kann man vor dem

Einpacken derselben sie einige Tage lang an einem trocknen luftigen Orte frei aufhängen, wozu die früher beschriebenen Espartobbeutel sich vortrefflich eignen, so daß sie sich zu längerer Ruhe in das Gehäuse zurückziehen und dasselbe mit ihren pergamentartigen Schleimdeckeln verschließen, so braucht man dann auch nicht besonders für luftige Verpackung zu sorgen. Ich habe im Gegentheil gefunden, daß die Schnecken dann um so leichter am Leben verbleiben, je mehr sie in ihrer Umhüllung von den Veränderungen der äußeren Luft abgeschlossen sind.

Guirao's zauberische Torreta, auf deren von einer dünnen gemauerten Brustwehr umfriedigtem Fußboden aus festgestampften Schutt ich jetzt eine glühende Hitze fand, mußte mir nun dienen, die todten Schnecken in den Gehäusen zu dörren, um den Fäulnißproceß zu unterbrechen, da mir nicht so viel Zeit blieb, sie alle zu reinigen. So ekelerregend meine Arbeit damit war, so entschädigte mich doch dafür jeder Blick auf die reizende Umgebung, die mich am Abend des 3. Juni vor Entzücken außer mir brachte, so daß meine herbeigerufenen Freunde, Guirao und Moreno Navarro, schier über mich lachten, denn der Spanier scheint mir nicht in dem Grade wie wir gemüthreicheren Deutschen für Naturschönheit empfänglich zu sein. Die Sonne ging gerade hinter der fernen, aber immer noch großartig sich präsentirenden Sierra de Espuña unter. Der ganze Himmel leuchtete in dem tiefen südblichen Blau; nur über jenem weiten Berggebiete lagerte ein duftiger grauer Wolkenschleier, der von dem Sonnenlichte durchdrungen war und sich in einem heftigen Regenguß zu entladen schien. Dadurch traten in dem sonst gewöhnlich eintönig grau erscheinenden Berghaufen sechs übereinander emporragende Höhenabstufungen hervor,

gewissermaßen die scheinbar ungetheilte Bergmasse zergliedernd. Die Rundschau von Guirao's Torreeta bleibt mir doch wohl das schönste Bild, was sich unverilgbar in meinem Gedächtnisse abgeprägt hat; wenn mir auch manchmal nebenbuhlerische Bilder auftauchen. Meine Erinnerung ist der Kampfplatz eines den Preisrichter beseligenden Wettstreites.

In einem der Gärten Guirao's fand ich eine Palme gefällt und in Stücke von $3\frac{1}{2}$ par. Fuß zersägt, die nach Deutschland als Geschenke für naturwissenschaftliche Sammlungen wandern sollten. Eins davon hält jetzt, als Firma meines Berufes, an meiner Vorhausthüre Schildwacht und fesselt jeden Vorübergehenden auf einige Augenblicke. Selten erkennt einmal Einer richtig, was das sonderbare Ding ist. Von weitem kann man es leicht für eine riesenmäßige Tabakrolle halten.

Eine Procession hatte am 5. Juni, einem Sonntage, ganz Murcia auf die Beine gebracht. Im Jardin de Florida Blanco wimmelte es von eleganter Welt, an der auch nicht eine Spur von spanischer Eigenthümlichkeit in den Kleidern zu sehen war, außer den Mantillen der Frauenwelt, welche hier noch fleghaft gegen den garstigen Pariser Damenhut ankämpfen. Der Anblick war ganz der eines Pariser Boulevard. Hunderte von Stühlen waren herbeigebracht, die so wie die Gänge von Promenirenden eingenommen waren. Nach dieser Gesellschaft zu urtheilen scheint das reiche Murcia ganz besonders der Sitz der Eleganz und der feinen Mode zu sein.

Neben den lustwandelnden Blumen prangte nun auf den Beeten des Gartens eine andere Blumenwelt als vor sechs Wochen. Zwei reizende lustige Pavillons waren mit blühenden Kletterrosen (*Rosa scandens*) besponnen; die langen

Myrtenhecken hatten sich seitdem mit zahllosen leuchtendgrünen Spitzen neuer Triebe überdeckt. Ueberall sahe man die Wirkungen der sechs Wochen eines üppigen Pflanzenwachsthum.

Am 4. Juni kamen die ersten Kirschen und Aprikosen auf den Tisch, die auch in Deutschland den Reigen der Früchte eröffnen und mich daher an unseren schönen deutschen Juni erinnerten. Nur waren hier die Kirschen viel süßer als unsere um dieselbe Zeit reifenden Maikirschen, obgleich ich bestimmt glaube, daß die murcianische ebenfalls unsere Maikirsche ist. Unkundig der hiesigen Obstpreise schaute mich eines Tages eine Obstverkäuferin groß an, als ich für 6 Quartos (15 Pf.) Aprikosen forderte, denn sie wußte nicht, wo ich die Menge, die ich bekam, unterbringen wolle. Sowohl hier wie anderwärts in Spanien habe ich nur kleine Aprikosensorten gefunden, aber immer süßer als bei uns, was natürlich dem Klima, und namentlich der größeren Wärme zuzuschreiben ist. So enthalten z. B. unsere deutschen Kastanien nur 3 Procent, dagegen die sicilianischen 14 Procent Zucker.

Auch hier hatte während meiner Abwesenheit der Regen arg gewirthschaftet, was hier durchaus von Uebel ist, da die bewässerte Vega, wenigstens um diese Zeit, desselben ganz entrathen kann. Man klagte sehr über die Beschädigung der Weizenfelder und mehrere Landleute sagten mir, daß sie ein Drittheil durch den Regen verloren haben. Bald aber zeigte sich die Befürchtung größtentheils grundlos. Aber ebenso grundlos hatte der Regen die Wege gemacht. Guirao machte, ohne mich zur Begleitung aufzufordern, was mich um eine kleine Erfahrung ärmer gelassen hat, eines Tages einen Ausflug durch die Vega, um den Stand seiner Felder zu besichtigen.

Er hatte dazu drei Männer bedurft, welche seiner Beschreibung nach fast immerfort die Tartane zu beiden Seiten hatten stützen und schieben müssen. Zwei Tage später fand ich von der Sonnenhize die Wege wieder vollkommen ausgetrocknet.

Am 6. und 7. Juni überraschten mich höchst erfreulich zwei deutsche Besuche. Der erstere war Herr G. aus Frankfurt a. M., ein junger Bergmann, der mit Grüßen von Herrn Herter aus Cartagena kam und mich bereben wollte, wieder mit ihm dahin zurückzukehren. Leider konnte ich der lockenden Versuchung keine Folge geben. Der andere Besuch war ein Herr v. W. aus D., der in der Fonda Francesa von dem Hiesigen eines Deutschen gehört hatte, und nun dem allgemeinen Zuge zu dem ihm fremden Landsmann hin nicht widerstanden hatte. Auch er reiste mit naturwissenschaftlichem Sinn, wie ich, wenn auch nicht so berufsmäßig. Vielleicht habe ich ihm eine arge Verlegenheit erspart, die ihm, der erst seit einigen Tagen spanischen Boden unter den Füßen hatte, seine Unkunde spanischer Sitte hätte bereiten können. Ich theile die kleine Begebenheit mit, weil sie mich auf einen noch nicht von mir berührten Zug des Umgangslebens in Spanien führt, der geradehin einen Hauptzug darin bildet.

Herr v. W. hatte sich nach einer Straße in Murcia erkundigt und dabei die Bekanntschaft eines reichen Arztes gewonnen, der ihn nicht nur sehr freundlich zurecht wies, sondern auch einlud, ihn zu besuchen und seine Gemäldesammlung zu sehen. Er hatte das gethan. „Und denken Sie sich,“ fuhr Herr v. W. in seiner Erzählung zu mir fort, „als ich eines seiner kostbarsten Bilder mit besonderer Bewunderung hervorhob, bot mir es der Herr als Geschenk an und ich konnte es

faum genug ablehnen!“ Ich mußte laut lachen, denn mein lieber Herr Landsmann kannte die Bedeutung der jeden Augenblick gehörten Redensart noch nicht: *está a su disposicion de Vm.* Ich wüßte kaum etwas, was Einem der Spanier nicht zur Verfügung stellte. Da Herr v. W. dem höflichen Murciano noch einen Besuch zugebacht hatte, so glaubte ich ihn vor der peinlichen Verlegenheit bewahren zu müssen, in die er und Jener hätte kommen müssen, wenn er das bei gleicher Veranlassung unausbleiblich wiederkehrende Anerbieten zuletzt vielleicht angenommen hätte. Aber er wollte mir nicht glauben und meinte, es habe doch zu ernstlich gemeint geklungen. Endlich rief ich Guirao selbst zu Hülfe. Der mußte laut lachen, und mußte doch zuletzt auch wieder ein Bißchen sich schämen, daß das in den meisten Fällen eine zwar außerordentlich verheißungsvolle, aber doch eben leere Redensart sei.

Artigkeit und Zuvorkommenheit ist ein Zug, der den Umgang zwischen Hoch und Niedrig ebenso glatt und oft etwas zu ceremoniös macht. Man genießt nichts, ohne seinen Gesellschaftler oder einen eintretenden Besuch sofort dazu einzuladen. Man brennt sich keine Cigarre an, ohne sein Etui — das ist aber ernstlich gemeint — oder sein *papel und tabaco* (Papier und Tabak zu den *Cigarretos*) anzubieten. Ramon und Francisco verfehlten niemals, wenn sie den Löffel zum Essen in die Hand nahmen, mich dazu einzuladen. Guirao nannte sein Haus, seinen Garten immer „Ihr Haus, Ihren Garten.“ Einst erzählte mir ein Freund in Burriana, bei dem ich wohnte, von seinem Garten und setzte, sich verbessernd, hinzu „und dem Ihrigen.“

Für uns weniger complimentenreiche Deutsche — wir sind

es bloß mit unserer ganzen Person, die wir Höhergestellten womöglich zu Füßen legen, was der Spanier wieder nicht thut — gehört eine lange Uebung dazu, die Grenzlinie kennen zu lernen, jenseits welcher die *disposicion* eine Wahrheit wird. Ramon und Paco mögen mich für einen argen Grobian und Selbstsüchtling gehalten haben, daß ich so oft in ihrem Beisein gegessen habe, ohne meine karge Mahlzeit zu ihrer *Disposicion* zu stellen. Mir schien das etwas zu gewagt, namentlich bei Paco, der — auch jetzt wahrscheinlich noch sich im Verborgenen damit glaubend — manchen gründlichen Zug aus meinem Weinschlauche that, wenn er neben der *Tartane* herging, wo die geliebte *Bota* äußerlich angehängt war, während ich drin saß und es eigentlich nicht hätte sollen sehen können. Freilich verstand er es besser, daraus zu trinken, als ich es anfangs wenigstens verstand.

Ein so wichtiges Ding, wie die *Bota*, und die Kunst, daraus zu trinken, verdient doch wohl, daß ich davon rede. Darum will ich es thun.

Ziemlich selten sieht man *Bota*'s, deren Abstammung von einer vierfüßigen Kreatur man noch deutlich wahrnimmt, indem der Hals und die vier Beine daran gelassen sind. Solche Schläuche sehen aus wie ein thierischer Torso. Meist ist die *Bota* ein ovaler, etwas flacher Lederschlauch. Die Innenseite ist immer mit einem dünnen Pechüberzug versehen. Der Hals ist um einen kleinen halbkreisförmigen Trichter von Holz, in dem etwa gerade ein Apfel liegen kann, luftdicht befestigt, in welchem ein kurzes, ziemlich enges hölzernes Rohr gesteckt ist, welches wieder durch ein Hölzchen, durch einen Bindfaden vor dem Berstern bewahrt, verstopft wird. Füllt man den Schlauch,

so öffnet man durch Beseitigung des kleinen Rohres den Trichter. Zum Trinken aus der Bota zieht man aus dem Rohre das Hölzchen heraus. Dann verfährt der Spanier meist wie der Chemiker mit seinem Spritzfläschchen, wenn er ein Filter abspült. Nämlich er treibt mit dem Munde Luft in den leeren Raum des Schlauches, welche dann einen feinen Weinstrahl heraufstreibt, wenn er ihn umkehrt, indem die eingeschlossene Luft auf den Wein drückt. Ein aus der Bota Trinkender giebt für den, der ihn zum ersten Male sieht, das Bild eines Unmässigen, während er doch in Wirklichkeit das Gegentheil ist. Er hält die Bota hoch empor und läßt sich den feinen Weinstrahl minutenlang in den geöffneten Mund rinnen, ohne dabei sichtbar zu schlucken. Mit mehr Recht kann man diese spanische Art zu trinken Leckerei nennen, weil man von derselben Menge Wein, die wir in drei Schlucken schnell verschlingen, einen zehnmal länger dauernden Genuß hat. Ich gewöhnte mich schnell an die Bota und trank selbst an meiner extempoirten Reisetafel lieber daraus als aus dem Glase. Da ich mich auf meiner Tartanenreise dazu bereit finden ließ, außer dem Lohn meiner beiden Leute für den täglichen Wein zu sorgen, so glaube ich bestimmt, daß mir die Bota mindestens die Hälfte der Weinposition meines Reisebudgets erspart hat. Ein langer Zug aus der Bota ist kaum ein Schluck aus einem Glase.

Die Bota ist übrigens ein äußerst bequemes und süßes Ding, ihre Unzerbrechlichkeit noch gar nicht gerechnet. Welcher Vortheil für einen ausstudirten Trinker, aus der Bota liegend, springend, reitend, fahrend trinken zu können, ohne sich zu begießen! Ist die Theure dann leer, so drückt man sie

zusammen und setzt sich allenfalls darauf oder rollt sie zusammen und steckt sie in die Tasche. Wie dumm ist die Gespreiztheit einer leeren Flasche, die sich ebenso breit macht als die volle!

Uebrigens glaube man nicht, daß der Wein einen Geschmack von dem Leder annimmt. Silen verstand sich doch gewiß auf den Wein, und er hatte doch auch einen Schlauch.

Ueberall sieht man in den Benta's ein gläsernes Seitensstück zur Bota, was ich in Catalonien porron nennen hörte. Ob es auch anderwärts in Spanien so heißt, weiß ich nicht. Der Porron ist eine kegelförmige Flasche mit breiter Grundfläche und einem Henkel, welche, dicht über dem Boden eingefügt, einen geraden Hals hat, der sehr eng endigt. Man gießt sich damit, wie aus der Bota, den Wein in den Hals.

Da wir einmal bei dem Trinken sind, so erwähne ich noch, daß eines Abends Guirao mich mit einer Flasche Bier regallerte, was ich in Murcia nicht gesucht hätte. Es war ebenso theuer als schlecht und für Doña Pepita (Josephine) ein kaum anzusehendes, vielweniger zu versuchendes Getränk, was durch seinen Anblick schon das hübsche Gesicht in das eines Kindes verwandelte, welches Arznei nehmen soll. Murcia ist für das Bier noch ein unerobertes Land und wenigstens diese Sorte wird es nie erobern.

Jetzt erst lernte ich die murcianische Hitze kennen. Ob ich gleich Hitze wie Kälte lange ohne Mißbehagen ertragen kann, so wurde mir es doch jetzt fast zu heiß. Alles versammelte sich im ganzen Hause in den Gemächern, welche um einen kleinen feuchtgehaltenen Hof herumlagen und wohin kein Sonnenblick dringen konnte. Deffnete man an der Sonnenseite ein Fenster, so glaubte man die Thür eines Ofens zu öffnen. Ich

verzeihe es den Südländern, wenn sie nicht so auf die Wissenschaften veressen sind, wie wir Deutschen. „Mucho calor!“ (viel Hitze) war der Seufzer, mit dem alltäglich unser Freund Moreno Navarro in mein Arbeitszimmer der Torreta trat, wo er, ein würdiger Landsmann Murillo's, sein Maleratelier aufgeschlagen hatte. Ich wundere mich, daß der Spanier so viel von seiner Hitze leidet, über die er immer klagt und die ihn doch von Kindesbeinen an sein Blut so heiß gekocht hat.

Desto besser befand sich die Pflanzenwelt, für deren Wohl Wasser und Wärme ihre vereinten Kräfte aufboten. Wenn die europäischen Cabinete für irgend etwas einhellig zu begeistern wären, so würde ich ihnen vorschlagen, in Murcia einen europäischen botanischen Universalgarten zu gründen. Die ganz nahe Montaña de Fuenfanta dazu genommen, wohin die Alpenflora zu versetzen wäre, so glaube ich, daß man kaum irgend anderswo in Europa eine so umfassende Flora erziehen könnte als hier. Das müßte ein großartiges Institut werden.

Der Rio Segura schäumte unter der Brücke über ein Mühlwehr wie Chocolate, denn der Regen hatte Unmassen der feinen braunen Erde in sein Bett geschwemmt. Es war mehr ein flüssiger Dünger als bloßes Wasser; ein befriedigender, aber kein schöner Anblick. Seine Ufer waren mit einem hohen Rohrdickicht gesäumt, welches mich lebhaft bedauern ließ, daß es mir nicht vergönnt sein sollte, diese Riesenrohre noch in Blüthe zu sehen, was einen majestätischen Anblick gewähren muß. Als ich mich einmal unmittelbar an der Stadt in einem solchen Dickicht Schnecken und Pflanzen sammelnd verloren hatte und freilich unsichtbar war, hätte mich ein vornehmer Murciano leicht verwunden können, da seine einem Vogel zuge-

dachten Schrote um mich her in die Rohrhalme führen. Sowohl hier wie anderwärts bemerkte ich, daß höchstens in den Straßen das Schießen verboten zu sein scheine. Das edle Vorrecht der nobeln Passion, um welches in Deutschland gewisse Herren mit Hand' und Beinen kämpfen, scheint in Spanien nicht zu bestehen. Ein Schießgewehr zu führen und damit auszugehen gilt dort, welcher Leichtsinn! für kein Verbrechen. Nur in Barcelona, in der Umarmung eines perpetuirlichen Kriegszustandes liegend, wird wohl in dieser Hinsicht unsere deutsche Fürsorge walten.

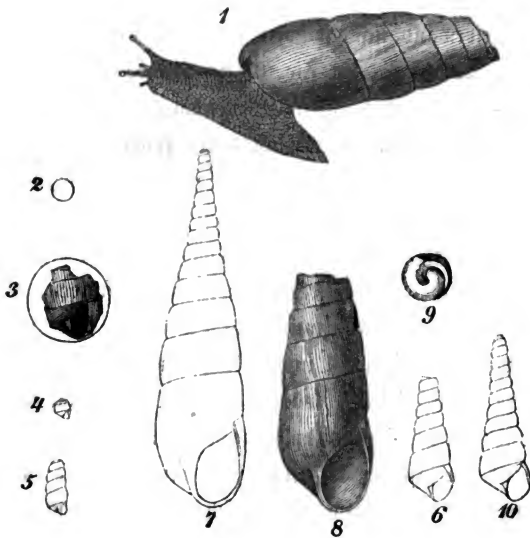
Am Abend vor meiner Abreise lernte ich noch, daß die Hitze selbst den eisernen Schritt des Geschäftsganges der Behörden aus dem Gleise bringt, obwohl ich nicht dafür einstehen mag, daß was die Hitze in Spanien kann, spanische Hitze auch in Deutschland, dem Eldorado der „Expeditioner“, können müßte. Ich mußte mir einen neuen spanischen Paß besorgen, da der in Barcelona erhaltene abgelaufen war. Um 9 Uhr Abends fanden wir das despacho (was wir mit Ehrfurcht Expedition oder Bureau nennen) noch, nicht schon, geschlossen. Es wurde erst ein Viertel nach 9 Uhr geöffnet! Aber schier schämte ich mich in die Seele der Spanier hinein. Das sollte ein Paßbureau sein? Ein Paßbureau ist doch der Mittelpunkt des Spinnennetzes, von dem die feinen Fäden auslaufen, an welchen man die Landesfinder laufen läßt. Hier sah es gar nicht so ehrfurchtgebietend aus, wie anderwärts. Ein Zimmer der Privatwohnung des Beamten war das despacho. An einem schlichten Arbeitstische — hinter dem nicht einmal eine Aktenrepositor stand! — lagen einige Haufen Papiere und in dem Tintensasse steckte nach spanischer Sitte für

immer die eine und einzige schlechte Feder. Es ist also kein Wunder, beiläufig gesagt, daß mit der alten von der Tinte erweichten schlechten Feder kein Spanier schön schreiben kann. Ich schalte noch ein zweites Beiläufig ein, was für das Tintensafß Deutschland von erheblicher Wichtigkeit werden kann. Das spanische Tintensafß enthält die weltbeherrschende schwarze Flüssigkeit nicht wie ein deutsches in reiner Fülle, sondern ist etwa einen halben Zoll hoch mit einer Art Watte aus Coconsfäden des Seidenwurmes bedeckt, welche mit Tinte getränkt ist, gerade ausreichend, um die Feder zu füllen. Man begreift sofort den wichtigen Vortheil dieser für uns Deutsche neuen Erfindung, denn — ein umgeworfenes Tintensafß kann nicht die verheerenden Ueberschwemmungen anrichten, wie wohl jeder Deutsche wenigstens eine in seinem Leben zu beklagen gehabt hat.

Ehe ich mich zur Abreise anschicke, schalte ich hier noch einen naturwissenschaftlichen Gegenstand aus meinem Schneckengebiet ein, welcher hoffentlich den meisten meiner Leser und Leserinnen ebenso neu als interessant sein wird.

Am Tage vor meiner Abreise machte ich noch einer alten feuchten Gartenmauer einen Abschiedsbesuch, um noch einigen Vorrath von einer Schnecke zu holen, die hier in ungeheurer Menge lebte. Es ist der *Bulimus decollatus*, was zu deutsch die geköpftte Vielstraßschnecke heißt. Dieses wunderliche Thier gleicht manchem Baumeister, dessen Baue manchmal schon wieder verfallen, ehe sie noch ganz beendigt sind. Das Gehäuse dieses Thieres kann man eine Ruine von Haus aus nennen. Beistehende Figuren sollen uns das deutlich machen und uns zugleich die ganze Entwicklung des Thieres zeigen. Fig. 1. ist

das Thier mit seinem Gehäuse in natürlicher Größe. Fig. 2. ist das Ei, deren es etwa 20 in die Erde legt. Sie haben eine ordentliche Kalkschale mit einer fein gekörneltten Oberfläche. Wenn es zum Auskriechen reif ist, so enthält das Ei das Junge bereits mit einem kleinen Gehäuse versehen. Fig. 3. zeigt uns



etwas vergrößert ein ausgebrochenes altes Ei und darin das Embryogehäuse, welches wir bei Fig. 4. frei sehen. Es hat eine ganz abgestumpfte Spitze, so daß ein etwa sechs Wochen altes, von dem jungen Schnecken nach dem Auskriechen fort-

gebautes Gehäuse etwa wie Fig. 5. aussieht. Von nun an zieht sich das Thier in bestimmten Zeitabschnitten immer tiefer in sein Gehäuse herab, wodurch die obersten Umgänge desselben leer stehen bleiben. Ist dies geschehen, so scheidet das Thier hinter sich eine spiralig gewundene Scheidewand aus Kalksubstanz, wie das ganze Gehäuse, aus, wodurch es den verlassenen Theil des Gehäuses förmlich vermauert. Dieser verlassene Theil verwittert nach und nach und bricht ab, wodurch dann die spirale Scheidewand sichtbar wird und nun das Gehäuse oben schließt. Wir sehen bei Fig. 6. ein solches Gehäuse. Dies wird im Verlaufe des ganzen Gehäusebaues wahrscheinlich dreis bis viermal wiederholt. Wenn dieses sonderbare wiederholte Abstoßen der erstgebauten Umgänge nicht stattfände, so müßte ein ausgewachsenes Gehäuse etwa 14 Umgänge haben und die Gestalt von Fig. 7. haben. Ich habe aber unter vielen Hunderten, die ich lebend gesehen habe, keins gefunden, sondern immer hat ein Gehäuse, wenn das Thier, und jenes mit ihm, ausgewachsen ist, nur 4 und 5 Umgänge (Fig. 8.). Fig. 9. zeigt die spirale Mauer, womit das Thier jedesmal vor dem Abwerfen der verlassenen Umgänge dieselben abschließt. Fig. 10. stellt das am längsten ungeköpft gebliebene Gehäuse dar, was ich überhaupt in meinem Leben gesehen habe, da das erste Abstoßen gewöhnlich spätestens nach Vollendung des echten Umganges stattfindet.

Fürwahr ein Trost und Vorbild schlechter Baumeister. Wofür fände man überhaupt in der reichen Natur keine Vorbilder! Hammer, Bohrer, Hobel, Hebel, Fächer und hundertertelei andere Dinge haben nicht wir erfunden, wenigstens waren wir nicht die ersten Erfinder; sondern dies war die Natur.

Diese sonderbare Schnecke, deren Gehäuse wahrscheinlich noch keines Menschen Auge ganz und fertig gesehen hat, ist eine Bewohnerin von ganz Südeuropa, fehlt aber in Deutschland, ausgenommen die adriatischen Küstenprovinzen. Sie erinnerte mich in Murcia an die nahe afrikanische Küste, da ich sie hier fast ebenso groß fand, als ich sie von Algier besähe. Ich hatte bei meinem Suchen nach derselben schnell drei hülfreiche Hände, indem drei Feldarbeiter ihre Arbeit verließen und dem sonderbaren caracolero suchen halfen und sich freueten, über die Lebensgeschichte des ihnen bekannten Thieres etwas zu erfahren.

Die Spanier sind lauter Malakozologen par excellence. Dieses ellenlange Wort bezeichnet in fast feindseliger Bedeutung diejenigen Naturforscher, welche die bisherige „Conchyliologie“ als solche, d. h. das einseitige Studium der Gehäuse der Weichthiere dadurch zu Ehren bringen, daß sie, woran sie vollkommen Recht thun, zunächst das Thier und dann erst das Gehäuse derselben der wissenschaftlichen Beachtung werthgehalten haben wollen. Kein anderer Theil der Thierkunde hat daher in neuerer Zeit eine so gründliche Umgestaltung erfahren, als die Classe der Weichthiere oder Mollusken, welche in weiterem Sinne die Schnecken und Muscheln des Landes und des Meer- und süßen Wassers bilden. Wie die „Blumisterei“, diese ästhetische Luxusform der Pflanzenkunde, so ist auch die Conchylien-sammlerei namentlich von Holland ausgegangen und beide zu einer verschwenderischen Tändelei reicher Kaufherren herabgewürdigt worden; so daß sich schon Linné über den „barbarischen Luxus“ beschwerte, der mit den Conchylien getrieben wurde.

Endlich waren meine bis hierher gesammelten Schätze verpackt und nach Torrevieja spedirt, wo sie mit einem preussischen Salzschiß nach Memel abgehen sollten.

Am 10. Juni sagte ich mit dem Gute-Nacht der liebenswürdigen Frau meines Freundes zugleich Lebewohl, da ich am andern Morgen sehr früh mit der Diligencia abreisen wollte. Im Morgengrau eines in ganzer Herrlichkeit nahenden südspanischen Junitages drückte ich am Wagen meinem Freunde zum letzten Male die Hand und dahin ging es im saufenden Galopp durch die üppigen Fluren der Vega. „Adieu, schönes Murcia, für immer!“ habe ich in mein Tagebuch geschrieben. Ich schrieb es mit wehmüthigem Ernst; aber mit jeder seit meiner Rückkehr verstreichenden Woche glaube ich weniger an das „für immer“. Es möge meinen Lesern, denen kein äußeres Hinderniß das Reisen verbietet, die sicherste Gewähr für das Lohnende einer Reise nach Spanien sein, daß ich, der ich überall, außer im Hause meines Freundes Guirao und in dem meines mir damals noch ungeahnten Freundes Vicente Gonzales in Burriana, mir Entbehrungen aller Art auferlegen mußte; der ich in der ersten Hälfte meiner Reise fast täglich unfreundliches Wetter hatte, wodurch ich für meine wissenschaftlichen Erfolge bedeutende Verluste erlitt — daß ich dennoch mit einer wahren Begeisterung an Spanien zurückdenke. Freilich spreche ich jetzt nicht zu der erbärmlichen Classe der Reisegenüßlinge, deren Reisen bloß darin besteht, ihre gut besetzte Tafel und ihr üppiges Bett aus ihrer Heimath in ein fernes Land zu versetzen, um ihre abgestumpften Nerven durch veränderte Genüsse wieder wach zu fizeln. Denen könnte in Spanien höchstens eine wohlverdiente derbe Lektion werden,

die ich ihnen gern gönnen möchte. Wer aber den Genuß, selbst den reinsten und edelsten, am liebsten als Lohn aus der Hand der Anstrengung nimmt, für den ist Spanien vielleicht das beste Reiseland Europa's.

Gedanken dieser Art waren es, welche meinen Kopf durchkreuzten, als ich an der Seite des alten schweigsamen Majoral über die von den ausgedörrten Rothgleisen noch holperige Straße dahin sauste. Seit dem 1. April, als ich denselben Weg von Alicante her machte, wo er mir heute endigen sollte, hatte sich die Landschaft im Ganzen wenig geändert, denn das damals erst beginnende Frühjahr hatte seitdem wenig hinzugefügt, da, wie ich bereits bemerkt habe, die vielen immergrünen Pflanzen hier dem Frühjahr den Reiz des durchgreifenden Wechsels vom Wintertod zum Lenzleben rauben, wodurch allerdings ein deutscher Lenz vor dem südeuropäischen einen so bedeutenden Vorzug voraus hat. Mein treues Gedächtniß gab meiner Reise bis Alicante das Behagliche des zergliedernden Genusses, da mir das große Ganze noch frisch vor Augen stand. Der Palmenwald von Elche, von welchem unser erstes Titelbild nur den Ausgang nach der Stadt hin zeigt, nahm mich als alten Bekannten in seinen orientalischen Schatten; die dürren Strauchhecken prangten jetzt mit den brennenden Blumen der Granate; die Delbäume sahen nur wenig freundlicher drein, da sie bereits wieder verblühet waren; die Agaven, von denen Hunderte inzwischen ihre Blüthensäulen aufgebaut hatten, zögerten immer noch, ihre goldenen Blumen ganz zu entfalten und es sollte mir leider auch bis zu meiner Abreise nicht beschieden sein, diesen amerikanischen Einwanderer in seiner ganzen Pracht zu bewundern. Zum Bewundern

schnell treibt sie ihren Schaft empor, aber dann schreitet sie langsam und bedächtig mit der Ausarbeitung seiner Spitze vorwärts, bis sie endlich als vielarmiger Candelaber dasteht, auf dem viel tausend Blumenflammen leuchten.

Hinter mir im Wagen wurde es bald lebendig. Ein munterer Franzos, ein Champagnerreisender, schwatzte ohne Unterlaß und blies auf der Piffelflöte französische Melodien, von denen die Marsellaise seinen Mitbewohnern des Interior am meisten zu gefallen schien.

Um 2 Uhr war die heiße und zuletzt auch ziemlich langweilige Reise überstanden. Ich vermied die theure Fonda del Vapor und quartirte mich in der bescheidenen Posada de la Union ein. Auch hier hatte es inzwischen tüchtig geregnet und jedenfalls hat Alicante den Himmel dafür gesegnet. Wie anders sah es jetzt hier aus! Die abgeernteten Felder waren mit den meist großen bunten Blumen einer Menge Ackerunkräuter bestreut und die kahlen Abhänge des Schloßberges waren wenigstens in einen dünnen grünen Flor gehüllt.

Ich machte zwei Tage lang, aber leider ziemlich vergebliche Excursionen in der Umgegend. Abends mischte ich mich unter die feine Welt Alicante's, welche in der erquickenden Seelust auf dem Molo lustwandelte, an dessen rechter Seite die wenigen Schiffe vor Anker lagen, die jetzt ausreichten, den alicantischen Handel zu besorgen. Wie heimathliche Grüße erschienen mir aufgeschichtete Schienen zu der von Alicante aus bis nach Almansa im Bau begriffenen Eisenbahn. Am ersten Abend äßten mich hunderte von kleinen Krebsen, welche

in dem krystillnen Seewasser auf den Steinen saßen, aus denen der Molo aufgeschüttet ist, und die meine Absicht, sie zu fangen, fast schon früher zu errathen schienen, als ich sie hatte. Ungesehen von den Vorübergehenden setzte ich mich sinnend auf einem der Riesenblöcke nieder und ließ das trunkene Auge über die blaue Meeresfläche schweifen, welches wie ein glatter Spiegel mit meinem Blick fast in gleicher Höhe da lag. Wie Gedanken, von denen man nicht weiß, woher sie uns so plötzlich kommen, hüpfte bald hier, bald dort ein Wellchen an den Quadern empor, obgleich das Meer so ruhig da lag, wie ein Schlafender. An jenem Abende erschien mir das Meer lebhafter als je als unser aller Gläubiger. Es hat uns allmählig einen Theil seines Grundes abgetreten, auf dem wir nun herumwirthschaften. Manchmal reißt es bald hier, bald da ein Stück gewaltsam wieder an sich oder stiehlt es wieder, so heimlich, daß es nur die Wissenschaft merkt, durch langsames Versinken der Küstenberge. Dafür aber giebt es auch da oder dort wieder etwas mehr her, durch langsame, in Jahrhunderten kaum einen Fuß breit betragende, und doch vom Forscher bemerkte Erhebung der Küste. Unterdessen jagt die Erde, wild um ihre Achse wirbelnd, durch den Weltraum dahin; und doch fallen die Kartenhäuser unserer Kinder weniger über den Haufen, als die Kartenhäuser unserer Diplomaten; und doch liegt auf der Wendome-Säule eine Feder, die sich oben eine Taube ausrupfte, ruhiger als mancher Kopf auf dem seidenen Kissen.

O über die Contraste im Reiseleben eines Naturforschers! — Von diesen Gedanken stand ich auf, um — in einem nahe gelegenen comercio de vino y aguardiente ein Glas Rum

trinken zu müssen, da ich mich dort nach den hier verkäuflichen — Schnecken erkundigen wollte.

Alicante beschenkte mich auch noch mit zwei werthvollen Bereicherungen meiner bisherigen Ausbeute.

XVII.

Reise von Alicante bis Valencia; Wagen und Reisegesellschaft; verschütteter Weg; Alcoy; Consentaina; Albaida; San Felipe de Jativa; Alcira; Eisenbahn bis Valencia; valencianische Eindrücke.

Als ich mich am Morgen des 14. Juni in Alicante zur Abreise nach Valencia anschickte, fiel es mir schwer auf's Herz, daß das Dreieck, welches mein bevorstehender Weg mit dem Mittelmeere bildet, eigentlich derjenige Theil des östlichen Spanien war, den ich ganz besonders bei meiner Abreise aus Deutschland im Auge hatte; und nun sollte ich ihn bloß flüchtig durchheilen. Zwischen der Mündung des Jucar und Alicante springt eine gebirgige umfangreiche Landdecke in das Meer hinaus, deren Spitze vom Cabo de la Nao gebildet wird. Dieser bedeutende Strich Landes ist bisher von den Naturforschern, wenigstens von den Zoologen, fast übersehen worden, obgleich gerade er eine reiche Ausbeute zu versprechen scheint.

Getheilt zwischen dem angeedeuteten Bedauern und dem sehnfüchtigen Verlangen, das schöne Valencia zu sehen, ließ ich mich mit vier weiteren Reisegefährten sammt Gepäck in den miserabeln zweirädrigen Carro einpacken, der aus meiner

Posada de la Union abging. Er hatte durchaus nur die eine gute Eigenschaft der Billigkeit. Das aus Espartostricken geflochtene Reg unter dem Wagen wurde mit Reisegepäck strogend gefüllt und gab mir im Voraus die Gewißheit, daß unser Weg keinen brückenlosen Fluß zu passiren haben werde, weil sonst die fast auf dem Boden aufschleifende Packerei eine Laufe zu bestehen gehabt haben würde.

Meine Reisegefährten, wie ich sie zum Theil erst nach und nach entziffern lernte, waren ein dicker Fraile (Mönch), ein junger Ingenieur, ein Bürger aus Alcoy und eine Cigarrenarbeiterin aus Valencia. Jedenfalls war meine schweigsame Person ihnen noch vielmehr als sie mir ein Fragezeichen, da ich mich in das meist im valencianischen Limosin geführte Gespräch nicht mischen konnte. Bloss wir Deutschen scheinen tagelang im Postwagen fahren zu können, ohne das Bedürfniß zu haben, oder die Geschicklichkeit zu besitzen, den Reisegefährten, mit welchen uns der Reisezufall zusammengewürfelt hat, uns durch Unterhaltung zu nähern. In unserem Carro entwickelte sich bald ein lebhaftes Geplauder, während ich mich mit der Umgehend unterhalten mußte.

Diese ging mehrere Stunden lang in dem beliebten spanischen Reisetempo des gemüthlichsten Schrittes durch ebenes Land. Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto mehr war der graue Erdboden mit Weingärten bedeckt. Quer vor den Weg legte sich der zackige Kamm der Peña de Sijona. Wir mußten sie überschreiten.

In der Frühstücksventa gab ich meinen Reisegefährten Gelegenheit, mich als einen unmäßigen Ausländer zu erkennen, wenn meine Schweigsamkeit ihnen noch nicht zu dieser Kennt-

niß verholzen haben sollte; denn ich konnte mich unmöglich mit der spanischen Dosis der köstlichen Chocolate begnügen, welche weniger als eine halbe unserer deutschen Kaffeetassen beträgt. Daß ich mir gleich zwei chicaras davon bestellte, erregte ebenso ihr als der Wirthin großes Erstaunen. Natürlich fehlte dazu auch hier nicht das delicate Backwerk, was man in einer Venta selten vergeblich sucht.

Die Peña de Tijona überraschte mich, indem ich ihre finsternen Zackigen Felsen meist aus Gyps bestehend fand. Der Weg wand sich schmal und tief eingeschnitten zwischen ihnen hindurch. Lange vorher hatten meine Reisegefährten sich von einem roig (sprich: Rotsch) unterhalten, den der Weg, den wir zu passiren hatten, gemacht habe. Das Wort ist jedenfalls Limofn, denn ich finde es in meinem spanischen Wörterbuche nicht. Der räthselhafte roig lag plötzlich in Form eines ansehnlichen Felsblockes quer über unseren Weg, welcher sich durch die auch hier vorgekommenen heftigen Regengüsse losgetrennt hatte und uns nun den Weg versperrte. Wir fanden sechs Wagen, die mit uns das Schicksal theilten, sich in der höchst populären Tugend der Geduld zu üben. Ich zählte achtundzwanzig starke Männer, welche mit Meißel, Hammer und Brecheisen den trägen Gesellen schon seit zwei Tagen bearbeitet hatten. Mühselig hatten sie Stücken davon abgeschlagen, um zuletzt seinen Umfang auf ein bewegbares Minimum zu bringen. Zwei Männer mit Bohrern und Pulver hätten ihn ohne Zweifel in der halben Zeit beseitigt. Auf meine Hinweisung darauf, machte der Ingenieur die Leute darauf aufmerksam. Diese erwiderten aber, daß sie dazu keinen Auftrag haben. Glücklicherweise waren wir kurz vor dem glücklichen Zeitpunkte angelangt,

wo es den Leuten gelungen war, nach und nach so viel von dem großen Brocken abzubeißen, bis sie ihn mit vereinter Kraft mit Espartostricken aus dem Wege schaffen konnten; und nun entlud sich die schmale Felsengasse ihrer Wagenanhäufung, wie eine geschwägige Alte, die lange von einer noch redfertigeren zum Schweigen gebracht war, endlich sich des Wortes wieder bemeistert und nun weiblich loslegt.

Ohne Aufenthalt passirten wir Tizona und die ziemlich öde Ebene, in der es liegt, um die sich wieder quer vor den Weg legende Sierra de la Carrasqueta zu überschreiten. Zu meiner Freude sah ich seit langer Zeit hier wieder einmal Bäume auf den Bergen, obgleich deren lange noch nicht so viele waren, daß man die Berge hätte bewaldet nennen können.

Kurz vor Sonnenuntergang naheten wir uns Alcoy, einer ansehnlichen Stadt, welche am Fuße der Sierra de San Antonio in einem malerischen Thalkessel liegt. Kurz vor der Stadt steigt der Weg von einer bedeutenden Höhe zu ihr hinab, wobei man einen herrlichen Ueberblick über ein weites rings von Bergen eingeschlossenes Gebiet hat.

Der Parador de las Diligencias, wo wir übernachteten, kann selbst in Deutschland für einen guten Gasthof gelten, obgleich er noch nicht auf den stolzen Namen einer Fonda Anspruch machte. Es passirte mir hier wieder einmal, daß ich nichts zu essen bekam, weil ich es unterließ, sofort nach unserer Ankunft die nothwendigen Befehle deshalb zu geben.

Von Alcoy, wo ich mit der Diligencia am andern Tage sehr früh abfuhr, bis San Felipe de Tativa überschreitet der Weg mehrmals fruchtbare Querthäler und ebenfalls meerswärts laufende Höhenzüge. Wir passirten die freundlichen

Städte Consentina, Albaida und einige andere minder bedeutende Ortschaften.

Bei dem Uebersteigen der mächtigen Sierra Mariola hatte ich die erfreuliche Gelegenheit, die Spanier als kühne und geschickte Straßenbauer kennen zu lernen. Die neue Straße, an welcher noch Hunderte von Arbeitern beschäftigt waren, würde an Kühnheit und zweckmäßiger Legung auch in Deutschland für ein großartiges Werk gelten.

Sowohl auf dem sehr hohen Kamme der Sierra Mariola als in den tiefer gelegenen Gegenden bot der Weg einen ununterbrochenen Wechsel der herrlichsten Ausichten. Gegen Mittag kamen wir nach der ansehnlichen Stadt San Felipe de Jativa am Fuße des Nordabhanges einer nach ihr benannten Montaña. Auf zwei dicht nebeneinander liegenden Kuppen derselben liegen die umfangreichen und noch sehr wohl erhaltenen Ueberreste eines maurischen Castells, welche der Stadt ein ungemein pittoreskes Ansehen geben.

Von meiner ursprünglichen Reisegesellschaft war mir nur der Ingenieur treu geblieben; die Abgegangenen waren zufällig durch lauter Valencianos ersetzt worden, zu denen der Ingenieur selbst gehörte. Was ich später fast volle vier Wochen lang zu beobachten Gelegenheit hatte, drängte sich mir in meinen neuen Reisegefährten heute schon auf: das heitere, geistige und von größerer Unterrichtung zeugende Wesen der Valencianer. Es vereinigt sich auf ihrer reizenden Geburtsstätte freilich Alles, um so sein zu können und sein zu müssen, wie sie sind.

Beinahe hätte ich einem Zuge nach der benachbarten Venta del Conde nicht widerstehen können, denn dort — finden sich zwei seltene Wasserschncken. Doch ich widerstand, und beschloß

später von Valencia aus noch einmal hierher zurückzukehren.

Nicht weit von Jativa sahe ich die ersten Reisfelder, die eben so sehr die Quellen von Krankheiten als von Nahrung sind. Im saufenden Galopp ging es durch die meist herrlich angebaute und bewässerten Fluren von Manuel, Villanueva de Castellon, Puebla Larga, Garcagente nach dem rings vom Rio Jucar umflossenen alterthümlichen Alcira und zwar — auf den Bahnhof. Es machte einen mächtigen Eindruck auf mich, nach langer Entwöhnung heimatlicher Eindrücke hier so plötzlich die überall gleichen Baulichkeiten und Einrichtungen eines Eisenbahnhofes, den Bahnhof selbst aber dicht neben Reisfeldern und Palmen zu sehen. Ich fühlte mich in meine verwandelte Heimath versetzt. Als ich mich aber nach einer halben Stunde schnell und sanft auf den glatten Schienen hingetragen fühlte, so empfand ich in jedem Muskel, in jedem Gelenk ein Gefühl behaglicher Verwunderung über diesen sanften Trost nach so viel Leiden der spanischen Kunststraßen.

War mir schon hundertmal Spanien als das Land der Contraste erschienen, so war dies in wahrhaft zauberhafter Weise auf der kurzen Wegstunde der Fall, welche mich in Windeseile aus einer Dede in einen üppigen Garten und aus diesem wieder in eine trockene Steinwüste führte. Algemesi, Benifayó, Silla, Catarroja, Masanasa, Alfafár, die zwischenliegenden Stationen, erinnerten mich durch ihre Namen an das fleißige Maurenvolk, deren Bewässerungscanäle auch heute noch der Rio Jucar, millionenfach zerspalten, durchrinnt.

Silla, zu deutsch der Sitz, ist der Sitz alles Herrlichen, was ich an Südfruchtgärten bisher gesehen hatte. Unser Zug rasste dahin durch üppige Orangensfelder, auf denen sich unsere Aprikosensäumchen, in Riesenbäume verwandelt, die eben mit einer unglaublichen Fülle reifer Früchte bedeckt waren, mit den saftiggrünen Feigenbäumen unter die Hesperidenkinder mischten. Zur Rechten dehnte sich weit hin in der Ferne die dunkelblaue Fläche des großen Landsees Albufera de Valencia aus, der nur durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt ist. An seinem südlichen Ende ragte die breite Kuppel der Sierra de Gullera als violettgraue Nebelmasse empor, neben welcher der Wohlthäter von Millionen, der Zucar, den ihm verbliebenen Ueberrest von Wasser in das Meer ausgießt.

In stillem Entzücken über so große Herrlichkeit der Natur, trat ich in dem schönen Valencia ein. Die weite Halle des Bahnhofes erschien mir als Unterpfand, daß ich mich hier im Bereiche der höchsten europäischen Cultur befinde. Schnell waren meine Sachen von dem Aduanero untersucht und für ein gut Stück Geld führte mich eine elegante Tartane in die Fonda Francesa, nachdem sie unterwegs erst zwei andere Ankömmlinge abgesetzt hatte, was mir eine willkommene Gelegenheit bot, einen Theil der schönen Stadt zu sehen.

Hier wollte ich einmal nicht geizen. Ich wollte wenigstens einmal auf meine Hand in einer großen spanischen Stadt mir es bene sein lassen. Dazu war die Fonda Francesa des Herrn Laurence ganz eingerichtet. Zudem war ich an einen valencianischen Naturforscher und an den Rector der Universität empfohlen. Ersterer, Don Ignacio Vidal und Don

Jose Arigo, beide Professoren der Naturgeschichte, machten mir den Aufenthalt in dem himmlischen Valencia zu einem unvergeßlichen Genuß, so daß ich ihnen ewig zu Dank verpflichtet sein werde.

Ich miethete mich für täglich 1 Duro (1 Thlr. 10 Sgr.) ein; nicht ahnend, daß sich mein Beschluß, etwa 3 Tage hierbleiben zu wollen, auf dreizehn Tage verlängerte. Aber mit dem Reichthum und der Schönheit der Natur verschwor sich die Freundschaft der Genannten. Und gegen dieses Bündniß war nicht aufzukommen; bis ich zuletzt mit halber Gewalt ein Ende machte, was ich gar zu gern einen Anfang zu noch längerem Aufenthalt hätte sein lassen.

Als ich nach meiner Ankunft mich innerlich und äußerlich wieder in gehörigen Stand gesetzt hatte, konnte ich nicht widerstehen, mich in das wogende Treiben der Straßen zu stürzen. Die Abendkühle schien eben alles Leben aus den Häusern heraus gelockt zu haben und ich wollte, meiner Gewohnheit treu nicht fragend, auf gut Glück die berühmte Alameda von Valencia suchen. Durch ein endloses Labyrinth von Gassen und Gäßchen, immer gegen Norden steuernd, wo der Guadalaviar sein mußte, kam ich endlich aus der Stadt und an das Ufer des leider sehr wasserarmen Flusses. Auch fand ich eine, aber nur wenig besuchte Alameda, die zwischen den antiken maurischen Stadtmauern und dem Flusse hinlief. Ich bemühte mich, sie so schön zu finden, als sie mir immer geschildert worden war; doch wollte mir es nicht recht gelingen. Ich erfuhr später, daß dies die Alameda de los Solitarios gewesen war. Ein „Spaziergang Einsamer“ schien es auch recht eigentlich zu sein; denn die wenigen Spaziergänger

bildeten eben nicht das vielleicht nur Spanien eigene lebendige und doch anstandsvolle Treiben einer Alameda. Ich suchte meine Fonda wieder auf und ging von ihr aus gegen Osten die Calle del Mar entlang. Der Name der Straße mußte ja seewärts führen, obgleich das Meer selbst weit von Valencia entfernt ist. Bald merkte ich an dem großen Menschenstrom, zu dem die schönen Valencianerinnen einen ansehnlichen Beitrag geliefert hatten, daß ich mich im rechten Fahrwasser befinde. Am Ende der Straße befand ich mich zwar nicht in der eigentlichen Alameda, die ich gesucht hatte, die lernte ich erst einige Tage später kennen, aber in der viel schöneren, in der unvergleichlich reizenden Glorieta. Hier wogte eine dichte Menschenmasse auf und ab. Eben wurden zahllose elegante Gaslaternen angezündet; während oben an dem noch rein aber tief blauen Himmel nach der astronomischen Rangordnung die Himmelslichter angezündet wurden. Durch die drei hohen Bogenthore der Puerta del Mar wehete der kühle Seewind herein und ermunterte in tausend Blumenkelchen die schlummernden Düfte, daß sie sich von ihm forttragen ließen und in die Wogen der plaudernden Menge mischten.

Schnell wurde es vollends Nacht und nun verwandelten die verschwenderisch vertheilten Gasflammen die Glorieta in eine wahrhaft zauberische Scene, als sei es eine der eintausend und einen arabischen Nächte, in der ich zwischen fröhlichen Menschen als Fremdling herumwandelte.

Es war etwas Anderes, als was ich bisher in Spanien gesehen hatte. Vielleicht, ich weiß es nicht, kann man etwas Aehnliches in Paris sehen. In Deutschland gewiß nicht. Ich meine das wunderbare Verschmelzen des spanischen An-

standes mit der die Fesseln brechen wollenden südlischen Lebendigkeit.

Ich setzte mich zuletzt auf eine der Bänke, welche den breiten Mittelweg der Glorieta einfassen, und beschäftigte mich mit Lösung der wichtigen Frage, ob die Valencianerinnen wirklich so schön sind, wie sie mir gerühmt worden waren. Ich konnte zuletzt nicht leugnen, daß ich in Deutschland keine Stadt kenne, wo ich an einem ähnlichen Orte so viele hübsche und zum Theil sogar wahrhaft schöne Gesichter gesehen haben würde wie hier.

Es war schon sehr spät, als ich in die Fonda zurückkehrte, getheilt zwischen trunkener Freude und dem erdrückenden Gefühl des Alleinseins.

Als ich am andern Morgen auf den Balkon meines Zimmers in der sehr comfortablen Fonda trat, war es schon ziemlich hoch am Tage. Unter mir wogte es von Menschen. Man sah ihnen an, daß sie alle von einer und derselben Macht getrieben wurden. Leere oder gefüllte Handkörbe, die leeren alle nach links, die gefüllten nach rechts wandernd, sprachen laut genug zu mir herauf: komm mit uns nach der plaza. Der Marktplatz einer großen Stadt, wo die Lebensmittel feil geboten werden, ist für jeden aufmerksamen Reisenden ein wichtiger Ort. Hier kann er tiefe Blicke in das Volksleben thun. Vor ihm liegen und bewegen sich in buntem Wechsel die Zeugnisse vom Stande der Bodenkultur, der Viehzucht, der Jagd und Fischerei, der Sitten und Gewohnheiten und Bedürfnisse, des Volkscharacters und der Trachten des Landes. Einige aufmerksame Gänge durch das bunte Gewühl eines Wochenmarktes machen den Reisenden schnell vertraut mit seiner Umgebung.

Ich war schnell auf der Straße und überließ mich dem Strome der leeren Marktkörbe, die mich sicher zu dem mir unbekanntem Orte meines Strebens geleiten mußten. Ich war schon daran gewöhnt, meine Wegweiser nicht bloß am Arme von Frauen zu sehen. In Spanien geht in den untern Ständen ebenso häufig der Mann, um die Bedürfnisse für die Küche einzukaufen. Eine weise Einrichtung, denn die Frau hat nun weder über unliebsame Gerichte, noch über zu viel ausgegebenes Marktgeld vom Egeherrn Vorwürfe zu fürchten.

Bald war ich am Ziele. Ein großer unregelmäßiger Platz war von einem schier undurchdringlichen Gewühl verkaufenden und kaufenden Volkes bedeckt. Eine unbekannte Sprache summt mir um die Ohren, denn das valencianische Limosin weicht in Wörtern und Wortbildung gar sehr von dem Castilianischen ab. Es klingt gewissermaßen nachlässig, namentlich wenn man das Castilianische kennt. Dies wird vorzüglich durch das Wegwerfen des e und a aus den Pluralendungen es und as hervorgebracht, indem das s gleich an den vorausgehenden Mitlauter angehängt wird. Dadurch enden eine Menge Wörter auf ets, ats, ens, ans u. s. w., was der Sprache einen fast komischen Klang giebt.

Hätte ich die Mäßigkeit und Einfachheit der spanischen Küche, wenigstens der der unteren Volksschichten, nicht schon längst gekannt, ich hätte nach der Unmasse und der großen Manchfaltigkeit der aufgestapelten Eswaren leicht auf das Gegentheil schließen können.

Welch Getümmel und welche Fülle! Wo bleibt gegen diesen täglich, den Sonntag am wenigsten ausgenommen, stattfindenden spanischen Wochenmarkt der stillzufriedene, wöchentlich-

dreimalige leipziger „Markttag“! Mit dem Symbol der Gerechtigkeit, der Waage, in der Hand mag wohl auch der Handel hier etwas gerechter sein, als wo die willkürlichere Schätzung des Augenmaaßes herrscht; vorausgesetzt, daß die Waagen richtig und die hunderterlei Ersatzmittel für gestempelte metallene Gewichte ehrlich sind. Ich habe jedoch das spanische Volk mit gutem Grund viel zu lieb, als daß ich daran zweifeln möchte. Fast Alles wird hier nach dem Gewichte verkauft; wenig nach dem Raummaße, noch weniger nach der Zahl. Selbst die Orangen, so wie alles Obst, werden stets nach dem Gewicht verkauft.

Es herrschte auf dem ganzen ausgedehnten Plage eine auffallende Ordnung, ein System, was dem kaufenden Publikum das Geschäft sehr erleichtert. Hier sah ich ganze Reihen von Bäuerinnen, welche aus ihren üppigen Begagärten bloß Calabassen (eine Art gurkenförmiger Kürbisse), Artischocken und Tomaten (Liebesäpfel) zum Markte gebracht hatten. Dort telegraphirte mir ein übelparfümirter Luftzug die Notiz zu, daß nicht weit von mir mein allmüttägiger Feind, der ajo (Knoblauch), in lange Zöpfe gebunden haufenweise aufgeschichtet sei. Daneben aber lagen die wohlschmeckenden riesigen Zwiebeln, von einer Größe, daß ein Bund davon, in welchem ich nur 14 zählte, von der Verkäuferin nur mit beiden Händen gehoben werden konnte. Wie vor einem Zeughause die Bomben waren hier in friedlicheren Haufen grüne Kürbisse aufgeschichtet, an denen fast Niemand vorbeiging, ohne sich wenigstens einen Halbmond davon mitzunehmen, — leichter zu verspeisen, als es Rußland werden wird! Die zarten Häupter der lechuga (unser Lattigsalat), in ungeheure Haufen aufgeschichtet, waren

mit großen Schirmdächern vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt. Jetzt kam ich wieder in ein anderes Gemüsegebiet, das wichtigste von allen für die spanische Küche, das Gebiet der trocknen Hülsenfrüchte; voran die garbanzos (Kichererbsen) und habas (Kerne der Saubohnen), die nie in dem täglichen puchero fehlen dürfen. Auch Getreideverkauf, wenn auch nur im Kleinen, fehlte auf dem Markte nicht, namentlich Gerste für die Pferde und Maulesel. Ein Deutscher wird überrascht, hier auch den Reis in großen Säcken auf dem Markte zu finden. Er wird ja nicht weit von der Stadt auf den fieberaushauchenden bewässerten Feldern in großer Menge gebaut.

Doch ich suchte Schatten. Ich fand ihn auf einem großen mit Leinwand überdachten Plage. Es war der Ort für die Obstverkäuferinnen. Welche eine Unzahl von Körben voll Kirschcn, Birnen, Äpfeln, Aprikosen und Orangen! und also welch eine Verschmelzung der Jahreszeiten! Kirschcn und Äpfel nebeneinander. Diese Aprikosen hatte ich Tags vorher vielleicht noch in unglaublicher Fülle an Bäumen, welche unsern größten Birnbäumen nicht nachstanden, in der reizenden Bega bei dem maurischen Dertchen Silla hängen sehen. Vielen Orangen war zum Zeichen ihrer Frische ein Stiel, an dem ein frisches Blatt, gelassen. Noch fehlten leider die Feigen und die Granatäpfel und die Chumbos, die süßen Früchte der Fackeldistel (*Cactus opuntia*), die erst später reifen.

Von hier kam ich auf den Fischmarkt. Es scheint überall Sitte zu sein, daß je stummer der Fisch, desto lauter die Fischweiber. Da lagen in reicher Auswahl vom kleinsten bis zum centnerschweren diese Bewohner des weiten wüsten Meeres; bekannte Formen und abenteuerliche Mißgestalten. Besonders

sind es die Rochen, die Fledermäuse des Meeres, welche dem Binnenländer auffallen; platt und viereckig mit langem dünnem Schwanz und grimmigem zähnegeplästertem Quermaule. Pfundsichwere Langusten, See Krebsse, mit ellenlangen Fühlhörnern, an denen mir die Weiber, die meine naturforscherlichen Gelüste wittern mochten, sie präsentirten. Auch fehlten die heimtückischen Sauger, die ekelhaft aussehenden Kalmar's nicht, die also auch hier, wie vom verkehrten Sprachgebrauch als Tintenfische, den Fischen zugesellt werden.

Daneben saßen dürstige Weiber mit einer mich eben nicht einladenden Waare. Es waren geschundene und ausgenommene Frösche, an lange Holzstäbchen wie Leipziger Lerchen aufgespießt. In diese Classe des Markt-systemes gehörten auch Austern und andere Seemuscheln. Alles das fand sich mit den Fischen zusammen in einem abgeschlossenen offenen Hofe.

Bisher hatte ich vergeblich nach einer Waare gesucht, von der auch ich meinen Einkauf machen wollte. Endlich fand ich sie; auch wieder alle Verkäuferinnen derselben auf einen Trupp vereinigt. Acht oder zehn alte Weiber saßen eine jede vor drei oder vier großen Körben, in denen es wimmelte von lebendigen Landschnecken. Sie hatten nur zu wehren, daß diese ihnen nicht davon liefen, denn immer waren Hunderte davon bemüht, ihre niedlichen Gehäuse über den Rand des Korbes hinüberzuheben, um zu entfliehen. Als mein prüfender Blick den Weibern sofort meine Kauflust verrathen hatte, schrie mich es aus zehn Kehlen auf einmal an: serrans, señor! muy gord's (Bergschnecken, Herr, sehr fette!).

Eine reizende Abtheilung des wogenden Platzes bildete der Blumenmarkt, wo besonders unermessliche Mengen abge-

schnittener Blumen feilgeboten wurden. Die Sitte der spanischen Mädchen, fast immer einige bunte Blüthen in das Haar zu stecken, macht diesen ausgedehnten Blumenhandel erklärlich, der dagegen bei uns höchst unbedeutend ist. Es ist zu bedauern, daß bei uns diese schöne Sitte nicht herrscht. Ein frisches Mädchengesicht und eine Blume gehören zusammen. Das Eine leiht dem Andern von seiner Schönheit. Mir ist oft ein spanisches Mädchen mit einer Rose im rabenschwarzen Haar hübsch erschienen, was sie doch eigentlich durchaus nicht war.

Neben großen Haufen abgeschnittener Nelken, die nach den Farben geordnet waren, fiel es mir auf, sehr wenig Rosen zu finden. Dagegen überraschten mich die prachtvollen Blüthenstäbe der majestätischen Yucca (*Yucca filamentosa* und *gloriosa*), welche hier mancher Bauer in seinem Gärtchen, bei uns nur der Reiche in seinem Gewächshaus hat, wo sie ihm obendrein nur selten einmal blüht.

Nach mehrmaligen vergeblichen Besuchen fand ich endlich gegen Abend Herrn Ignacio Vidal im Begriffe in die Fonda zu mir einzutreten. Er führte mich sofort in das Naturalienkabinet der Universität, wo ich bei den offenen Schränken, also an seinem Platze, den Herrn Professor Jose Arigo fand.

Ersterer hat Deutschland bereist und spricht gut deutsch, wenigstens besser als ich seine Muttersprache. Er hat ich weiß nicht welches deutsche medicinische Werk in's Spanische übersetzt. Dennoch konnten wir nicht miteinander deutsch reden, weil der Dritte in unserem Bunde, Freund Arigo, kein Wort deutsch verstand und von mir das erste: „Braut“ lernte, was er sich seit meiner Heimkehr in „Gattin“ wird haben transponiren lassen.

Die Freundschaft, welche mir diese beiden liebenswürdigen Männer erwiesen, kann ich nicht dankbar genug rühmen. Es verging kein Tag, wo sie mir nicht Gesellschaft und hunderterlei, namentlich wissenschaftliche, Dienste leisteten.

Das zoologische und mineralogische Kabinet der Universität, von denen ersteres unter Vidal's Leitung steht, sind erst noch im Entstehen, aber in den wenigen Jahren, seit welchen sie gegründet sind, ist schon sehr Anerkennenswerthes geleistet worden.

Leider ist aber dafür kein eigener Inspektor angestellt und meine beiden Freunde, denn auch Arigo nimmt Theil an der Leitung des Kabinet's, können nur verhältnißmäßig wenige Zeit darauf verwenden. Dies umsomehr, weil es ihnen nach spanischer Sitte nachgelassen ist, neben ihrer Professur noch ärztliche Praxis zu treiben. Dies scheint nach den Mittheilungen meiner Freunde in Spanien bis zur Ungebühr stattzufinden, da es sogar Professoren der Philologie und Mathematik giebt, welche zugleich beschäftigte Aerzte sind.

An einem der ersten Tage machte ich mit Arigo einen Ausflug in die Vega. Sie bietet nichts dar, was sie von der murcianischen wesentlich unterscheidet. Es ist hier der Guadalaviar, dessen Wasser die tausend Acequias speist.

Nächster Zweck war für unseren Ausflug, eine Wasserschnecke zu suchen, welche meine Freunde für eine neue Art hielten, worin ich ihnen aber nicht beistimmen konnte. Ich kann nicht umhin, hier einzuschalten, daß ich noch nirgends ein so allgemeines und weitverbreitetes Vorkommen einer Schneckenart beobachtet habe, als es in der Vega von Valencia und den südlich und nördlich daran grenzenden Vega's

von Alcira und Castellon de la Plana, erstere vom Zucar, letztere vom Mijares bewässert, mit der Gattung *Melanopsis* der Fall ist. Sie liefert ein sehr augenfälliges Beispiel von der Abhängigkeit mancher Thierformen von dem Einfluß der besonderen Eigenthümlichkeiten ihres Wohnortes, ohne daß es jedoch möglich wäre, Ursache und Wirkung ihrem bestimmenden Wesen nach zu ergründen.

Gewiß, hier liegt nicht bloß für die Naturforschung, sondern für allgemeine Bildung noch ein großer Schatz verborgen, wodurch hoffentlich dereinst unser Wissen wesentliche Bereicherungen erhalten wird. Und zwar nicht bloß jenes Wissen, welches den Wust der unfruchtbaren Gelehrsamkeit bildet, sondern jenes, welches den Menschen zum Menschen macht, das heißt zur Kenntniß seiner schönen irdischen Heimath verhilft.

Nicht leicht bietet eine andere unserer Beobachtung zugängliche Thiergruppe eine so lehrreiche Gelegenheit dar, die Abhängigkeit der Form von äußeren Einflüssen kennen zu lernen, als unsere Land- und Süßwassermollusken. Diesen Vorzug haben sie durch ihr Gehäuse. Aus der Umgebung entlehnen die Weichthiere den Stoff zu demselben und je nachdem ihnen jene reichlichen oder spärlichen Stoff dazu und sonst noch fördernde oder hemmende, bald so, bald so formbedingende Verhältnisse bietet — danach richtet sich die besondere vollkommnere oder unvollkommnere Ausprägung des Gehäuses, gewissermaßen des Trägers und Nachweises der bedingenden äußeren Verhältnisse des Lebens und der Entwicklung.

Es ist interessant und gleichwohl in der Natur der Sache begründet, daß sich hier die Landschnecken von den Schnecken und Muscheln des süßen Wasser darin unterscheiden, daß erstere

in der gestaltlichen und sonstigen Ausprägung ihrer Gehäuse weniger veränderlich sind als letztere. Ich meine jetzt die Veränderlichkeit des Gehäuses einer und derselben Art, je nachdem sie z. B. auf einem rauhen Gebirge oder in einer milden Ebene lebt.

Ein Blick in eine Sammlung einheimischer Conchylien oder eine aufmerksame Betrachtung unserer gemeinen Schnecken lehrt das.

Fast überall kommt in Deutschland in den Gärten und Gebüsch die bekannte Hainschnirkelschnecke, *Helix nemoralis*, vor, deren zierliche gelbe oder braunrothe, meist dunkelbraun gebänderte Gehäuse allgemein bekannt sind. Abgesehen von der bereits bezeichneten Farbenverschiedenheit, welche noch keine Spielarten begründet, ebensowenig wie die verschiedenen Federkleider unserer Haushühner, bleibt sich diese gemeine Schnecke auf ausgedehnten Ländergebieten fast immer sehr gleich. Dagegen finden sich in unseren Teichen und Gräben einige Arten der Gattung Schlamm- oder Limnaeus, namentlich *Limnaeus auricularius*, welche oft in zwei nicht weit von einander entfernt liegenden Gewässern in ganz verschiedenen Spielarten (oder Abarten, Varietäten) vorkommen. *Limn. auricularius* z. B. hat in den schlammigen Einbuchtungen der größeren Flüsse ein bedeutend anderes Gehäuse als dicht daneben in dem Strome selbst.

Diese größere Nachgiebigkeit der Gehäuseform der Wasserschnecken und dagegen die größere Beharrlichkeit der Landschnecken hierin ist nicht schwer zu erklären. Für die Wasserschnecken ist der örtliche Einfluß gewissermaßen in dem Wasser concentrirt. Demnach geht für sie, wenn wir uns die äußeren Einflüsse im Kampfe mit der typischen Form der jenen ausgesetzten

Thiere denken dürfen, dieser Kampf von einem mächtigeren, weil einigern Gegner aus. Der Grad der Wärme, der Lichtintensität, der erdigen Substanzen, die Lage gegen die Himmelsgegend, die Seehöhe — alles dies ist gewissermaßen für sie durch das Wasser gebunden, und alles wirkt in und mit dem Wasser auf einmal und zusammen auf das sein Gehäuse bauende Thier ein. Einer so mächtigen unabänderlich gleichen Einwirkung unterliegt das Beharrungsvermögen der jeder Thierart zukommenden typischen Form.

Anders ist es bei den Landschnecken. Die viel mannfaltigeren Nahrungsmittel, die Luftströmungen, die Feuchtigkeitszustände, die Wärmegrade, die Bodenbeschaffenheit, die Himmelsgegend, die Seehöhe wirken jedes für sich und unabhängig von dem andern auf das Thier ein. Es ist gewissermaßen ein sich zersplitternder Kampf uneiniger Kampfgenossen. Das Eine hebt oft das Andere auf, schwächt es wenigstens. Ein Kalkboden, für gewöhnlich begreiflicherweise einen kräftigen Gehäusebau befördernd, kann daran verhindert werden, wenn demselben diejenige Feuchtigkeit fehlt, um eine reiche Pflanzenwelt zu ernähren, in welche mit der Bodenfeuchtigkeit der Kalkgehalt in die Pflanzen und in ihnen von den sie verzehrenden Schnecken in diese übergeht. Auf hohen Bergen finden sich die Schnecken meist mit kleineren Gehäusen. Auf dem 3000 Fuß hohen Loibl-Paß in Kärnthén habe ich gleichwohl eine unserer gemeinsten Schnecken, *H. arbustorum*, mit ebenso vollkommenem Gehäuse als in der Ebene, ihrem eigentlichen Wohnorte, gefunden, weil jener Paß viel auflösblichen Kalk in seiner üppigen Pflanzenwelt enthält.

Ich kann es nicht unterlassen, meine Leser und Leserinnen,

die sich für die sie umgebende Natur erwärmt fühlen, auf die gewöhnlich so lächerlich scheu angesehenen Schnecken aufmerksam zu machen. Man kann nichts zierlicheres sehen, wozu es keiner Vergrößerungsgläser und besonderer Anleitung bedarf, als im Mai ein im Bau begriffenes Schneckenhaus, mit dessen Anfang die Schnecke aus dem Ei kroch oder mit ihm lebendig geboren wurde, organisch mit ihm verwachsen — denn bekanntlich kann keine Schnecke ihr Haus verlassen. Die hinter der Mündung gelegene, im Aufbau begriffene Gehäuseparthie ist noch biegsam, weich und durchsichtig und man sieht das außerordentlich zierlich verästelte Gefäßnetz, in welchem der Kalksaft vorströmt, aus dem sich vorn fort und fort neue Kalkmasse zur Vergrößerung des Gehäuses ausscheidet. Zerdrückt man dann den weichen Aufbau, ohne das Thier sonst dabei zu verwunden, so bessert dieses den Schaden wieder aus, indem es die auf seiner Haut kleben bleibenden Scherben seiner Gehäusewand wieder zusammenkittet.

Wie weit diese Ausbesserung möglich ist, davon zeugt die beistehende Abbildung des Gehäuses einer *Helix lactea*, welche ich in Spanien lebend gefunden habe. Sieht es nicht bald aus wie ein zerstörtes Schloß, dessen verfallene Zinnen die Armuth, durch das unversehrt gebliebene stolze Thor aus- und



eingehend, roh überdacht hat? Die Ausbesserung des Gehäuses hat den ursprünglichen Wohnraum des armen Thieres sehr beschränkt, indem die ganze Wölbung fehlt, welche links die punktirte Linie bezeichnet.

Solche Gehäusereparaturen zeigen zugleich, daß die Schnecken nicht bloß am Rande des Mantels, wie die Wissenschaft die das ganze Schneckenstier sackartig umhüllende und das Gehäuse auskleidende Haut nennt, sondern auf dessen ganzer Oberfläche Kalk ausscheiden kann. Nur für die so wunderbare Zierlichkeit, mit welcher die Gehäuse ausgestattet werden, scheint der Mantelrand der alleinige Sitz zu sein. Ich darf hier nicht sagen Geschicklichkeit, nicht einmal Instinkt oder Kunsttrieb; denn die Schnecke und das Muschelthier baut sein Gehäuse eben so nothwendig und unbewußt, wie wir die Knochen unseres Gerippes. Die Gestalt und der Umfang des Mantelrandes und in ihm die Zahl und Anordnung der farbeabsondernden Drüsen ist die Bedingung für die Form und Ausschmückung der Conchylien. Irgend eine örtliche Verletzung des Mantelrandes einer noch an ihrem Gehäuse bauenden Schnecke oder Muschel hat an der betreffenden Stelle eine entsprechende Verkrüppelung oder einen sonstigen Mangel des nachher noch hinzugebauten Gehäusethells zur nothwendigen Folge.

Wenn man dies weiß, so gewährt die aufmerksame Betrachtung selbst unserer schlichten Schneckenhäuser Stoff zu Unterhaltung. Oft findet man, daß der Künstlerin, die ihr Haus zugleich mauert, tüncht und malt, zuletzt die Farbe zu den zierlichen bunten, meist braunen, Bändern ausgegangen ist, mit denen bekanntlich viele Schneckenhäuser verziert sind. Die

Tünche ist die feine Oberhaut, mit welcher die Kalkwand der Umgänge überzogen ist. Sie wird, als zuäuserst liegend, immer zuerst ausgeschieden und dann an ihre Unterseite der ausgeschiedene Kalk angelagert.

Doch ich kehre von diesem kleinen wissenschaftlichen Abschweife zu meinem Freunde Arigo zurück. Er führte mich, was ich bisher in Spanien noch nicht gefunden hatte, in einen echt deutsch eingerichteten, aber freilich von der lieblichen Flora mit südlichen Pflanzen geschmückten, öffentlichen Garten, wo die Valencianer unter ihrem tiefblauen Himmel sich an Obst und ländlicher Kost erquicken. Ich lernte hier die köstlichste Leckerei kennen, die das daran so reiche Spanien mir geboten hat. Sie bestand in köstlichen Erdbeeren mit Zucker, mit einem Glase feurigen Weines und dem Saft einer Orange vermischt. Beinahe zu viel des Köstlichen auf einmal.

Es war für mich schier etwas Märchenhaftes in einem ganz nach deutscher Art mit Lauben versehenen „Kaffegarten“, wie wir sagen, zu sein und nur südliche Pflanzen und einige Tische sogar um den schlangenartigen Stamm einer schlanken Palme angebracht zu sehen. Solche heimische Einrichtungen in die stumme und doch so beredte Sprache der Südnatur übertragen, sind am meisten geeignet, den Reisenden zum klaren Bewußtsein seiner Reisesituationen zu bringen. Die eine Seite des kleinen ländlichen Hauses war ganz und gar mit den langen stacheligen Schlangengliedern eines Cactus und mit einem wunderschönen Heliotropium (einem Verwandten unseres bekannten Vanillenkrautes, *H. peruvianum*) bekleidet. Letzteres war mit zahllosen blauen, vanillenduftenden Blüthentrauben bedeckt.

XVIII.

Valencia und Ausflüge von da in die Umgebung; nach Alcira; nach dem Albufera; nach San Felipe de Jativa.

Es ist ein Vorrecht des Naturforschers, bei dem Besuche schöner Gegenden neben dem Genuße des Schönen den des wissenschaftlichen Interesses zu haben. Dieses schönen Vorrechtes wurde ich während meines Aufenthaltes in Valencia fast täglich in hohem Grade theilhaftig.

Am 19. Juni trat ich früh Morgens mit Freund Arigo in Begleitung des Dieners des zoologischen Cabinets eine naturwissenschaftliche Excursion an, um in der Vega zu sammeln. Schon ziemlich weit von der Stadt entfernt, entschlossen wir uns zur Umkehr, um womöglich noch zur Abfahrt des Bahnzuges nach Alcira zurecht zu kommen. Es glückte uns mit genauer Noth, noch vor Thorschluß in den von sonntäglich gepuzten Leuten überfüllten Waggons unterzukommen. Ich sahe, daß das Fahren auf der Eisenbahn an sich hier noch eine Sonntagsfreude war, denn fast jedes Gesicht zeigte noch den unverkennbaren Ausdruck der Befriedigung über diese neue behagliche und förderfame Art zu reisen. Sehr viele der Mitfahrenden waren mit Angelgeräthe und Schießgewehren bewaffnet, um dem Hauptvergnügen des Valencianers, des Jagens und Fischfangens auf dem herrlichen Albufera, zu fröhnen.

Wir waren schnell in dem rings vom Zucar umflossenen Alcira. Es ist dies eine maurische Stadt, deren alte Befestigungsmauern zum Theil noch stehen, namentlich an der nördlichen gegen den Bahnhof gekehrten Seite.

Nachdem wir in der bescheidenen aber reinlichen Fonda del Mundo Nuevo ein almuerzo eingenommen hatten — desayuno ist das erste Chokoladenfrühstück, almuerzo das zweite um 10 Uhr eingenommene Gabelfrühstück — traten wir unsere Streifereien durch die süd-östlichen Umgebungen der Stadt an. Hier tritt man bald aus dem bewässerten Gebiete auf eine nur wenige Fuß höher liegende felsige Ebene, auf welcher außer den Gebäuden und Gärten eines ehemaligen Klosters einzelne ärmliche Gehöfte zerstreut lagen. Mein Freund machte zu meiner Verwunderung einen sehr rücksichtslosen Gebrauch von seiner allerdings bloß mit Bogeldunst geladenen Flinte, selbst in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt; ohne weder von der Polizei, noch den Besitzern der Fluren daran im mindesten gehindert zu werden. Es war dies keineswegs, wie ich glaubte, ein ihm verliehenes naturforscherliches Vorrecht. Die fast unbeschränkte Führung des Schießgewehrs mag wie immer durch die Uebung auch die nöthige Vorsicht herbeigeführt haben; während bei uns die beinahe vollständige Verbotung derselben eher das Gegentheil bewirkt. Ich kann nicht umhin, hier gelegentlich mein Votum gegen das leidige „auf die Jagd laufen“ einzulegen, welches sich in Deutschland so breit macht. Ich kann mir nicht helfen — mir kommt eine „Jagdgesellschaft“ immer etwas komisch vor, wenn sie vom Kopf bis zur Zehe in schulgerechte Waidmänner verwandelt, martialisch aus- und kleinlaut oder ruhmredig wieder heimzieht. Doch ist dies eben nur ein Votum und kein Urtheil. Ein solches habe ich nicht, denn ich habe mich in den achtzehn Jahren meines Wirkens an einer Forstakademie nie entschließen können, das Waidwerk, obgleich man es das „edle“ nennt,

einmal zu exerziren. Giftig aber kann ich werden gegen die gläselederne Rohheit, welche die Säger von den Bäumen herunterschießt.

Mein Freund war zu meiner Freude nicht glücklich, obgleich die Wissenschaft seine Vogeljagd entschuldigte.

Auf unseren Streifereien kamen wir verdurstet an das offenstehende Häuschen eines Orangengartens. Kein Mensch war darin und auch weit und breit Niemand zu sehen. Wir nahmen ohne weiteres Besitz. Ein paar baufällige Sessel setzten wir uns vor der Thür in den Schatten eines großen Feigenbaumes, dessen üppige Blätter doch wohl noch kleiner waren, als die paradiesischen. Wir brauchten nicht lange in dem Häuschen zu suchen, um die vollen Wasserkrüge zu finden, wonach uns allein verlangte. Während wir ihn im Kreise herumgehen ließen, kehrte der Besitzer, ein bejahrter aber noch kräftiger Mann, nach seiner Wohnung zurück und rief schon von weitem den Eindringlingen zu, daß er ihnen sogleich — frischeres Wasser holen wolle. Weder Ton noch Miene verrieth das geringste Staunen über die ungebetenen Gäste, noch vielweniger Unwillen. Bald saß der freundliche Alte neben uns und bedankte sich höflich, aber nicht unterthänig für eine gute Cigarre, die ich ihm reichte.

Dicht hinter dem Hause lag auf einer kleinen Erhöhung ein viereckiger gemauerter Wasserbehälter, von welchem aus der etwas tiefer gelegene Garten bewässert werden konnte. In diesem zeigten daher die Orangenbüsche, denn das waren sie mehr noch als Bäume, ein außerordentlich kräftiges Wachsthum.

Man pflegt dieselben hier nicht zu beschneiden und daher haben sie ein sehr üppiges natürliches Aussehen, so daß man,

wenn sie nicht in Reihen gepflanzt wären, leicht glauben könnte, in einem wilden Orangenhaine in dem Vaterlande dieses edeln Gewächses zu sein. In Burriana fand ich später zum Vortheil der Fülle und Güte der Früchte die Orangenbäume unter dem Schnitt gehalten.

Unterwegs nach Alcira fand ich in einem Garten die Granatbäume dicht mit kleinen Granatäpfeln bedeckt, und unter ihnen sah es furchtbar revolutionär aus; denn der Boden war über und über mit Kronen bedeckt. Ein großer Theil der Früchte fällt immer unreif vom Baume und diese gleichen einigermaßen unseren unreif ebenfalls in Menge abfallenden Birnen, endigen aber an der Spitze mit einer zierlichen Krone, in welche sich der stehenbleibende Kelch verwandelt.

Wir mußten aber eilen nach dem Bahnhofe zu kommen. Dicht daneben füllte ich eine noch übrige halbe Stunde damit aus, eine Menge Wasserschnellen zu sammeln, welche an den kleinen Mauern der Schleußen der Bewässerungsgräben ein ganz eigenthümliches Leben führten. Es war die Südspanien allein angehörende *Melanopsis Dusourei* mit einem walzenförmig gethürmten Gehäuse. Dieses Thier liebt am meisten diejenigen Stellen der Acequias, wo das zwischen den kleinen Schleußen zusammengedrückte Wasser mit großer Gewalt strömt. Um von ihm nicht fortgerissen zu werden, muß sie sich sehr fest an den Mauersteinen mit ihrer Fußsohle festsaugen. Ihre Nahrung kann nur in den kleinen schleimigen Algen bestehen, welche als ein grünbrauner schlüpfriger Ueberzug die Steine bedecken.

Gegen fünf Uhr waren wir wieder in Valencia, wo ich eine Einladung des Freundes Vidal in das Theater aus-

schlug, um mich zu einer morgenden Excursion nach dem Albufera vorzubereiten.

Diese bildete den Glanzpunkt meines Aufenthaltes in Valencia.

Wohlausgerüstet für die zu hoffende Beute und für die bevorstehenden Entbehrungen in einer Gegend, wo wir kein Wirthshaus erwarten durften, kamen wir zum ersten Zuge auf dem Bahnhofe zusammen. Der Diener des Museums durfte natürlich nicht fehlen, denn spanische Naturforscher — sind eben nicht deutsche Naturforscher.

Wir fuhren bis zu dem lieblichen Silla und gingen von da in östlicher Richtung ab. Bald kamen wir in das Gebiet der Reisfelder und an das Ende des Canals von Silla, der in gerader Linie von dem Albufera ausgeht. Hier mußten wir lange warten, ehe sich einer von den zahlreichen Arbeitern herbeiließ, um uns als Fährmann zu dienen, welche in den Reisfeldern eben mit dem Auspflanzen der Lücken in denselben beschäftigt waren. Diese Arbeit muß unter dem Einfluß der glühenden Sonnenstrahlen für die Gesundheit sehr gefährlich sein. Den ganzen Tag stehen die Leute bis an die Wade in dem schlammigen Wasser und athmen in gebückter Stellung nur die von der stehenden Wasserfläche aufsteigende Luft ein. Diese ist dann immer mit schädlichen Gasen geschwängert, wenn sich in dem Wasser der nie ausbleibende grüne Algenfilz gebildet hat, der zuletzt keine handbreit Wassers sichtbar läßt, so daß die zarten Grasblätter der Reisstöcke aus einem grünen Sammetteppich herauszuwachsen scheinen.

Ich unterhielt mich inzwischen ganz gut mit der üppigen Flora von Wasserpflanzen, welche die Ränder und den Grund

des kaum acht Schritt breiten Canals ausschmückte und unter denen ich mancher heimischen Freundin begegnete. Endlich kam der Charon. Nach etwa einer Viertelstunde kamen wir an das Ende des Canales, wo er fast unmerklich in den See sich ausweitete. Wir begegneten mehreren vom Ufer aus gezogenen Rachen, welche hoch mit abgeschnittenen Sumpfsgräsern beladen waren. Wir fuhren bald in einer breiten Gasse zwischen diesen über mannhohen Gräsern hin, zu dessen Füßen die deutsche Seerose, *Nymphaea alba*, ihre blendendweißen Blumensterne aus dem klaren Wasserpiegel emporstreckte. Beiderseits trat der zierliche Graswald immer weiter zurück und wir schwammen scheinbar in der Luft, denn das von keinem Lüftchen gekräufelte Wasser war von einer Klarheit und Durchsichtigkeit, daß wir tief unter uns jedes Steinchen des Bodens sehen konnten. Meist aber schwebten wir lautlos über dichten Wäldern einer der zierlichsten Wasserpflanzen. Es war eine Art der Armleuchtergattung (*Chara hispida*), welche ausgedehnte Flächen des Seegrundes so dicht bedeckte, daß sie eben dichte untergetauchte Wälder von unbeschreiblicher Zierlichkeit bildete. Sie wechselten ab, ohne in einander überzugehen, mit dichten Rasen eines zierlichen Laichkrautes (wahrscheinlich eine Süßwasser-Varietät des *Potamogeton marinus*). Auf der Spitze des Rachens sitzend, konnte ich nicht müde werden, mit der lieblichen Täuschung zu spielen, die mich glauben machen wollte, ich schwebe wirklich in der Luft hoch über den grünen Lusthainen der Najaden. Dann schweiften meine Augen über die unübersehbliche Fläche des Sees, an dessen fernen südlichen Grenze die blaue Sierra de Gullera emportauchte. Oben der tiefblaue Himmel, unter mir und um mich die gleichgefärbte

Spiegelfläche des Sees und zwischen beiden der schmale Kranz des Landhorizontes schien ich im Mittelpunkte eines festen Reifes im Himmelstraume zu schweben.

Meine Freunde freuten sich an meinem Entzücken, dem ich bald spanische, bald französische, am liebsten aber deutsche Worte lieb.

Je näher wir dem gegenüberliegenden Ufer kamen, desto üppiger wurden die unterseeischen Wälder und desto höher rückten sie an den Wasserspiegel herauf. Hier waren sie wie die Wälder des Landes mit Vögeln bevölkert. So gemahnten mich die in ihrer stillen fast geheimnißvollen Weise darauf herumfriedenden Prachteremplare der in Alcira erwähnten *Melanopsis Dufourei*. Ich führte mit ihnen eine belustigende Art von Ringelrennen aus. Indem der Nachen über die kleinen aus dem Wasser fast emporragenden Wälder hinglitt, suchte ich den günstigen Moment zu gewinnen, um sie mit der bereit gehaltenen Hand zu erhaschen.

Nach beinahe einstündiger Fahrt kamen wir auf der *Dehesa* an. So heißt die schmale Landzunge, welche den See von dem Meere trennt. Das Wort bedeutet eine Wüste, aber auch einen Weideplatz. Die *Dehesa* ist ohne Zweifel ursprünglich eine Düne, auf der sich aber nach und nach eine ziemlich reiche Pflanzenwelt angesiedelt hat. Eine Gruppe Fischerhütten bildet die ganze Belebung dieses für den Naturforscher überaus interessanten, durchaus von nach und nach befestigtem Flugsande bestehenden, Ortes.

Wie jeder reisende Naturforscher nach seiner Rückkehr Besäumnisse zu beklagen hat, so habe auch ich zu beklagen, daß ich meinen Besuch der *Dehesa* aus Rücksicht für meine Be-

gleiter, oder vielmehr deren Patienten in Valencia möglichst abkürzte und hinterher zu einem zweiten Besuche keine Zeit fand. Carpe diem, minime credula postero! die goldene Lebensregel des Horatius, muß namentlich der Reisende sich gesagt sein lassen.

Ich konnte daher nur einen ziemlich flüchtigen Lauf durch die nächstliegende Parthie der Dehesa machen, auf dem ich eine Menge interessante Dinge sah. Der Boden war mit zahllosen leeren Gehäusen von Landschnecken an manchen Stellen vollständig bedeckt. Da sie aber in diesem südlichen Klima schnell verbleichen, so waren sie für mich ohne Werth. Hier und da stroszten freilich die Halme und Stengel der Pflanzen auch von lebendigen Schnecken, wie ich dies auf meiner Reise von Malaga nach Belez Malaga beschrieben habe. Zwischen die ziemlich einzeln stehenden Kiefern mischten sich kleine Myrtengebüsche, die ich hier zum ersten Male wild wachsend fand. Aber mehr noch als diese bräutlichen Büsche überraschten mich bis acht Fuß hohe runde Büsche des schönen Sodom-Nachtschattens, *Solanum Sodomaeum*, eines Verwandten unserer Kartoffel. Ursprünglich am Cap zu Hause ist diese mit zahllosen Stacheln bewaffnete Pflanze jetzt hier vollkommen heimisch geworden. Die gelben, bis fast einen Zoll langen Stacheln sitzen auf der Rückseite der Blätter und an den Blattstielen. Die Blätter selbst sind tief buchtig eingeschnitten und vielfach zertheilt und bilden daher eine schöne malerische Belaubung der blauschwarzen Stengel. Die violetten Blüten gleichen ganz denen unserer Kartoffel.

Während meine Freunde in dem Schatten einer Kiefer Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen fanden, suchte ich mit

dem Fährmann in den seichten Stellen des Sees Muscheln und Schnecken. Mein den Spaniern nach unserer Redensart spanisch, oder in ihrem Sinne zu reden, deutsch vorkommendes Beispiel, daß ich selbst barfuß und halb entkleidet in das Wasser ging, zwang zuletzt den Diener des Museums, ein Gleiches zu thun, indem er sich über den wissenschaftlichen Eifer des Señor Aleman nicht genug verwundern konnte.

Nachdem wir den nicht vergessenen Imbiß im Nachen verzehrt und die Bota geleert hatten, wiederholte sich mir die Freude der Fahrt über den klaren Albufera. Wir ruderten diesmal mehr nördlich nach dem Canal von Catarroja, wo ich im Bahnhose eine Stunde betrauerte, die ich auf der Dehesa fruchtbringend hätte machen können und hier in Langerweile verlor. Einigen Ersatz gewährte mir die schon früher erwähnte Courscene, welche einige valencianische Stutzer mit einer echt deutschen Schönen aufführten. Die Scene war auch sonst einer deutschen ganz gleich; denn die Formen der Huldigung, welche junge anständige Männer der Schönheit und Liebenswürdigkeit zollen, sind wohl überall dieselben und stehen nicht unter dem Einflusse der trennenden Nationalitäten.

So bequem und behaglich der Ausflug nach dem Albufera gewesen war, so beschwerlich würde ein spanischer Naturforscher meine Excursion nach der Venta del Conde gefunden haben, welche ich deshalb wohlweislich allein einige Tage später machte. Es galt mir, dort zwei sehr eigenthümliche durch Graells bekannt gemachte Wasserschnecken lebendig zu sammeln, durch welche der Name der Venta del Conde, ihr einziger Fundort, in der Wissenschaft in Ruf gekommen ist. Ich mußte nochmals das ganze eine Drittel aller spanischen

Eisenbahnen durchfahren, von Valencia bis Alcira, und von letzterem Orte brachte mich dann der Postwagen in zwei Stunden zum zweiten Male nach dem so malerisch gelegenen San Felipe de Jativa, von dessen Namen die Volkssprache den christlichen Zusatz gewöhnlich wegwirft und bloß das muselmännische Jativa beibehält.

Unmittelbar aus dem Wagen machte ich mich in glühender Hitze, welcher ich echt homöopathisch meinen glühenden Wissenschaftseifer entgegensetzte, gegen Westen hin auf den Weg. Derselbe führte Anfangs am Fuße der Bergkette hin, welche hinter der Stadt auf zwei Bergspitzen die großartigen Ruinen eines maurischen Schlosses trägt. Johannisbrod- und Delbäume und am Wege hohe Agavenstauden waren weit und breit außer den Feldfrüchten die einzigen Pflanzen der Landschaft, deren sich weit ausdehnende Ferne nicht ohne Schönheit war, da über das wellenförmige Land zahlreiche Ortschaften zerstreut lagen und malerische Bergformen, zum Theil selbst bewaldet, den Gesichtskreis schlossen.

Nach zweistündigem Marsch, der mich durch zwei kleine malerisch auf Hügeln einander nahe gegenüberliegenden Ortschaften führte, langte ich bei der stattlichen Venta del Condé an. Als deutscher Naturforscher unterließ ich es, mir erst in der Venta nach dem heißen Marsche gütlich zu thun, denn ich hoffte noch zeitig genug zur Rückfahrt nach Jativa zurückkommen zu können. Ich dachte also bloß auf die Befriedigung meines wissenschaftlichen Hungers, für den es auch Nahrung in Hülle und Fülle gab. Die außerordentlich zierliche valencianische Schwimmschnecke, *Neritina valentina*, und die von dem Mailänder Villa zu Ehren Graells' benannte *Melanopsis*

Graëllsii bedeckten als dunkle Punkte in Unzahl den Boden und die Ufersteine eines Armes des Flüsschens Algaz, dessen klares Wasser unter einer hohen steinernen Bogenbrücke an der Venta in tiefem Bette vorüberfließt. In einer Eile, die ich in Jativa, wo ich dennoch eine Stunde zu spät ankam, bitter bereuete und jetzt noch bitterer bereue, raffte ich an diesem kläffischen Orte zusammen, so viel ich konnte und machte mich dann sofort wieder auf den Rückweg.

Die glühende Hitze hatte drohende Gewitterwolken in der großen Himmelsküche gar gekocht, deren Entladung ich jeden Augenblick entgegen sah. Doch die sichere Aussicht auf eine gründliche Wäsche meiner bestäubten Kleider zerrann schnell in das ewig gleiche tiefe Himmelsblau des valencianischen Sommers.

Auf das höchste erschöpft kam ich wie gesagt zu spät in Jativa an, wo ich mich ermüdet auf das Bett warf und sogar zum Essen zu ermüdet war. Ich fühlte zu spät, was sich jeder Reisende, namentlich jeder reisende Naturforscher gesagt sein lasse, daß ich den Fehler gemacht hatte, einen Zeitbeschluß gefaßt, ohne den kommenden Umständen ein Aenderungsrecht daran im voraus eingeräumt zu haben. Der Reisende sollte nie vergessen, daß er mit dem Antritt seiner Reise einen Theil seiner Freiheit im Beschließen den Umständen abtreten muß. Folgt er immer nur seinen voraus gemachten Plänen, so sind ihm obendrein die Reifegenüsse mehr gesuchte als gefundene. Das Gefundene erfreut aber doch stets mehr als das Gesuchte, und erspart uns den Aerger, das Gesuchte gar nicht oder anders, als wir erwarteten, zu finden. Es ist mit einer Reise wie mit der Ausarbeitung einer Abhandlung. Für beide soll

man sich die Hauptpunkte vorher bestimmen und dann dort wie hier den Bestimmungen der Umgebung sich hingeben; denn auch bei dem geistigen Arbeiten kommen die Einzelgedanken, man verstatte mir dieses Wort, von außen, denn sie kommen aus den Mittelpunkten jener Hauptgedanken, die man sich vorher, als leitende Punkte, äußerlich gemacht, gewissermaßen um sich herumgestellt hat.

Was half mir's nun, daß ich mir diese kluge Reisephilosophie auf meinem ruhelosen Lager zurecht machte? Das Gewitter kam zwei Stunden später doch noch und verbot mir sogar einen Abendausflug in die schöne Umgebung Jativa's.

Am andern Morgen durchflog ich in aller Frühe zum dritten Male den Weg bis Alcira und zum siebenten Male von da bis Valencia; und ich hatte den Gedanken, daß es doch vielleicht das letzte Mal in meinem Leben war, weshalb ich ihn nicht fassen kann.

Auf diesen und einigen ähnlichen, obgleich mehr auf die näheren Umgebungen Valencia's beschränkten Ausflügen, lernte ich die berühmte Vega ziemlich genau kennen, welche den stolzen Namen des Gartens von Spanien trägt, worauf aber auch die Gegend von Orihuela Anspruch macht. Mehr noch vielleicht als beide verdient ihn die Vega von Murcia. Beide, die Vega von Valencia und die von Murcia haben jede vor der anderen einen Vorzug voraus, mit dem Unterschiede, daß Murcia den valencianischen sich aneignen kann, was umgekehrt nicht möglich ist. Um Valencia ist nämlich der Bau der Südfrüchte, namentlich der der Orangen viel beträchtlicher, als in der Vega von Murcia, was dort der Vega einen noch schöneren Anblick verleiht. Es beruht dies

ohne Zweifel außer dem Verbrauche des viel größeren Valencia, auch auf der bedeutenden Ausfuhr zur See. Dagegen ist das Gesamtbild der murcianischen Vega viel malerischer wegen der fast vollkommen geschlossenen Sierrren-Umfränzung derselben, welche nahe genug ist, um noch vollkommen mit zur Landschaft gezogen werden zu können, und doch auch nicht so nahe, daß sie die Vega kesselartig beschränkte. In der reizenden Vega von Murcia habe ich keinen Punkt gefunden, von dem man nicht vollständig die phantastischen Formen der sie einschließenden Bergketten gesehen hätte; während in der Vega von Valencia die Sierrren alle viel entfernter stehen, und kaum etwas zum Bilde beitragen.

Dagegen ist die Vega von Valencia dicht mit kleinen Ortschaften von fast immer sehr freundlichem Ansehen bestreut, denen immer ein hoher Kirythurm einen deutschen Anstrich verleiht. Der beträchtliche Handel des viel größeren Valencia, die Eisenbahn, die Nähe des Hafens und der bedeutende Zufluß von Fremden tragen alle das Ihrige dazu bei, über die ganze Vega ein regeres Leben auszufließen, als in der stillen im Schooße einer üppigen Natur ruhenden Vega von Murcia.

Obgleich mir Freund Arigo manche Stunde geopfert hat, um mich mit der Stadt bekannt zu machen, so sind eben doch Stunden nicht hinreichend, um die viertgrößte Stadt Spaniens kennen zu lernen.

Mag auch in Barcelona Handel und namentlich das Fabrikwesen noch viel bedeutender sein, als in Valencia, so ist doch das heißere Blut des Valencianers vollkommen ausreichend, um seine schöne Stadt mehr zu beleben.

Der Grao de Valencia ist gewissermaßen ein Außen-

werk von Valencia, eine marine Vorrede zu dem schönen Buche, in dem auf allen Gassen lebendige Illustrationen herumlaufen. Der Grao ist durch eine schattige Ulmenallee mit Valencia verbunden, welche man unmittelbar, nachdem man eine der schönen Steinbrücken über den Guadalaviar überschritten hat, betritt. Unaufhörlich ist der breite, im Sommer immer feucht erhaltene Fahrweg mit Tartanen bedeckt, von denen an der Puerta del Mar und am Thore des Grao ganze Schaaren der nicht gern zu Fuß gehenden Spanier harren. Es ist mir begegnet, daß mich in einer Tartane, die die Person für 4 Cuartos beförderte, eine Frau anbettelte, und jedenfalls, da ihr fast Jeder etwas gab, doch einige Cuartos über ihr Fahrgeld aus dieser sonderbaren Bettelindustrie herauschlug.

Ich habe schon erwähnt, daß der Hafen von Valencia, eigentlich der Hafen des Grao, mehr eine Rhede als ein Hafen ist, so daß die Schiffe sich fast schutzlos auf der hohen See vor Anker legen müssen. Ich sah auf einmal acht eiserne Dampfboote daselbst im Bau begriffen. Auch andere Seefahrzeuge werden hier gebaut, obgleich hierin die nördliche Hälfte der catalonischen Küste viel Beträchtlicheres leistet, was durch die Nähe der bewaldeten Pyrenäen leicht erklärt wird. Die Unsicherheit des Hafens, für den gar nichts gethan zu werden scheint, veranlaßt es oft, daß die Küstendampfschiffe, welche von Marseille bis Cadix und umgekehrt die Reisenden befördern, am Grao gar nicht anlegen können, und die armen Reisenden zu einer Weiterreise wider Willen mitnehmen und entweder in Alicante oder Barcelona ausschiffen, was diesen eine Landreise von zwei und beziehentlich drei Tagereisen verursacht. Südlich bis zur Sierra de Cullera und nörd-

lich bis Dropesa ist die Küste ganz offen und flach und namentlich am Grao auf weite Strecken in das Land hinein kaum einige Schuh höher als der Meerespiegel. Der Seewind bestreicht also unaufgehalten die ganze Vega und mildert die Hitze des Clima's und mag auch die Ursache sein, daß die Reisfelder durch ihren giftigen Hauch den Gesundheitszustand des Reisgebietes der Vega im Ganzen doch nur wenig verschlechtern. In der rings von Bergen umschlossenen Vega von Murcia, wo der Reis ohne Zweifel noch besser gedeihen müßte und von dem wasserreicheren Segura reichlich ernährt werden würde, thut man gut, keinen Reis zu bauen, da er hier gewiß mehr Tod als Leben bringen würde. Im Sommer liegt die heiße Luft oft wochenlang bleiern und ohne sich zu regen über der Vega von Murcia, während in der von Valencia jeden Abend der kühle Seewind Erquickung über den weiten Garten verbreitet. Es muß daher ein großer Vorzug sein, eine der zahlreichen eleganten Quintas (Landitze) zu besitzen, welche rings um die Stadt, besonders am linken Ufer des Guadalaviar zahlreich vertheilt sind. Hier ist auch die Alameda, die ich am Tage meiner Ankunft vergeblich suchte. Sie ist nicht eben schön, obgleich sie von einer reichen Flora prächtiger Blumen geschmückt war, denn sie ist eigentlich nur ein breiter langer Blumengang. Ich möchte sie fast einen Schauplatz nennen. Es läuft nämlich dicht neben der langen und schmalen Alameda, nur durch ein niedriges Stacket davon getrennt, ein sehr breiter Reit- und Fahrweg, der Abends mit Reitern und eleganten Tartanen bedeckt zu sein pflegt, welche sich in der Länge der Alameda, an deren Enden immer wieder umkehrend, im Schritt vor den Augen der in letzterer Lustwandelnden bewegen, als

führten sie vor diesen ein Schauspiel auf. Diese Tartanen-Parade macht auf uns Deutsche einen höchst komischen Eindruck, weil die Bauart der Tartane so beschaffen ist, als wolle man dadurch dem eiteln Paradenfahren geradehin Einhalt thun. Man wird sich an meine frühere Beschreibung derselben erinnern und noch wissen, daß ihre der Länge nach angebrachte Ueberdachung nur vorn und hinten einen Blick heraus oder hinein verstattet. Sind nun die Vorder- und Hinterseite, wie es bei diesen Tartanen meist der Fall war, mit Glasthüren verschlossen, so sah es gerade so aus, als wollten sich die Spazierfahrenden vor den neugierigen Blicken der Alameda möglichst verbergen, während sie doch verurtheilt seien, vor ihr auf- und abzufahren. Auch außerdem ist das Vergnügen dieser Tartanenfahrt, die ich einmal mitmachte, ziemlich unangenehm; denn das fest an die kurze Gabeldeichsel angespannte Pferd giebt mit jedem Schritte der Achse des bloß zweirädrigen Wagens einen rück- und dann vorwärtswirkenden Stoß, weshalb selbst auf diesem ebenen Wege die darin Sitzenden beständig hin und her wackeln.

Es liegt aber etwas Neckisches in diesen Spazierfahrten. Nur wenn man aus dem Ringe der Tartanen wieder wegfahren will, darf man seine Reihe verlassen, und es hängt vom Glückszufall ab, ob in der vor- und der hinter uns fahrenden Tartane entweder befreundete Insassen oder eine der allerdings vielen valencianischen Schönheiten sich befinden. Von dem Inhalt der übrigen Tartanen bekommt man fast nichts zu sehen. Ich fand immer nur äußerst wenige offene Chaisen als fremdländisches Beimengsel in diesen echt nationalen Lustfahrten.

Die Blumenliebe der Spanierinnen hat in der Vega von

Valencia eine Menge schöne Gärtnereien hervorgerufen. Zu dem Schönsten, was ich in dieser Hinsicht gesehen habe, gehört der Garten des Herrn Roca, eines sehr unterrichteten Handelsgärtners. Ein Deutscher wird darin von vielen ausländischen Pflanzen überrascht, welche hier in üppiger Entfaltung im Freien ausbauern. In dem Garten des Herrn Roca stand ich staunend vor einem großen Baume der *Erythrina crista galli*, der einen wenigstens acht Ellen hohen und zehn pariser Zoll im Durchmesser starken Stamm hatte. Er war ganz und gar mit den kräftigen leuchtend kupferrothen Schmetterlingsblumen bedeckt. Daneben durchrankte eine blühende *Bougainvillea spectabilis* das Gitterwerk einer hohen Veranda, deren violette Deckblätter, aus denen die gelben röhrenförmigen Blüthen hervorragten, mich lebhaft an unseren schönen Hain-Ruhweizen, *Melampyrum nemorosum*, erinnerte. Ich staunte nicht wenig, eine hohe vollkommen undurchsichtige Hecke von dem schönen gestreiften *Abutilon*, *Abutilon striatum*, gebildet zu sehen. Ihre saftig grüne Fläche war mit den schönen rothgelben braungeäderten Blüthen bedeckt, die auf langen dünnen Stielen wie Glöckchen aufgehängt sind. Die Gartenmauern waren mit verschiedenen Arten von Passifloren überrankt, zwischen deren Prachtblumen die häßlichen Eidechsen, der aschgraue Plattfinger, *Platydictylus fascicularis*, an der senkrechten Mauerfläche so sicher und pfeilschnell herumliefen, als sei es eine wagerechte Ebene. Man hatte eben für den morgenden Markt Nelken abgeschnitten, ein Haufen, ohne Uebertreibung, nicht kleiner als ein Heuhaufen auf einer deutschen Wiese.

Um das establecimiento de horticultura des Herrn Gonzales zu besuchen, bedurfte es einer Erlaubnißkarte, die

die aber unentgeltlich an Jedermann gegeben wird. Die sehr umfangreiche Gartenanlage schien noch ziemlich neu zu sein und bot wenig Sehenswerthes dar, obgleich sie in wenig Jahren ohne Zweifel unter dem günstigen valencianischen Himmel sich zu einem prachtvollen Garten emporgeschwungen haben wird. Eine *Victoria regia* war kleiner, als wir sie in Leipzig gehabt haben, weil das Bassin für die königliche Blumenriesen zu klein war.

Den Glanzpunkt aller valencianischen Gärten, so weit ich sie wenigstens kennen gelernt habe, bildet der botanische Garten der Universität. Er erfreut sich des Vorzugs, daß der Rector der Universität, der reiche und vielvermögende Don Francisco Carbonell sein unermüdlicher Protektor, und sein Direktor, Herr Robillard, ein Franzose, ein sehr tüchtiger Botaniker und Gärtner ist. Diese zwei Männer, im Vereine mit dem lebenswürdigen Greise, Herrn Bizcuela, dem Professor der Botanik, sind unablässig bemüht, den Garten zu bereichern und zu verschönern. Und was läßt sich hier erreichen! Aber es ist auch bereits Großes erreicht. Ich war nicht allein erstaunt über die Unzahl ausländischer Pflanzen, die man hier im Freien erziehen kann, ich war es auch über die vielen seltenen Gewächshauspflanzen.

Eine hohe mit gothischen Fensterbogen durchbrochene Cypressenhecke, das Zauberwerk von nur 7 Jahren, theilt den Garten in zwei ungleiche Hälften und schützt die eine vor den zuweilen doch auch hier noch rauhen Nordwinden.

Unter dem gastlichen Himmel stand in einem großen Bassin neben der deutschen weißen Seerose die heilige Blume Indiens und Aegyptens, die majestätische indische Seerose, *Nelumbium*

speciosum. Daneben breitete eine hohe Araukarie, *Araucaria excelsa*, ihre Astquirle wagerecht aus. Ich gerieth über ihr Alter mit Herr Robillard in einen kleinen Streit. Der sechs Ellen hohe Baum sollte erst sechs Jahre alt sein. Nach der Zahl der Astquirle mußte ich ihn für wenigstens fünfzehn- oder sechszehnjährig halten. Ich erfuhr aber zu meinem Erstaunen auf diese meine Entgegnung, daß der Baum hier jährlich drei Quirle treibe. Die Araukarie ist bekanntlich ein Nadelbaum, der mit unseren Tannen und Fichten in die Familie der Zapfenbäume gehört. Gleichwohl ist mir während meiner langjährigen berufsmäßigen Beobachtung des Lebens unserer Nadelbäume kein Fall vorgekommen, daß einer derselben in einem Jahre zwei Quirle getrieben habe. Ob Andere eine dergartige Beobachtung gemacht haben, ist mir unbekannt. Jedenfalls ist dieses freudige Gedeihen der Araukarie im botanischen Garten von Valencia ein Beweis für das fruchtbare Klima Valencia's und berechtigt zu der Hoffnung, daß dieser majestätische Baum sich in Südeuropa vielleicht heimisch machen werde. Neben vielen anderen ausländischen Pflanzen, deren gesundes Gedeihen unter dem valencianischen Himmel einen deutschen Botaniker in Verwunderung setzen mußten, war es gleichwohl eine gemeine südeuropäische Pflanze, welche in meinen Augen den Sieg davon trug: eine Zwergpalme, die Bewohnerin der dürren Felsenhügel von ganz Südspanien. Sie hatte die Zwerghaftigkeit überwunden und ihr Stamm war aus dem fruchtbaren Boden fünf Ellen hoch aufgeschossen. Er zeigte sich mit den braunschwarzen Zotten der Ueberreste der ehemaligen Blattstiele bedeckt und trug an der Spitze einen wunderschönen Strauß der zierlichen Fächerblätter.

Deutsche Gartendirectoren müssen die Pfleger des botanischen Gartens von Valencia beneiden, denen kein schadenfroher Vitus oder Medardus die mühsamen Erfolge langjähriger Pflege zu nichte macht. Ich begreife den Eifer der genannten Herren, ohne ihn damit verkleinern zu wollen. Der Erfolg ist ihnen sicher. In den berühmten Glashäusern von Bieberich am Rhein sahe ich zwar auch einen mächtigen Busch des Bambusrohrs, der in drei Monaten 30 Fuß hoch getrieben hatte; aber da war er auch bereits so ziemlich an der Grenze des gläsernen Daches angekommen und dem von künstlicher Wärme geweckten inneren Triebe setzte die gläserne Lüge seiner Heimath eine schöne Schranke. Hier im Garten von Valencia streckte ein Bambusa-Busch seine riesigen Rohre frei und unbeschränkt in die kosende Luft, die er gern für die seiner Heimath hielt. Ich erkannte den Papiermaulbeerbaum, *Broussonetia papyrifera*, in einem großen Baume nicht wieder, da es zumal eine ganzblättrige Varietät war. Bei uns tödtet ihm der Frost alle Jahre die Zweigspitzen und er bleibt darum ein mäßiger Busch.

Die Besuche des botanischen Gartens von Valencia werden mir unvergeßlich bleiben. Als guter Geist waltet über ihm die begeisterte Pflege des liebenswürdigen Don Francisco Carbonell, der gern das größere Amt eines Gouverneurs der Provinz Valencia mit der Pflege der „liebenswürdigen Wissenschaft“ vertauscht zu haben scheint. Der botanische Garten ist sein Herzblatt. Es ist keine häufige Erscheinung, und um so höher zu achten, daß ein hochgestellter Staatsmann die Pflege der Naturwissenschaft sich zur Aufgabe macht.

Sein Einfluß macht es ihm möglich, der naturwissen-

schaftlichen Ausbeutung der Provinz mehr, als es im übrigen Spanien vielleicht der Fall ist, die erforderlichen Mittel zufließen zu lassen. Die Kosten unserer wissenschaftlichen Ausflüge wurden während meines Aufenthaltes in Valencia und in Burriana aus der Casse der Universität bestritten.

Leider ist aber die Herbeischaffung der Geldmittel allein nicht im Stande, dieses Unternehmen in's Leben zu rufen und, was dann keinem Zweifel unterliegen würde, zu einem großen wissenschaftlichen Ergebnisse zu führen. Es fehlt dem spanischen Naturforscher die ausdauernde Widerstandskraft gegen die Beschwerden langer naturwissenschaftlicher Expeditionen. Ich bin nur gerecht, wenn ich hinzufüge, daß ihm daraus im Allgemeinen kein großer Vorwurf gemacht werden darf.

Spanien ist nicht Deutschland und also der Spanier kein Deutscher. Die deutschen Naturforscher haben sich ihre Beharrlichkeit im Studiren und Forschen und Sammeln als eine Nationaleigenthümlichkeit angeeignet unter dem für alles dies viel günstigeren deutschen Klima, welches durchaus geschaffen ist, die damit verbundenen Mühen und Anstrengungen zu erleichtern. Die in deutscher Natur mit Leichtigkeit und ganz natürlich erworbene Ausdauer erliegt auch im Süden nicht; eher unterliegt Gesundheit und Leben. Auch das ist ganz natürlich, denn sie wird von dem entzückten Staunen über die neuen ungewohnten Schätze aufrecht erhalten.

Mag es immerhin wahr sein, daß den Cavanilles und Lagasca, den beiden größten spanischen Naturforschern, eine große Mehrzahl französischer, englischer und deutscher Naturforscher gegenübergestellt werden können, welche die naturwissenschaftlichen Schätze Spaniens gehoben haben — so tragen

den größten Theil des darin liegenden Vorwurfs die climatischen Verhältnisse Spaniens. Ein nicht geringer fällt auch auf den allgemeinen Culturzustand Spaniens. Man vergesse nicht, daß es den Spaniern schwer wird, mit der naturwissenschaftlichen Literatur fortzuschreiten, weil diese wesentlich den drei genannten Nationen angehört, deren Sprachen der Spanier entweder aus Nationalabneigung nicht liebt oder die aus Mangel an internationalen Beziehungen ihm fern liegen. Es ist auch gewiß von nachtheiligem Einfluß auf den Zustand der spanischen Naturwissenschaft, daß in Madrid für das ganze Land kein Carbonell an der Spitze zu stehen scheint.

Wie wir Deutschen uns von den Engländern den Weg der Maschinen-Industrie eröffnen ließen, auf dem wir nun selbstständig vorwärts schreiten, so haben sich die Spanier von ihren dazu besonders organisirten nördlicheren Nachbarn die Grundlage einer spanischen Naturwissenschaft legen lassen, auf der sie sicher rüstig fortbauen werden.

Was freilich gegenwärtig dort eine Folge des Mangels von Naturforschern ist, das wird auf der anderen Seite wieder eine Ursache zur Erschwerung naturwissenschaftlicher Studien. Ich meine die Schwierigkeit, ja in dem größten Theile Spaniens geradehin die Unmöglichkeit der Beschaffung naturwissenschaftlicher Bedürfnisse. So z. B. zweifle ich sehr, ob man außer Madrid und höchstens noch in Barcelona und Valencia irgendwo Insektennadeln in Spanien zu kaufen bekommt. Solche kleine Hindernisse gleichen den kleinen Leiden des täglichen Lebens, die ein französischer Künstler so ergötzlich illustriert hat; sie verleiden Unternehmungen, die an sich eigentlich viel zu großartig sind, als daß sie von jenen klein-

lichen Quälgeistern sollten berührt werden können. Es geschieht aber eben doch, denn der Mensch ist einmal so. Ich habe bei der Erzählung meiner Reiseerinnerungen bereits einige Beispiele dieses Uebelstandes mitgetheilt, denen ich noch andere hinzufügen könnte. In dem großen Murcia konnte ich keine weithalsigen Gläser mit eingeriebenen Stöpfeln bekommen. Guirao verwies mich auf Cartagena. Dort bekam ich sie, aber — kein Stöpsel paßte dicht in den Hals. Erst in Malaga bekam ich bei einem böhmischen Glashändler die gewünschte Sorte. Es hatte große Schwierigkeiten, mir in Murcia ein Paar mineralogische Hämmer machen zu lassen. Und als sie fertig waren, taugten sie doch nichts.

Ich darf, ehe ich nach Valencia zurückkehre, noch eines Umstandes nicht vergessen, der einen sehr großen Theil der Schuld davon trägt, daß in Spanien etwa nur zwei oder drei auf fünfzig deutsche Naturforscher kommen. Es ist dies die den Wissenschaften im Allgemeinen abholde Richtung der Bestrebungen der höheren Gesellschaft. Während Deutschland von der Naturwissenschaft erobert ist, so ist daran in Spanien vor der Hand noch nicht zu denken. Selbst meine sehr beschränkten Beobachtungen haben mir dort einige Fälle vorgeführt, welche mich überzeugten, daß die höhere Gesellschaft ein hingebendes Studium der Naturwissenschaft geradehin nicht begreifen kann und für brodlose Kunst hält. Aber auch das wird anders werden, wenn anders nicht der Clerus auf Grund des neuesten Concordates mit dem päpstlichen Stuhle wieder neue Macht gewinnt.

Sein wir also billig und machen wir dem jetzt lebenden Geschlechte Spaniens nicht etwas zum Vorwurfe, was vor

hundert Jahren in Deutschland nicht anders war. Was sind
aber hundert Jahre in dem Cultur gange einer Nation? *fast viel*

Balencia streckt seine Fühlfäden weit hinaus in seine herrliche Vega. Ich darf mich dieses von meinem Handwerke entlehnten Bildes wohl bedienen, indem ich die zahlreichen Villen, quintas, bezeichne, welche rings um die Stadt herum und bis weit in die Vega hineinliegen. Denn hier schwelgt der heißfühlende Balenciano in seiner herrlichen Natur, wenn er sein despacho oder seine tienda (Büreau und Laden) in den engen Straßen verlassen hat. Hier umfängt ihn üppige Ruhe nach dem unaufhörlichen Summen der Stadt. Die Quintas, die ich gesehen, zeigen mehr von dem Bedürfniß nach eleganter Behaglichkeit als nach grandiosem Luxus. Eine strotzende Blüthenfülle lacht den Vorübergehenden aus jedem Garten an, welche zu den Füßen stolzer Palmen über den wassergetränkten Boden ausgegossen ist.

Obgleich gerade in Balencia weniger als in Deutschland an das Gebiet der Gärten streifend, so erwähne ich doch hier den Campo Santo, den Friedhof. Er hat nicht entfernt eine Aehnlichkeit mit einem deutschen. Ein großer vier-eckiger Platz, welchem neuerdings noch ein zweiter ebenso großer hinzugefügt wurde, ist mit einer hohen, eine Menschenlänge dicken Mauer umgeben. Diese ist fünf- oder sechsfach in kleine Nischen mit ganz übereinstimmend großen und gestalteten Marmortafeln in angemessenen Abständen bedeckt, welche nichts weiter als Namen, Geburts- und Todestag und darunter einen Sinnspruch enthalten. Der dazu gehörige Sterbliche liegt hinter seiner letzten Firma in seinem letzten Ruhebett in der Mauer eingeschlossen. Kein stolzes Grabdenkmal eines vornehmen

Taugenichts triumphirt noch im Tode über den schlichten Grabhügel des armen Ehrenmannes. Hier hat der Tod Alle gleich gemacht. Doch nein. Mein Freund Arigo, der mich auf meinem Wunsch hieher führte, zeigte mir das weite wüste Feld, welches jene Zellenmauern einschließen. Darauf lagen, wohl nur leicht bedeckt gewesen, damit der Spruch: sei ihm die Erde leicht! eine Wahrheit werde, hier und da die verwitterten Gebeine ganz armer Leute, deren Hinterlassene das Geld nicht aufbringen konnten, den geliebten Todten in das schauerliche Leichenmosaik einzufügen zu lassen.

Also doch auch hier wohl Freiheit, aber selbst nach dem Tode noch keine Gleichheit.

Es unterhielt mich, auf den Tafeln die Namen mir unbekannter Verstorbener zu lesen. Hier lagen sie in fortlaufender Nummerfolge allen trennenden Kasten- und Standesgliederungen zum Troz bunt neben- und übereinander; der Eine ruhig vielleicht neben seinem Todfeinde; der im Leben vergeblich nach Ehren ringende Ehrgeizige vielleicht endlich hier um eine Reihe höher als sein im Leben glücklicherer Nebenbuhler. Hier liegen sie bis zur Auferstehung, bis der Posanenenengel des Ahuntamiento bläst, daß sie wieder herausgenommen werden um — Anderen Platz zu machen, weil die Zeit ihres Rechtes, hier zu liegen — des nutzlosesten von allen nutzlosen Rechten, die man dem Menschen einräumt — abgelaufen ist.

Und doch sind sie alle unsterblich. Der Hunderte durch Lehre und Beispiel veredelnde Menschenfreund und der Mann, der sein Leben lang nichts Anderes als Schuhe und Stiefeln machte — beide, wie Jeder der einst gelebt hat und alt genug wurde, um irgend eine Kraft zu entwickeln, leben fort in den

Wirkungen ihres Thuns. Keines Menschen Leben ist so leer, daß er nicht Theil an dieser Unsterblichkeit hätte, die das Gedächtniß seines Namens, und wäre er ein Napoleon gewesen, weit überdauert. Wie kein Gran von dem Golde der Erde verloren geht, weder von dem schon gefundenen, noch von dem, wonach die Menschen noch wühlen — so geht auch von der geistigen Kraftentwicklung der Menschheit kein Hauch verloren. Jeder Augenblick im Leben der Menschheit muß von sich sagen: daß ich der bin, der ich bin, das haben die Verstorbenen gethan; möge ich es ihnen als Versündigung vorzuwerfen oder als Verdienst zu danken haben.

Wehe dem, dessen Unsterblichkeit in Vorwurf der Versündigung an dem Bildungsgange der Menschheit beruht; denn das ist eben die Hölle!

Mit diesen Gottesacker-Gedanken, welche mich aber niemals verstimmen, sondern erheben und beruhigen, verließ ich die Todtenmauern, hinter denen eben in entgegengesetzter Richtung die Sonne hinabgestiegen war. Ich sprach sie gegen meinen jungen Freund aus, den der Name eines jüngst verstorbenen Freundes traurig gestimmt hatte. Ein Blick auf die im Gold des Sonnenunterganges leuchtende Natur, in deren grünem Schooße das Leichenfeld lag, gab uns ihr, unserer lieben mütterlichen Heimath, wieder.

In meiner Sammlung liegen jetzt einige Schnecken mit der Bemerkung auf dem Zettelchen: gesammelt auf dem Rückwege vom Campo Santo von Valencia, den 25. Juni 1853.

Die Sammlung eines Naturforschers ist zugleich ein Album aller seiner Reisen und Excursionen, seines Briefwechsels und seines Tauschverkehrs. Ein Durchsehen derselben ist ihm

ein genußreiches Durchblättern seiner wissenschaftlichen Memoiren, die stets reich gewürzt sind mit ernstern und heiteren Momenten. Im ergrauenden Mannesalter führt ihn eine Pflanze seines Herbariums auf die erste Excursion zurück, die er an der Seite des Herrn Professors im Kreise munterer Studiengenossen machte. Mich versehen jetzt hunderte von Schneckenhäusern, und sie werden es bis zu meinem Ende thun, in alle Theile Spaniens und wecken in mir allemal die Erinnerung an die dort gehabten Erlebnisse mit. Abgesehen davon, daß es nichts Abgeschmackteres giebt, so giebt es auch nichts Gemüthloseres, als das einseitige Schimpfen der Physiologen par excellence auf die Sammlungen der Systematiker.

Durch die Freundlichkeit Arigo's, der mich zuweilen in der Stadt herumleitete, lernte ich den Charakter der ciudad del Cid genauer kennen. Es ist eine regsame, geschäftige Stadt, wo Gewerbleiß und Handel in hoher Blüthe stehen. Daß es auch eine schöne Stadt ist, davon ist der Ruf in Aller Munde. Valencia und Murcia, beide Provinzialhauptstädte, sind mächtig von einander verschieden. Murcia räumlich wohl nicht viel kleiner als Valencia, hat dagegen ein entschieden kleinstädtisches Gepräge, trotz seiner schönen Kathedrale und vielen großartigen Häuser und trotz der feinen Eleganz der vornehmen Murcianos. Der wesentlichste, vielleicht der einzige Grund dieses Unterschiedes liegt in der Abgelegenheit Murcia's von dem Verkehr mit dem Auslande und selbst mit dem Inlande, da keine einzige sehr belebte Straße durch Murcia führt. Wäre dies der Fall, so könnte Murcia leicht mit Valencia auf gleiche Stufe treten, vorausgesetzt, daß seine Bewohner und die seiner herrlichen Vega nicht weniger gewerb-

fließig sind; weil eben diese seine Vega nicht weniger fruchtbar und kaum weniger ausgedehnt ist, als die von Valencia. Ein Modewaaren- oder Ausschchnittwaaren-Laden Murcia's neben einem valencianischen gestellt, würde sich genau so ausnehmen wie der einer kleinen deutschen Stadt neben einem Wiener. Ich erwähne diesen Unterschied zwischen den beiden schönen, von der Natur gleich begünstigten Städten deshalb, um durch ein Beispiel die Macht des Einflusses zu zeigen, welchen der Verkehr und die gute Beschaffenheit der Straßen ausübt. Von Valencia gehen nach allen Richtungen caminos reales, Kunststraßen ersten Ranges, aus.

In der Niederlage einer Seidenwaarenfabrik überzeugte ich mich, daß der Valencianer die kostbare Seide nicht bloß zu bauen, sondern auch zu sehr guten Stoffen zu verarbeiten versteht; wenn diese auch denen von Lyon noch um ein bedeutendes nachstehen.

Dies erinnert mich an das schöne, ehrwürdige, in gothischem Style aufgeführte Gebäude der Lonja; das ist die Seidenbörse, welche an dem großen Platze liegt, wo täglich der Verkauf der Nahrungsmittel stattfindet. Das große Haus umschließt einen einzigen hohen Raum, welches kirchenartig durch zwei Reihen gewundener Säulen in drei Schiffe abgetheilt ist. In diesen stehen die zahlreichen Tische der vereideten Seidenmakler, durch deren Vermittelung jeder Seidenkauf abgeschlossen wird. Es war eben die Zeit der Seidenernte. In glänzenden Zöpfen, goldgelb oder gelbweiß oder grünlich, hingen über den Tischen der Makler die herbeigebrachten Proben. Vor den Thoren der Lonja, einen großen Raum einnehmend, saßen vor wie sonst mit Früchten so jetzt mit Cocons

gefüllten großen Kröben die Bauerweiber. Es war mir ein in hohem Grade überraschender und interessanter Anblick, so unermessliche Mengen von Gespinnsten dieses nützlichen Insektes zu übersehen. Vergaß ich den Gebrauch, den der Mensch davon macht, und erinnerte ich mich, was ich eigentlich vor mir hatte, so bekam die Sache einen fast sentimentalen Anstrich. Was anderes war es, als Millionen kleine kunstfertige Arbeiterinnen, welche jetzt als Leichen in ihrer Todtenhülle lagen, die sie sich freilich nicht zu so trauriger Benützung gewebt hatten? Sie werden nicht daraus auferstehen, um in neuer Gestalt sich in die Lüfte zu erheben. Der Mensch versteht es, die fast unlösbare Aufgabe zu lösen und den Einen, 1000 Fuß langen, Faden des Cocons abzuwickeln und sich selbst Kleider daraus zu weben. Bierzehntausend Millionen Seidenraupen müssen sich alljährlich vergeblich ihr Verwandlungskleid spinnen bloß um die Engländer in Sammet und Seide zu kleiden.

Tausend von Märtyrern müssen sich opfern, um Ein seidenes Kleid für eine Dame zu Stande zu bringen, auf deren Leben und Gedeihen 32 bis 40 Tage lang die sorgsamste Aufmerksamkeit verwendet worden war.

Zergliedert man sich so die Geschichte unserer kleinen und großen Bedürfnisse, so durchdringt unseren Genuß die Weihe echt menschlichen Fühlens.

Neben den großen Massen von getödteten Cocons bot man abgesehen diejenigen feil, deren Insaße sein Haus durchbrechen und verlassen durfte. Man opferte den Faden desselben um die Eier zu gewinnen. Ist der Seidenschmetterling nicht ein wahrer Proletarier? Arbeiten, Nachkommenschaft (proles) erzeugen und sterben ist sein Loos.

Aus der Lonja führte mich mein Freund in den Al-
mudi, die Getreidebörse, an der nicht bloß der Name noch
maurisch ist. Es ist ein hohes umfangliches Gebäude ohne
allen Schmuck.

In dem viereckigen Gartenhofe des Tribunal del Co-
mercio eines alten gothischen Gebäudes, welches jenen rings-
umschließt, überraschte mich etwas von mir bisher noch nir-
gends gesehenes. Nicht bloß der Hof war mit Südfrucht bäu-
men bepflanzt, sondern an allen vier Seiten desselben waren
die Mauern des Hauses bis hoch hinauf dicht mit einer Dran-
genhecke bekleidet, aus deren saftigem Grün hier und da noch
eine Spätlingsfrucht hervorleuchtete. Der rings von dem
hohen mit gothischen Ornamenten bedeckten Gebäude umschlos-
sene Raum, von dem nahen Geräusche des Marktes nicht er-
reicht, erhält dadurch einen höchst poetischen Charakter.

Es war Donnerstag und mit einer gewissen antiquarischen
Begeisterung ließ ich mich an das Portal der Kathedrale füh-
ren, wo jeden Donnerstag Vormittag 11 Uhr das Tribunal
de Aguas seine Sitzung zu halten pflegt. Es ist dies ein
historisches Erbe der Mauren, gewissermaßen der unsterbliche
Geist jenes tüchtigen Volkes, der als Wächter über seinen
acequias schwebt, welche jetzt noch den Nachkommen seiner
grausamen Besieger ihre Fluren tränken. Das Wasser-Tribunal
ist ein echtes Volksschiedsgericht, welches ganz noch in mauri-
scher Weise und nach den unveränderten maurischen Gesetzen
Recht spricht. Alljährlich werden von den Bewohnern der Vega
die Schiedsmänner aus ihrer Mitte gewählt. Das Ayunta-
miento, der Stadtrath, von Valencia ist dabei nur so weit
betheiligt und berechtigt, daß es das Tribunal de Aguas

zusammenberuft, wenn eine hinlängliche Anzahl Klagen, die sich alle bloß auf Streitigkeiten wegen der Benutzung der Bewässerungsgräben beziehen, bei ihm, dem Ayuntamiento, angebracht sind. Das Tribunal begiebt sich dann unter das Portal der Kathedrale, — wie das maurische unter das der Moschee — und ladet die streitenden Partheien vor sich. In öffentlichem und ganz papierlos mündlichen Verfahren wird Anklage und Bertheidigung gehört, der Fall verhandelt und der Ausspruch gethan, gegen den keine Berufung an eine höhere Behörde stattfindet. Der Verurtheilte fügt sich stets willig dem Ausspruche seiner dazu durch freie Wahl bevollmächtigten Mitbürger.

Der Ueberfluß an Regen, der mich schon so oft geärgert hatte, brachte mich auch hier um die Freude, einmal ein echtes Volksgericht zu sehen. Da kein Mangel an Wasser stattgefunden hatte, so lag heute auch kein Wasserproceß vor. Uergerlich über die fehlgeschlagene Erwartung gaffte ich die leere Stelle an dem schönen gothischen Portale an, als mir plötzlich nach deutscher Sitte Jemand von hinten die Augen zuhielt. Ich errieth den neckenden Freund nicht; es war Herr von Gülich, welcher seinen Posten in Barcelona verlassen hatte, um als preussischer General-Consul nach Chile zu gehen. Ich wünschte nicht ihm, sondern im voraus allen Denen Glück, welche mit diesem ausgezeichneten Consularbeamten künftig in Geschäftsverbindung kommen werden.

Nach einigen mit meinem deutschen Landsmanne verplauderten Stunden begleitete ich ihn Nachmittag nach dem Grao, wo er sich nach Cadix einschiffen wollte. Obgleich nur ein starker Seewind blies, der auf dem Lande kaum erheblich be-

merkbar war, so brauste uns das Meer doch ganz gewaltig entgegen, als wir aus dem Thore des Grao an die flache, sandige Küste traten. Der Dampfer lag weit draußen auf hoher See und das Einschiffsboot war kaum am Uferdämme zu erhalten. Ich muß gestehen, daß mir selbst, der ich wohlbehalten am Ufer stand, nicht wohl zu Muthe war, als ich das Boot mit den armen Reisenden und meinen Freund unter ihnen auf seiner Fahrt an Bord des Dampfers oft fast senkrecht von den Wellen in die Höhe gehoben sah. Es müssen doch sehr große Schwierigkeiten einem sichernden Hafenbaue entgegenstehen, daß man nicht einmal den Versuch macht, wenigstens etwas zu thun, um den Ankerplatz zu verbessern. Der als unruhig übelberüchtigte Golf von Lyon hat vielleicht gerade hier, wo wenige Stunden weiter südlich eine mächtige Landecke weit in das Meer hinaustritt, die Grenze seines Bereiches, und seine Fluthwellen prallen vielleicht an jener Landecke ab, was diese Stelle so beunruhigt.

Ich habe schon gesagt, daß ein zur See vor Valencia Ankommender gar nicht einmal sicher ist, das Ziel seiner Reise betreten zu können; und wenn es geschehen kann, so ist es selten ganz ohne Mißbehagen für die Reisenden, wenigstens für zaghafte Frauen. Da obendrein Valencia keine Seelandschaft bildet, weil man vom Schiffe aus nur wenig davon sieht, und der Landweg von Barcelona bis Valencia fast durchaus angenehm ist, so möchte ich Reiselustigen fast rathen, den Landweg zu wählen.

In Valencia lernte ich auch ausnahmsweise das Theater kennen, obgleich ich auch heute noch die Stunden als verloren beklage, die ich für dasselbe der Glorieta, ganz Valencia ist

ja eine Glorieta, entzog. Schauspieler und Sänger fand ich sehr tüchtig, obgleich ich hinsichtlich letzterer mir kaum ein Urtheil zutrauen darf. Das Publikum fand ich aufmerksamer als ich es früher in der opera grande von Triest gefunden habe, und als man es überhaupt von dem italienischen Theaterpublikum erzählt. Häufig werden in die Zwischenakte Nationaltänze eingelegt, bei denen die Tänzer in unveränderter, die Tänzerinnen in kaum mehr erkennbarer Nationaltracht erscheinen. Im Terte der Verdy'schen Oper „Luisa Miller“ erkannte ich erst im letzten Akte ganz unsürgreiflich Schillers Kabale und Liebe. Mit unserem deutschen „ü“ wissen freilich die Befenner der romanischen Sprache nichts anzufangen und so dachte ich umfoweniger an die Louise Müller, umfoweniger da nicht nur ihr „ü“, sondern auch ihr Vater aus dem alten Stadtmusikus in Gott weiß was umgemodelt war. Señora Duclos, eine schöne Valencianerin, erschien mir in mehreren Rollen als eine ausgezeichnete Schauspielerin.

Ich kann es den Valencianos nicht zum Vorwurf machen, wenn sie in der schönen Jahreszeit wenig in's Theater gehen. Die Direktion scheint sich dann der Benefizvorstellungen als eines Mittels zu bedienen, um durch die Namen ihrer beliebteren Mitglieder das Haus zu füllen. Dann verbreitet man die Zettel auf alle Weise. Im Café del Mundo Nuevo kam Abends mehrmals ein Zettelträger und gab jedem Gaste einen Theaterzettel zu einer morgenden Benefizvorstellung für dieses oder jene Mitglied der Bühne. „Del Mundo Nuevo.“ Die neue Welt spuckt immer noch im Kopfe der Spanier. Besser wär's freilich, wenn sie dieselbe vergessen könnten; noch besser für sie, wenn sie sie nicht entdeckt hätten.

XIX.

Das Presidio Correccional von Valencia und sein Reformator
Don Manuel Montefinos. Abreise von Valencia.

„Aber morgen geht's nun ganz gewiß fort,“ so sagte ich die letzten vier oder sechs Tage jeden Morgen. Aber immer wußten meine Freunde mich noch einen Tag zu halten. Und wie gern ließ ich mich halten! Ich darf nicht vergessen, der Inhaber des alten renommirten Hauses Kreyßler und Kreibitz dankbar zu gedenken. Die Herren Gifel und Beutel, aus Böhmen gebürtig, leisteten mir mehrfach sehr dankenswerthe Dienste und erwiesen mir echt landsmännische Freundlichkeit. Es hat mich manches halbe Stündchen unterhalten, in ihrem bedeutenden Kurzwaarenlager den hunderterlei bekannten Formen deutscher Fabrikate zu begegnen. Wo fände man nicht böhmische Glaswaaren, Metallwaaren aus Remscheid und Solingen, Spielwaaren und Nachtlichter aus Nürnberg, neben englischen Feilen und französischer Bijouterie! In einem solchen Laden liegen die Werke aller europäischen Nationen friedlich neben einander. Es fehlt nur Griechenland und Rußland. Italien liefert wenigstens seine Stroh Hüte und Korallen und Mosaiken; aus Spanien kommen, freilich nur in reicher Leute Hände, die kostbaren Spizen von Almagro und die unübertrefflichen Holzmosaiken von Barcelona. Nur Rußland also und Griechenland, das mühselig seinen großen Namen schleppende, bleiben daheim; denn ihre ausgeführten Rohstoffe giebt ihnen die Natur ohne ihr Verdienst und Würdigkeit. Wie würde sich die europäische Industrie, von der ein kleiner

ständiger Congreß in der Tienda der Herren Kreysler und Kreibitz stattfindet, unter dem Schutze der „russischen Universalherrschaft“ ausnehmen und befinden? —

Bevor ich mit meinen Lesern und Leserinnen das schöne Valencia verlasse, kann ich nicht unterlassen, noch etwas zu beschreiben, was ich leider nicht gesehen habe, worüber ich meinen valencianischen Freunden schier einen Vorwurf machen möchte. Erst in Barcelona wurde ich gefragt, was ich zu dem Presidio Correccional von Valencia sage, und ob ich den edeln Don Manuel Montesinos, dessen großen Reformator, persönlich kennen gelernt habe. Ich betrachte es als einen unerseßlichen Verlust, aus Unkenntniß von dem Bestehen dieser Anstalt, sie nicht kennen gelernt zu haben.

Wer mit mir die haarsträubende Größe der Begehungs- und Unterlassungssünden begreift, welche Europa in seinen Strafanstalten begeht, der wird es mir danken, wenn ich ihm durch ein Bild jener musterhaften Anstalt beweise, daß man hier einen bessern Weg einschlagen kann.

Ich entlehne meine Mittheilungen einer Beschreibung derselben, welche mir durch nachträgliche Vermittelung meines Freundes Arigo der Verfasser selbst, Don Vicente Boix (spanisch: Bosh) geschickt hat. *) Sind demnach meine Mittheilungen auch keine Reiseerinnerungen, so können sie doch vielleicht in anderem Sinne Erinnerungen werden.

Nachdem Spanien mit seiner Flotte auch seine Galeeren

*) Sistema penitenciario del presidio correccional de Valencia, por D. Vicente Boix, cronista de la misma ciudad. Valencia, imprenta del presidio. 1850.

verloren hatte, mußte man die zu öffentlicher Arbeit in Eisen Verurtheilten anders unterzubringen suchen. Eine Zeit lang diente dazu unter anderen festen Plätzen auch das Castell des alten Sagunt, des heutigen Murviedro, bis für das Königreich Valencia ihr letztes Asyl, wie Boix sagt, die Torres de Cuarte wurden, aus welchen die Revolution „die Opfer unserer Wiedervergeltung“, wie sie Boix sehr treffend nennt, am 6. August 1836 befreite. Die hierzu unberufene Befreierin vermittelte aber gleichzeitig ein anderweites Gefängniß. Unter den in ganz Spanien damals zerstörten Mönchsklöstern fand sich in Valencia ein großes Augustinerkloster für das Strafsystem am meisten geeignet, welches „der neue Vorsteher des Presidio in seinem Geiste empfangen hatte.“*) Aber „es gibt „in Spanien unglücklicherweise kein Unternehmen von hervorragender Nützlichkeit, welches bei seiner Ausführung nicht „auf unvorhergesehene und auf unbefiegbare Hindernisse stieße, „sei es von Seiten der Regierung, sei es von Seiten des Privatinteresses. Diese Bemerkung drängt sich unwillkürlich auf, „wenn man die unzähligen Beweise von stumpfsinniger Gefühllosigkeit (entorpecimiento) erwägt, welche der Commandant Montefinos zu überwinden hatte, als er bei den „competenten Behörden des Klosters sich eifrig verwendete. „Es ist allein seine Willenskraft, was seinen Plan zum Ende „führte, gegenüber dem Altkonwust, welcher sich in unseren (Boix „spricht von den spanischen) Gerichtssälen aufthürmt; geeignet, „die Geduld des beharrlichsten Geistes zu ermüden.“

*) Die mit Anführungszeichen versehenen Worte entlehnte ich aus dem vortrefflich geschriebenen Buche von Boix.

„Neuling in seinem Amtsberufe, der selbst für alle in Spanien etwas Neues war, nahm sich Montesinos vor, sich von Grund aus eine neue Theorie zu schaffen, nach Versuchen, wie sie von günstigen Erfolgen als angemessen bewährt werden würden. Eine Verbesserung über die andere pflanzend und vorsichtig seine eigenen Reformen verbessernd setzte er es durch, seine mühevollte Beharrlichkeit gekrönt zu sehen, so daß das Gebäude der Gefängnißwissenschaft, welches die Vorlesungen der Erfahrung in dieser Anstalt gelehrt haben, durch und durch ein spanisches ist; denn es hat sich lediglich aus dem Studium spanischer Verbrecher aufgebaut; ohne Rücksicht zu nehmen auf das, was das Ausland hierin erfahren oder beschrieben hat. In der Gliederung und Einrichtung seines Strassystems hat Montesinos keine Einrichtung aufgenommen, welche nicht in Einklang mit dem spanischen Nationalcharakter steht.“

Bevor ich näher auf eine Schilderung des Systems in den Einrichtungen des Presidio von Valencia eingehe, bitte ich nicht zu vergessen, daß es sich hier meist um Sträflinge handelt, welche in die Rangordnung der Galeerensclaven und Baugefangenen gehören, eine Sorte von Menschen, welche in Spanien ein eigenthümliches wildnationales Gepräge haben, und von welchen Boir selbst ein abschreckendes, aber höchst interessantes Bild malt, indem er sie mit den Helden des Ribungenliedes und mit den Troubadours vergleicht. So wenig sie es scheint, ist diese Vergleichung insofern doch ganz passend, denn „überall liest man mit Begierde in zahlreichen Volksgruppen die Verbrechen dieses oder jenes Räubers und die übertriebenen oder vielleicht bloß erdichteten Abenteuer eines

„verschmigten Großsprechers, der entweder seine Strafzeit über-
 „standen oder aus dem Presidio glücklich entkommen war.
 „Wie die alten Barden, so besingen die blinden Bettler unserer
 „Tage zum Ton ihrer Guitarre die Verbrechen und die fürch-
 „terlichen Thaten der kühnsten Straßenräuber. Noch muß man
 „staunen, um unsere blinden Sängerkreise von Müßiggän-
 „gern zu erblicken, Leute aus allen jenen rohen Klassen unserer
 „Gesellschaft, welche mit Begeisterung den fabelhaften Helden-
 „thaten berühmter Verbrecher zuhören; vor den Augen der
 „Obrigkeit, welche die Verbreitung dieser unsaubern Romanzen
 „duldet, in welchen der Verbrecher sich zum Rufe eines Helden
 „erhebt in den Augen dieses armen Volkes, welches keine an-
 „dern Vorbilder sieht, um sie in der Bluth seines südländischen
 „Blutes nachzuahmen. Ein vielfarbiges Tuch turbanartig um
 „den Kopf gewunden, von dem ein Zipfel, zugleich mit einem
 „dicken Haarschopf über die Schläfe herabhängt; mit Stolz
 „eine breite Narbe auf der Wange zeigend, welche der dicke
 „Bart nicht zu verbergen vermag; oft den entblößten Arm er-
 „hebend, um ihn zu zeigen, außen mit der Erinnerung einer
 „Heldenthat, mit einer Nadel eingegraben und dann mit Pul-
 „ver geschwärzt, das Bild der Jungfrau oder des Kreuzes;
 „halb verbergend und halb sehen lassend die ungeheure Navaja
 „(langes Messer); über den linken Arm wiederholt die elegante
 „Jacke werfend; endlich sprechend in jener bilderreichen Sprache,
 „welche man in den Presidios lernt und die Niemand versteht
 „— so ist der Presidiario ein gefährlicher Bundesgenosse, ein
 „furchtbarer und unversöhnlicher Feind, ein Zänker in seinem
 „Dorfe, ein ausgelernter Räuber und ein theures Werkzeug
 „für den, der sich für ein gutes Geld seiner zu geheimer Rache

„an einem Feinde bedient. Befand sich ein Freund oder ein „Jünger eines solchen Mörders im Anklageproceß und wurden „an die betreffenden Gemeinden die obrigkeitlichen Anzeigen „gesandt, so erschien der *Majo**) im selben Augenblicke im „Schatten der Nacht bei den angegebenen Zeugen, blickte mit „drohendem Auge den entsetzten Spießbürger an, zeigte ihm „sein Messer und sein Gruß war hinreichend, eine jener Dro- „hungen auszudrücken, auf welche nichts zu antworten und an „deren Wahrmachung kein Zweifel zulässig ist, und verschwand „dann in der Luft der Nacht. Die Zeugen wissen nichts Ge- „wisses; sie haben nichts auszusagen.“

So schildert Boir jene Menschenrasse, die der Spanier bald *ladron*, bald *bandolero*, bald *salteador*, bald auch *bandido* nennt, und vor welchen die deutschen Reiselustigen sich so sehr fürchten. Aber Dank sei es der *guardia civil* und den catalonischen *mozos de la escuadra*, sie sind jetzt sehr selten geworden. Dennoch finden es die Postgesellschaften noch für gerathen, unter den *condiciones*, mit denen die Rückseite der Fahrbillets bedruckt zu sein pflegt, in dem Paragraphen, der von den Erfasssummen für verlorene Reise-Effekten spricht, den Verlust „*por robo à mano armada*“ (durch Raub mit bewaffneter Hand) als Ausnahme des Erfasses hervorzuheben. Man erschrickt ein wenig, wenn man in der Kutsche den Zettel liest

*) Hier nennt Boir den Räuber einmal *Majo* (sprich *Macho*), womit man aber auch und gewöhnlicher jene gepuzten Volks-Stuger bezeichnet, welche sich namentlich häufig in Andalusien finden. Die meisten *Bandoleros* (Räuber) mögen auch *Majos* sein, aber nicht umgekehrt.

und neben den entzückenden Aussichten, von denen man bereits träumt, sich diese bedenkliche Aussicht öffnen sieht.

Es klingt nicht weniger erschreckend, wenn Boir in dem Capitel über den Sittlichkeitszustand der Provinz Valencia als die am häufigsten vorkommenden Verbrechen fast alle Verbrechen am Leben und Eigenthum Anderer nennt: Führung verbotener Waffen, *) Schmutzgelei, thätliche Mißhandlungen, Mord, Verwundung, Raub und Diebstahl.

Dennoch bin ich der Meinung, daß der Sittlichkeitszustand der Valencianer von Natur nicht tiefer steht, als der deutsche, denn er ist so, wie er als Ergebniß äußerer und innerer Einflüsse sein muß. Es ist eins der interessantesten Capitel in dem mit so viel Fleiß und Umsicht verfaßten Buche von Boir, welches von den Bedingungen handelt, unter denen der Charakter der Valencianer — worunter ich hier weniger die Einwohner der Stadt als vielmehr der ganzen Provinz Valencia verstehe — sich gebildet hat.

Ich muß mich darauf beschränken, diese Bedingungen nur namentlich aufzuführen und nur einige wenige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Boir folgt dabei der vortrefflichen Arbeit von Don Eusebio Escobeda.

Mit Recht wird auf die nationale Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Bevölkerung Valencias ein sehr großes Gewicht gelegt. Vielleicht haben sich nirgends in ganz Spanien so viele maurische Nachklänge erhalten, wie gerade in

*) Dazu gehören seit dem Attentat des Merino auch unsere deutschen Rickfänger, d. h. Messer, welche beim Oeffnen in eine Feder einspringen und nur nach Aufhebung derselben wieder eingeschlagen werden können.

dieser schönen Provinz. Sie sprechen sich nicht nur in der Kleidung und den unzähligen noch ganz unverändert maurischen Namen der Ortschaften, Kanäle, Ländereien und Familien aus, sondern ganze Gemeinden tragen noch ganz einen maurischen Charakter. Dies ist ohne Zweifel der Grund davon, daß viele benachbarte Gemeinden einander in unversöhnlicher Abneigung meiden. Es bezieht sich das auf die 72,209 *) Seelen zählende Vega von Valencia, welche von 8 Hauptkanälen bewässert wird. Boir sagt, daß die Einwohner mancher Gemeinden lieber einen weiten Umweg nehmen, als auf kürzerem Wege das Gebiet ihrer Nachbargemeinde betreten, so daß es scheine, als seien beide durch ein hohes Gebirge oder einen breiten Fluß getrennt. Beispielsweise ist das der Fall mit den Gemeinden Gestalgar, Cheste, Aldaya, Abemuz, Beniopa, deren Bevölkerung, wie schon ihr Name zum Theil andeutet, ursprünglich eine rein arabische war, mitten unter rein christlichen Gemeinden.

Der Valencianer ist „eben so behend mit der Zunge, wie „mit der Hand, von einer glühenden Einbildungskraft, von „ausgezeichnetem Auffassungsvermögen und unglaublich mißtrauisch; daher geräth er beim Wortwechsel sehr leicht in „Zähzorn; hat er aber in solchen Augenblicken kein Werkzeug „oder verborgene Waffen zur Hand, so ist die Zeit leicht im „Stande, das aufgeregte Blut wieder zu beruhigen. In diesem „Lande sind diejenigen vorbedachten und berechneten Verbrechen „sehr selten, welche sich lange Zeit forttragen. Zwei gehen

*) Dabei sind die 63,975 Einwohner der Stadt Valencia nicht mitgerechnet.

„einander entweder im ersten Umlauf des Jornes zu Leibe,
„oder sind sehr bald wieder gute Freunde.“

Wird auf der einen Seite das im Jähzorn begangene Verbrechen durch das so häufige Tragen verborgener Waffen begünstigt, so fehlt es leider auf der andern an der Erziehung, um jenen zu zügeln und dadurch diese zu vermindern. Nach dem eigenen Geständniß des Valencianers Boir sind nur fünf Procent der Bevölkerung im Besitz der ersten Anfänge von Wissen und Bildung, unter denen er nicht einmal das Schreiben aufführt.

Wahre Pflanzschulen der Bandoleros waren die so lange andauernden Bürgerkriege, deren Spuren nicht bloß in dem Sittlichkeitszustande des Volkes, sondern gar oft noch ganz unverwischt an Häusern und selbst Kirchen sich zeigen, und welche von dem heißen Blute Spaniens mit oft beispielloser Grausamkeit geführt worden sind; „von deren Greuelthaten „man in Gegenwart der Kinder mit derselben Offenheit sich „unterhält, als seien es die Heldenthaten des Eid oder des „Gran Capitan!“

Unter den Ursachen des Verfalles der Sittlichkeit wird mit eben so viel Freimüthigkeit als Recht die übergroße Anzahl der kirchlichen Festtage genannt. Es gehen damit eine Menge Arbeitstage und ein großer Theil des Arbeitserzeugnisses für die Nation verloren und, was hier besonders in Betracht kommt, es hat dies einen großen Ausfall im Tagelohn der arbeitenden Classe zur Folge. „Zahlreiche Festtage vermehren die Versuchung des Volkes.“

Daß das valencianische Klima nachtheilig auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung einwirken müsse, versteht sich

für denjenigen ganz von selbst, der den alten Irrthum abgethan hat, daß der Mensch die Einflüsse der Außenwelt bestiegen könne, ja bestiegen müsse. ^{die Wahl der Ueberzeugung} Wem daheim die Ueberzeugung ^{daß} von, daß dies ein Irrthum ist, noch nicht kam, der ^{gehe} gehe, aber nicht bloß zum Vergnügen und um von aller Arbeit zu feiern, eine längere Zeit nach dem Süden. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich in Murcia, Valencia und Burriana alle meine Thatkraft und allen meinen wissenschaftlichen Eifer aufbieten mußte, um wegen der großen Hitze meine Arbeiten nicht zu vernachlässigen. Der scharfsichtige Beobachter, dem ich hier nacherzähle, versichert, daß sich mit dem Eintreten jener heißen Tage „die Mordthaten, Beschimpfungen (malos tratamientos de palabras), plötzliche Selbstmorde und geistige „Störungen häufen.“ ^{immer für den Moment ist abgeklungen!}

Als Krebschaden nagt am Staatskörper Spaniens das Schmugglerwesen. Es ist eine Pflanzschule für kühne, zu jedem Verbrechen bereite Abenteuerer. Uebertriebene Schutzzölle und vollständige Prohibitivzölle und die 710 Leguas Landesgrenze, die als See- und Gebirgsgrenze durchaus dem Schmuggel günstig ist (die portugiesische Grenze kommt natürlich nicht in Betracht), machen das üppige Gedeihen dieser verderblichen Schlingpflanze vollkommen begreiflich. Der jedem kühnen Beginnen mit Begeisterung huldigende Nationalcharakter des spanischen Volkes läßt die zu jedem Kampfe auf Leben und Tod jeden Augenblick bereiten contrabandistas noch viel mehr, als die bandoleros als Helden erscheinen, und es ist vielleicht nicht übertrieben, wenn man sagt, ganz Spanien ist für se Fehler; ihr Bundesgenosse ist die Bestechlichkeit der Zollbeamten, die in der ganzen Welt in geradem Verhältnisse mit der

Höhe des Prohibitivsystems zu stehen scheint. Colmenar, wo ich zweimal übernachtete, ist eines der Hauptnester der Schmuggler. In Valencia erzählte man mir, daß lange Jahre — der Leichenwagen das Mittel gewesen war, vom Begräbnisplatze als Rückfracht verbotene Waaren einzuschwärzen. Als frappantes Curiosum theile ich noch mit, daß 1845 in Barcelona ein Spengler ein fast 200 Ellen langes unterirdisches Bleirohr legte, wobei er die dicke Stadtmauer durchbrechen mußte, um — Weingeist darin in die Stadt fließen zu lassen.

„Falsche Aussagen der Zeugen, die Unerfahrenheit der Alcalden kleiner Ortschaften und deren unmittelbaren Agenten, die Knickerei und die geringe Autorität der Untersuchungsrichter und die Furcht vor der Rache der Angeschuldigten tragen auch das Ihrige zu der Vermehrung der Verbrechen bei.“

Dies ungefähr sind die Veranlassungen, aus denen Boir den Sittlichkeitszustand der Valencianer herleitet, der so ziemlich der gleiche bei dem größten Theile der Bevölkerung Südspaniens sein dürfte.

Ich muß mich hier vor der Beschuldigung sichern, daß ich im ersten Theile meiner Reiseerinnerungen die unteren Classen des spanischen Volkes zu günstig beurtheilt habe; wenn man mit dem dort Gesagten das eben Mitgetheilte vergleicht. Nichtsdestoweniger bleibe ich bei meinem Urtheile stehen; denn es betrifft die Regel und nicht die Ausnahmen. Daß diese zahlreicher als in Deutschland sind, fällt mehr den spanischen Verhältnissen und Einrichtungen, namentlich so weit sie von der Regierung abhängen, zur Last, welche letztere Nichts oder

nur sehr wenig thut, um den mächtigen Einflüssen der Natur einen vorbauenden Damm durch Hebung der Volksbildung entgegenzusetzen. Die Richtigkeit meines Urtheils werden wir bald bestätigen sehen durch die glänzenden Erfolge des Montefinos, dessen Verdienst um sein Volk in um so hellerem Lichte strahlt, je tiefer die Armen gefallen zu sein schienen, die er gebessert der Gesellschaft zurückgegeben hat.

Es war ein nicht geringer Grund, die Reformpläne des Montefinos zu erschweren und an deren Ausführbarkeit zu zweifeln, daß sie gerade in die Zeit der Parteiungen fiel, welche so viele Jahre lang das unglückliche Spanien zerfleischten. Dennoch ging er mit dem Vertrauen des ersten redlichen Willens und des klaren Erfassens an die Ausführung seines großen Werkes.

„Mehr als militärische Gewalt bewältigte jene Unglücklichen der erhabene Genius des neuen Commandanten. Es ist gewiß, daß sein marzialischer Anstand, seine hohe Gestalt und das Gemisch von Strenge, Freundlichkeit und Hoheit in seinen Mienen jene Menschen bändigen mußte, welche bis dahin mehr durch die rücksichtslose Härte der Züchtigungen, als durch moralischen Einfluß im Zaume gehalten worden waren; aber es ist Thatsache, daß die Macht seines Willens und die Zähigkeit seines Charakters die Gefangenen nach sehr kurzer Zeit beherrschte. Ganz allein in ihrer Mitte, aber immer thätig und unermülich, unternahm er die Ausbesserung des Gebäudes (des von der Revolution zerstörten Augustinerklosters), indem er bei der Befestigung und Verschönerung desselben diejenigen verwendete, welche sich damit ihr eigenes Gefängniß bauten. Verblüfft durch den Anblick der Hoheit

„ihres neuen Commandanten gehorchten diese Menschen wie
 „gelehrige Kinder ihrem Vater; ihre Augen schlugen sich wider
 „ihren Willen nieder vor der ruhigen Energie ihres Comman-
 „danten, welcher nicht eine einzige Züchtigung, nicht eine ein-
 „zige Drohung anzuwenden brauchte, um sie in ihrer Arbeit
 „anzufeuern; und machte so den Anfang in der Gründung
 „seiner neuen Zucht.“

Mitten in diesen Arbeiten ertönte in der unmittelbaren Nähe Valencia's das Geschrei des Bürgerkrieges und der Ruf der Parteigänger reizte die Landleute zur Theilnahme auf. Der verwegenste und glücklichste derselben, Cabrera, befand sich in der Nähe der Cabrillas, wo Montesinos gerade 400 Sträflinge an einem Straßenbau beschäftigt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß Cabrera die Lust verspüren mußte, sich derselben zur Verstärkung seiner Bande zu bemächtigen. Um dies zu verhindern, begab sich Montesinos ganz allein nach den Cabrillas, da die Hauptstadt kein Bataillon Soldaten zu ihrer Eskortirung entbehren konnte. Eines Abends trat er mitten unter die Sträflinge, von denen bereits achtzehn und ein Aufseher zu Cabrera übergegangen waren. Allein und ohne einen Schutz, als sein Vertrauen auf das bei ihnen bereits erlangte Ansehen, führte er die 381 Männer, größtentheils wegen schwerer Verbrechen verurtheilt, auf gebirgigen Umwegen, um nicht Cabrera in die Hände zu fallen, nach der Stadt zurück und „Valencia sah mit Erstaunen diese Leute sich willig in ihr „Gefängniß wieder einschließen lassen, deren Freiheit das Land „mit Entsetzen erfüllt haben würde.“ Acht Tage waren seitdem verfloßen, da standen eines Morgens, als das Presidio geöffnet wurde, von jenen Neunzehn vor der Pforte,

Gingang erbittend, Bierzehn, zerlumpt und mit Staub bedeckt und mit verrosteten Gewehren, „ähnlich jenen Banditengruppen, welche Salvador Rosa so schön malt.“ Sie hatten sich bei einer günstigen Gelegenheit aus den Reihen Cabrera's geflüchtet und waren Tag und Nacht auf unwegsamen Pfaden gegangen, um — in ihrem Gefängniß unter einer strengen und unbeugsamen Zucht ihre Strafe abzubüßen. Nach weiteren vier Tagen stellten sich noch drei und zuletzt auch noch der letzte Abgefallene, der Cabo (Aufseher) ein, ein Greis mit grauen Haaren.

Wer von meinen Lesern und Leserinnen beugt sich hier nicht vor der moralischen Gewalt des bewunderungswürdigen Don Manuel Montesinos? Aber wem auch kommt nicht der naheliegende Gedanke, daß jene Macht diese Leute eben zu stumpfsinnigen, willenlosen Creaturen gemacht habe?

Und dennoch ist dieser Gedanke ein Irrthum. Daß er dies sei, dies wird man aus der nachfolgenden Beschreibung des Verfahrens des edeln Montesinos und aus den Resultaten seiner nun achtzehnjährigen Wirksamkeit wahrnehmen müssen.

„Es wäre zu wünschen gewesen,“ fügt Boir zu dieser Erzählung sehr richtig hinzu, „daß das Gouvernement diese Leute begnadigt hatte, denn es giebt Handlungen, die „bis zu dem Verbrechen herab belohnt werden müssen, weil ihre sittliche Bedeutung unberechenbar ist. Ein „Gouvernement, welches sie nicht belohnt, beweist, daß ihm „Züchtigung nur Mittel und Vergnügen sei.“

Das große Gebäude des Presidio steht auf einem freien Platze der Stadt und „kein einziger Soldat, kein Ueberfluß „von bewaffneten Wachen, keine schweren Kiegel wehren den

„Eintritt in dasselbe.“ In einem Vorhofe hält sich bloß ein alter grauköpfiger Sergeant, der den Säbel mehr als Ehrenzeichen denn als Waffe trägt, auf, und als sein Gehülfe ein Cabo (Aufseher), der aber selbst ein Sträfling ist. Durch das Gitterthor sieht man die freundliche Helle des Innern und die poetischen Laubkronen alter Orangenbäume. Vom Augenblick des Eintrittes, der leicht gewährt wird, entblößt sich grüßend jedes Haupt und der Besucher hört nichts als das Geräusch von Werkzeugen und den Gesang der Vögel. Das Innere trägt ganz das erhabene schöne Ansehen eines Klosters unter dem milden spanischen Himmel und umschließt anstatt eines Hofes einen freundlichen Garten. Im Mittelpunkte des umfanglichen Gebäudes befindet sich die sehr einfache Wohnung des Montefinos mit der Aussicht auf den Garten desselben, belebt von einer Menge gezähmter einheimischer und ausländischer Vögel und vierfüßiger Thiere. *)

Boix schließt hier eine ausführliche Beschreibung der Vertheilung der verschiedenen Werkstätten an, die ich namentlich mit Angabe der Zahl der darin arbeitenden Sträflinge aufzählen will. Eine Zimmermannswerkstatt mit 17 fortlaufenden Bänken und 46 Arbeitern mit einem Meister und einem Cabo. Eine Guitarrenfabrik mit 6 Arbeitern. Von ihr aus öffnet sich eine Reihe von Gemächern, die für mancherlei Geschäfte

*) Für Liebhaber setze ich die spanischen Benennungen derselben hierher: canarias Canarienvögel, mirlos Amseln, turdos Drosseln, ruiseñores Nachtigallen, jilgueros Distelfinken, perdices Rebhühner, quacamayos Araß, pericos kleine Papageien, lechuzas Käuzchen, ardillas Eichhörnchen, titis eine Art kleiner Affen, aguilas de rapina Steinadler, faisanos plateados y dorados Gold- und Silberfasanen, faisanes con cuernos gehörnte Fasanen, vielleicht der Kamichi.

dienen, durch Holzgitter von einander abgetrennt, jedes von einem Cabo beaufsichtigt, der aber ebenfalls ein Sträfling ist, und welche als die einzigen Wächter der Anstalt erscheinen.

„Der allgemeine Anblick dieser Gemächer athmet keine „andere Annehmlichkeit, als welche von selbst das arbeitsame „Leben ihrer Bewohner und das Geräusch der Werkzeuge dar- „bietet; denn die erhabene Ruhe, die achtungsvolle Haltung, „der gesenkte Blick, das entblößte Haupt der Sträflinge, welche „sich schweigend vor dem Schritte des Fremden erheben, er- „füllen die Seele mit einem Eindruck der Achtung vor dem „Unglück, des Mitleids mit dem Verbrechen, des Gehorsams „gegen das Gesetz, des Abscheues vor dem Laster.

„Kein verletzender Blick, kein höhnisches Lächeln, nicht „einmal ein leises Wort entschlüpft den Besuchern der Anstalt, „seien es Personen der höchsten Stände, seien es Fremde an „Sprache und Tracht, seien es zarte, schöne Frauen oder „seien es Leute von gemeinem und ärmlichem Aeußeren. Aller „bemächtigt sich mit dem gleichen Respekt das Gefühl: diejeni- „gen, welche sich der Freiheit erfreuen, sind von den Gefan- „genen geehrt, welche nur sehen, arbeiten und schweigen.“

„Ein wohlthuendes Schauspiel bilden die kleinen 4- bis „5jährigen Kinder der Sträflinge, die in der Anstalt erzogen „werden und „deren Küsse der Vater vor dem Schlafengehen „genießen darf.“ Aus ihnen macht die Menschenliebe des Sr. „Montesinos ehrensfeste Bürger, während er ihre Väter bessert.“

Neben der Zimmermannswerkstatt befindet sich eine Holz- und Metaldreherei mit 1 Meister und 12 Arbeitern; Werkstätten für Stuhlmacher und für Gewebe zu Matratzen mit je 1 Meister und 6 Arbeitern. Es folgen theils hier, theils in

anderen Theilen des Gebäudes: eine Schuhmacherei mit 1 Meister und 57 Arbeitern; eine Werkstatt für Bürsten und pelotas (Fangbälle, mit denen in Spanien nicht bloß die Kinder spielen) mit 1 Meister und 12 Arbeitern; für Waagen und Gewichte aller Art und Espartoseile mit 1 Meister und 32 Arbeitern; für Fächer, ein Hauptartikel der valencianischen Industrie, mit 1 Meister und 12 Arbeitern; für Riemenwaaren mit 1 Meister und 18 Arbeitern; für Sattlerarbeit mit 1 Meister und 8 Arbeitern; für Sandalen mit 1 Meister und 46 Arbeitern; für Leistenschneiderei mit 1 Meister und 6 Arbeitern; für Koffer mit 1 Meister und 15 Arbeitern; für Sommerzeuge mit 12 Arbeitern; für Lein- und Baumwollenspinnerei mit 7 Arbeitern; für Korbmacherwaaren mit 17 Arbeitern, welche auch schon früher, obgleich viel ordinärer, von den Sträflingen gefertigt wurden; eine Espartoflechtere mit 1 Meister und 88 Arbeitern; eine Schneiderei mit 1 Meister und 21 Arbeitern; eine Fabrik von Silberarbeiten mit 8 Arbeitern; eine Waffenschmiede und Schlosserei mit 1 Meister und 22 Arbeitern; eine Weberei, wo bloß die sogenannten mantas morellanas (wollene Decken) gewoben werden, mit 43 Arbeitern; 28 große und 3 kleinere Spinnstühle mit 12 Paar Wollfrämpeln; 40 Spinnstühle für Hanf mit 1 Meister und 18 Arbeitern; 84 Webstühle für Leinen und 36 Spinnstühle mit 1 Meister und 78 Arbeitern; eine Buchbinderei mit 1 Meister und 3 Arbeitern; 1 Fabrik seidener Strümpfe und Mützen mit 1 Meister und 2 Arbeitern; eine Posamentierwerkstatt mit 1 Meister und 2 Arbeitern; 18 größere Werkstätten für Fabrikation von Bessel, Sammt, Damast und andere reiche Stoffe mit 1 Meister und 37 Arbeitern; Weberbäume für die Seiden-

weberei mit 1 Meister und 19 Arbeitern; eine Hutmacherei mit 1 Meister und 27 Arbeitern; zwei geräumige Schmieden; eine Böttgerei und Wagenbauerei mit 1 Meister und 7 Arbeitern; eine Bergolderei für Luxusgegenstände mit 1 Meister und 3 Arbeitern; Werkstätten für Meubelmaler und zum Hanshedeln; eine Chocoladefabrik; eine Bäckerei, jedoch bloß für den Bedarf der Anstalt; eine Färberei mit 7 Arbeitern; eine Buchdruckerei mit 38 Schriftkasten, 2 Druck- und 1 Satinirpresse. In dieser Druckerei ist das Buch von Boir gedruckt, und zwar eben so sauber als korrekt. Sie ist gegründet von D. Manuel Lasala, „den die politischen Bewegungen unglücklicherweise „in das Presidio gebracht haben.“

Viele von diesen verschiedenen Werkstätten sind in mehrfacher Zahl vorhanden, auf welche ich in meiner Aufzählung keine Rücksicht genommen habe. Es versteht sich von selbst, daß für dieselben große Magazine zum Aufbewahren der fertigen Arbeiten vorhanden sind. Ein großer Theil des Erlöses aus diesen Artikeln wird beim Austritt aus dem Presidio den Leuten ausgehändigt, stets ausreichend, um den Grund zu einem ehrenhaften Erwerb zu legen.

Von der Schule, der Bibliothek, der Küche, den Schlafsälen, den Speisesälen, den Krankenzimmern, der Barbierstube, der Apotheke, den Kleidermagazinen für 3000 vollständige Bekleidungen, halb für die kältere, halb für die warme Jahreszeit, brauche ich nichts weiter zu sagen; denn die flüchtige Aufzählung dieser zahlreichen Werkstätten lehrt allein schon, daß das Presidio von Valencia eine philanthropische Musteranstalt ist und in jenen zunächstliegenden Dingen nur Vorzügliches leisten kann. Aber ich kann nicht unterlassen, die Be-

merkungen zu übersezen, mit denen Voix seine Beschreibung der Räumlichkeiten der Anstalt schließt.

„Der Anblick des Gebäudes ist nicht nur nicht erschreckend, sondern vielmehr ein freundlicher, durch seinen hellen reinen Anstrich und seine zahlreichen Fenster mit nur dünnen Eisengittern *) verschlossen, von geringer Stärke und keinem Widerstande. Man sieht auf seinen Mauern nicht den Schatten des Jammers abgedrückt, der sich über die geschwärzten Mauern der Bagnos von Brest und Toulon ausbreitet, gleichsam um die stumme Dual ihrer unglücklichen Bewohner zu verkündigen. Hier ist kein tiefer Festungsgraben, geschützt durch ein hohes Eisengitter und bewacht von riesigen Kötern, wie in den Gefängnissen Nordamerikas; man hört bei Nacht im Umkreise des Gebäudes weder den Schritt von Schildwachen noch den eintönigen und traurigen Gesang von Wächtern, noch braucht man sich bei dem nie erschwerten Besuche der Anstalt um die Gunst eines rohen Aufsehers oder eines scrupulösen Wachtoffiziers zu bewerben. Die ganze zur Bewachung aufgestellte Macht sind ein alter Sergeant und zwei Cabos, welche letzteren ebenfalls Sträflinge und an den zwei Eingängen aufgestellt sind. Reue, Fügsamkeit und Ehrgefühl führt zur Gewalt über die Sträflinge und diese prägt sich aus in einer unsichtbar scheinenden Wachsamkeit, welche ermahnt, tadelt, aber niemals züchtigt, weil nie ein Ungehorsam stattfindet. Ein gewaltiger Geist beschützt die Ordnung wie durch

*) Die in Spanien gar nicht auffallen, da ich an vielen eleganten Privathäusern, z. B. dem meines Freundes Guirao, alle Fenster vergittert gefunden habe.

„eine geheime Stimme, welche jedem Ohre sagt: „arbeite und
 „schweige;*) du wirst mit Ehren in die Gesellschaft zurück-
 „kehren, wenn du in ihren Schooß einst einige Tugenden mehr
 „mitbringen wirst; Religiosität und Arbeitsamkeit werden dich
 „Gottes und der Menschen wieder würdig machen.“ In den
 „unglücklichen Tagen der letzten Revolution haben wir das
 „Presidio von einem Angriff bedroht gesehen. Sr. Montefinos
 „stellte dem Strome nicht etwa die achtungsgebietende Zahl
 „eines starken und disciplinirten Bataillons entgegen; im
 „Gegentheile einige wenige Sträflinge, tüchtig bewaffnet und
 „entschlossen, ihr armes Gefängniß (pobre carcel) zu ver-
 „theidigen, wie nur ein Spartaner seinen Schild vertheidigt,
 „ein Araber sein Pferd, ein Indier das Grab seiner Väter.
 „Der Lärm der Waffen, die Menge der todtbringenden Werk-
 „zeuge, welche in der Zeit der Bedrängniß so viele Sträflinge
 „in der Hand hatten, die viva's draußen, das Triumphiren
 „gewisser Grundsätze und die Idee der Freiheit — waren nicht
 „im Stande auch nur einen Augenblick die Ordnung im In-
 „nern zu stören. Montefinos, sicher unter so vielen Verbre-
 „chern, wie ein erfahrener Seemann im Schooße seiner Mann-
 „schaft im Anblicke eines jener gewaltigen Stürme des Oceans,
 „sah eine Revolution nach der andern vorübergehen, ohne
 „seine Zucht zu mildern, ohne die Ordnung zu entehren und
 „ohne dadurch an Respekt und Liebe zu verlieren, zu welchen
 „sich diese Unglücklichen bekennen.“

In hohem Grade treffend und richtig ist das, was Boir

*) Wir werden gleich sehen, daß dies nicht in unmenschlicher Buch-
 stäblichkeit zu nehmen ist.

über die Art der Aufnahme eines Sträflings in die Anstalt erzählt. Jeder wird einzeln vor Montefinos geführt. Den Ankommenden empfängt „keine moralische Vorlesung, keine „extemporirte Strafpredigt, keine Drohung, nicht einmal eine „Erinnerung an die Vergangenheit.“ Gleich im ersten Zusammentreffen gewinnt Montefinos eine Gewalt über den Sträfling, „der aus dem Jammer und der Noth des Gefängnisses irgend eines Untersuchungsgerichtes oder einer „kleinen Stadt kommt, durch eine ruhige Unterredung über „den Bildungs- und Kenntnißstand des Ankömmlings, bestehend in kurzen und möglichst klaren und bestimmten Sätzen.“ Boix fügt hinzu, daß nur bei Einem dies Mittel nicht ausgereicht habe, und er genöthigt gewesen sei, seine Autorität und Gewalt hervorzukehren.

Ich kann nicht umhin, folgende kleine Angelegenheit wieder zu erzählen.

„Peter N. war zur Verbüßung seiner Strafe in das Presidio abgeführt und stand vor Montefinos, heiter, fast unempfindlich und ohne die mindeste Unruhe zu verrathen. Nach Erledigung der ersten Fragen bemerkte Montefinos an ihm einige Nüchternheit. Es entspann sich folgendes Gespräch:

„Welches Handwerk verstehen Sie?“*)

„Keines.“

„Können Sie lesen?“

„Nein, Señor.“

„Haben Sie Familie?“

*) Die Anrede geschieht also nicht mit „Du“ oder „Er“ oder mit „No. X“!

Bei dieser Erinnerung schlugen sich die Augen des Verurtheilten zu Boden, aber ohne eine sichtbare Bewegung zu zeigen, antwortete er:

„Ja, Señor, aber ich habe mein Weib verloren.“

„Haben Sie Kinder?“

„O! ja, Señor.“

und bei diesen Worten brachen seine Thränen hervor, die er bisher aus Respekt vor dem Commandanten und mit einem Rest von ihm nöthig scheinender Selbstbeherrschung zurückgehalten hatte. Pedro weinte heftig.

„Diese Thränen“, unterbrach ihn Montesinos, sich bemühend, ruhig zu bleiben, „hätten Sie vergießen sollen, ehe Sie hierher kamen, bevor Sie Anlaß gaben, die gerechte Strenge des Gesetzes zu fühlen.“

„Es ist war, Señor; doch hatte ich auf Freisprechung gehofft. Gott hat es so gefügt! Ich weine aber nicht über meine Verurtheilung.“

„Was ist dann die Ursache Ihrer Thränen?“

„Es ist, weil ich einen Sohn habe, der kaum erst ein Jahr alt ist. Seine Mutter starb, man brachte mir ihn in meinen Kerker, wo er reden lernte; er ist viele Monate bei mir gewesen; er hat Hunger und Elend gelitten. Mein elendes Lager war das seinige; meine Arme waren seine Wiege; er war mein Genosse im Unglück.“

„Wo haben Sie den Kleinen gelassen?“

„Nackt und hungernd hat ihn an der Pforte des Presidio ein armer Freund zu sich genommen, der selbst nichts hat, und ihn einmal verhungern lassen wird. Ich bin ein

„Armer, Señor, und wie ich nichts habe, seinen Unterhalt zu bezahlen, so habe ich auch keine Eltern, keine Freunde; darum überwältigte mich das Gefühl der Trennung von ihm. Ich möchte ihn gern bei mir haben. Armes Wesen!“

„Diese Erzählung rührte Montefinos zu Thränen, die er kaum zurückhalten konnte und hingerissen von seinem Mitgefühl befahl er, das Kind zu bringen, welches im Arme des Bettlers schlief, entblößt und auf's äußerste abgezehrt.“

Das Kind blieb bei dem Vater, beiden zum Vortheil.

Von dem Direktor der Anstalt wird der Eingetretene in eine geräumige und saubere Barbierstube geführt, wo er rasirt und sein Haar verschnitten wird; dann wird er eingekleidet. Es ist unausbleiblich, daß es auf den so seines wilden, stolzen Ansehens Entkleideten einen mächtigen Eindruck machen muß, wenn er dann unter die schweigende Menge von mehr als 1000 arbeitenden Genossen tritt, von denen sich keiner um ihn kümmert. Dann führt man ihn an sein Lager, in einer der 11 Abtheilungen, in welche die Schlaffäle getheilt sind. Einen Tag bleibt er so ohne Arbeit, aber ohne sprechen zu dürfen. Er sieht sich umringt von zahlreichen Schicksalsgenossen, unter denen er erstaunt manchen Freund, manchen ehemaligen Genossen findet, den er schon gestorben glaubte. Dann kommt er einige Zeit in die nummerlose brigada de depósito, welche für die Reinigung und Ordnung der Anstalt zu sorgen hat. Er trägt so lange eine Kette oder eine Eisenstange je nach seinem Strafmaße. So erwacht in ihm das Bedürfnis, das minder unglückliche Loos der Anderen zu theilen, welche ein Handwerk lernen, arbeiten und verdienen. Er

kommt endlich in eine numerirte Brigade, deren Glieder bereits Reue und gute Aufführung zeigten. Es erwacht in ihm wieder die Hoffnung der ersten Nacht, aus diesem nur wenig befestigten Gefängnisse zu entfliehen. Aber sie verschwindet, Dank der unveränderlichen Disciplin der Anstalt, bald wieder; denn Niemand mag ihm beistehen, „da Niemand dem Commandanten diesen Kummer bereiten will!“

Leider muß ich mir versagen, die von Voir abgedruckte Hausordnung in meine Reiseerinnerungen aufzunehmen. Sie athmet neben unerbittlicher militärischer Strenge die sorgsamste Rücksicht für das leibliche und sittliche Wohl der Sträflinge. Ich hebe daraus nur hervor, daß von dem nach dem Abendessen stattfindenden gemeinsamen Gebet bis zum Schlafengehen den Sträflingen die Unterhaltung mit einander erlaubt ist.

Gegenüber anderen Anstalten, namentlich wo „Zwangsarbeit“ (trabajo de fuerza) herrscht, darf Voir einen Presidiario des Montefinos wohl einen „honrado“, einen „ehrenhaften“ nennen und hinzufügen: dort ist er dies und gestittet „aus Zwang“ hier „aus Tugend.“ „Welches Unterpfand „hat man für seine Besserung, wenn er sich nie in einer Lage „befunden hat, die ihn zum Rückfall versuchen, ja zwingen „konnte?“

„La penitenciaría solo recibe el hombre, el delito queda à la puerta“ d. h. das Gefängniß empfängt bloß den Menschen, das Verbrechen bleibt vor der Thür. In diesem goldnen Wort, in welchem „Mensch“ eine würdige Bedeutung hat, liegt die göttliche Kunst des Montefinos. Es

schließt von selbst das scheusliche Gift der Rache aus, von welchem so viele Gefangenhäuser durchdrungen sind.

„Nachdem die Disciplin vollständig eingerichtet war; als es Niemand mehr wagte, das unveränderliche Regiment der Anstalt zu täuschen und Jeder sich als unter Einer Aufsicht stehend betrachtete, welche unsichtbar scheinend, sich doch nicht die kleinste Uebertretung des Systems entgehen ließ — war die Spionage durchaus unnützlich, ja sagen wir lieber schädlich. Die Aufseher (cabo) communiciren mit dem Oberaufseher (capataz), dieser mit dem Inspektor (gese) und dieser mit dem Director (comandante) über jede von ihnen bemerkte Uebertretung der Ordnung; „aber das geschieht nicht „mit großem Aufheben, mit dem Geiste der Rache, sondern „aus Liebe zur Ordnung, weil es so geboten ist. Das könnte „unglaublich scheinen. Aber wir berufen uns (Voix) auf das „Bewußtsein derer, die wie wir dieses System studirt haben. „Ohne Aufmunterungen, ohne öffentliche Reden, ohne Züchtigungen hat es Montefinos dahin gebracht, daß Jeder die „Heiligkeit seiner Obliegenheiten begreift, bis zu einem solchen „Grade, daß ein Sträfling, der gegen die Ordnung gefehlt „hat, es dem Cabo selbst als einen Vorwurf in's Gesicht „schleudern würde, wenn er ihn nicht anzeigte.“

Durch die unfehlbarste Beachtung auch der geringfügigsten, vom Uebertreter vielleicht selbst kaum bemerkten Uebertretungen der Ordnung erreicht es Montefinos, daß die Sträflinge dann um so weniger sich größere Uebertretungen zu Schulden kommen lassen.

Diese Einheit und Unausgesetztheit des Regiments im Innern der Anstalt konnte Montefinos nur dadurch erzielen,

daß er von Morgens früh noch vor der Reveille bis nach dem Niederlegen der Sträflinge immer und überall gegenwärtig ist. Alle Befehle gehen nur von ihm selbst aus. Dabei sind ihm zwei Regeln von dem heilsamsten Erfolg: er macht in der Behandlung der Sträflinge nicht den mindesten Unterschied, vermeidet also jede Bevorzugung, und er tabelt nie öffentlich. Um Ersteres zu können, hat er jene große Mannfaltigkeit von Beschäftigungen geschaffen, wodurch eben das Presidio zu einem Arbeitsbazar wird. Der zartere Körper eines vielleicht bloß durch Leichtsinn nach und nach in die Hände der Justiz getriebenen Sohnes einer vornehmen Familie ist eben bloß durch die, seinen geringeren Kräften und größeren geistigen Fähigkeiten angepasste, Beschäftigung von dem Straßenräuber unterschieden. Das Verbot mit einander zu sprechen, läßt die Sträflinge einander gleich, d. h. eben nur als fleißige Arbeiter erscheinen. Keiner kennt die Schuld des Anderen. Nur die Verworfensten werden als zu fürchtender Ansteckungsstoff abge sondert, und ihnen eine besondere Sorgsamkeit in der sittlichen Behandlung gewidmet. Eben so sind die juvenes, Jünglinge, von den älteren Verbrechern abge sondert.

Daß Montesinos nie öffentlich tabelt, sondern den Schul digen immer allein „mit sanften, kurzen und eindringlichen „Worten ermahnt, fern von solchen Ausdrücken, welche das „Selbstgefühl beleidigen, das Bewußtsein verletzen und den „Haß erregen, und niemals droht“: das — würde freilich manchem seiner Herren Collegen eine zu harte Probe ihres Directorialzornes dünken. Für Montesinos ist es eine Pflicht, die ihm seine Menschenliebe auferlegt, und ein unentbehrliches Besserungsmittel.

Deshalb kommen auch bemerkenswerthe Vergehen inner-
 halb der Anstalt äußerst selten vor. Boir sagt: „Nur ein-
 „mal fand ein Diebstahl, von einer Unze (22 Thlr.), im Pre-
 „sidio statt. Nach wenigen Minuten hatte der Inspektor von
 „der That und dem Namen des Thäters Kunde.“ „Ein an-
 „derer Direktor, weniger eingedrungen in den Geist der An-
 „stalt, und nur auf den Buchstaben der Gesetze achtend, würde
 „diesen Diebstahl öffentlich und exemplarisch bestraft haben,
 „um für die Uebrigen ein Beispiel zu statuiren.
 „Diese Züchtigung würde für immer diesen Unglücklichen in
 „den Augen der Uebrigen erniedrigt haben, welcher fortan
 „immer unter dem schmerzlichen Eindruck dieser Beschimpfung
 „gelebt haben würde. Verwirrt und unterwürfig, aber sicher,
 „daß Niemand wissen werde, wer der Dieb sei, lieferte er dem
 „Director die Unze ab.“ Gleichwohl konnte dieses Vergehen
 nicht straflos bleiben und doch durfte Niemand von der schmach-
 vollen Veranlassung zu dieser Züchtigung etwas erfahren.
 Der Dieb wurde daher zu einem kleinen Vergehen gegen die
 Zeitordnung verlockt, und deswegen mit Einsperrung bestraft.

Nach vier Jahren kehrte dieser Räuber als ehrlicher Mann
 in den Schooß seiner Familie zurück.

In einem besonderen Abschnitt spricht Boir ausführlich
 von den Grundlagen des Besserungssystems, von den Beloh-
 nungen und Strafen und von dem Entspringen.

Als Grundlage, gewissermassen als die Grundpfeiler des
 Systems von Montefinos sind genannt: erstens die Abson-
 derung der Besseren und der Schlechteren von einander; zwei-
 tens unverbrüchliches Festhalten an der Disciplin; drittens
 in der ununterbrochenen Beschäftigung, angewendet auf alle

Arten der Obliegenheiten; viertens in der unausgesetzten Ueberwachung; fünftens in Belohnungen und Strafen.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat Montefinos auch die ganze Sicherheit der Anstalt auf die gründliche Verhinderung aller und jeder Vereinbarung unter den Sträflingen gebaut, obgleich sie fortwährend in größeren und kleineren Haufen persönlich vereint sind.

Die Strafen bestehen zunächst in Arresttagen, welche nach dem Grade des Vergehens entweder im Schlaßsaale oder in einem Gefängniß (calabozo) verbüßt werden. Nie aber ist eine Strafe thätlich oder entehrend. Die höhere Belohnung besteht in der Erhebung zum Meister (maestro), wegen deren materieller Vortheile und weil sie eine Blouse tragen, wodurch sie sich von den übrigen Sträflingen unterscheiden. Nie wird die Zuflucht zum Prügeln genommen. Auf einen Tag die Entziehung des Frühstückes — weitere Kostentziehung kommt nicht vor; — das zwei- oder mehr Mal wiederholte Verbot, die Seinigen zu sehen oder zu sprechen, reicht aus, die Gefangenen zu zügeln.

Seit Montefinos sein Besserungssystem eingeführt hat — „wir rufen dafür“, sagt Boir, und ich thue dasselbe, „die Aufmerksamkeit unserer Leser, und vor allem der Regierungen auf — giebt es kaum mehr Rückfällige.“ Früher waren es 40 Procent, eine Zahl, welche leider für die meisten Strafanstalten als Regel gilt.

Seit der Einführung des Systems von Montefinos ist das Verhältniß der Rückfälligen von 10 Procent (1836) bis auf $\frac{1}{2}$ Procent (1849) gesunken. Im Jahre 1844 war unter 1466 in diesem Jahre Eingelieferten 1 Rückfälliger.

Wenn so die Zahlen sprechen, bedarf es keiner weiteren Worte!

Doch ich schliesse die Schilderung dieses Ehrendenkmales, was sich ein Edler gesetzt hat, mit folgenden Worten von Boir:

„Einige glauben, daß das Presidio von Valencia sich „nur so lange in diesem Zustande erhalten werde, als Montefinos an seiner Spitze steht; und unter dem Vorwande, „ihn so mehr zu ehren, aber in der Wahrheit in der Absicht, „sein System zu zerstören, welches die Pläne derer, die nichts „verstehen, verdunkelt, sagen sie, daß sein Verfahren unhaltbar sei.“

Wissen diese Leute, was sie sagen? Wissen sie, daß diese Worte voll Grausamkeit, voll Faulheit, voll Dummheit sind?

Ich höre freilich manchen Zuchthausdirector, der nur selten und mit Widerwillen seinen Fuß in die Zellen und Säle dieser „Lumpen“, dieser „Hunde“, dieser „Kreuztausendsakermenter“ setzt, sagen: „auf Ehre, dazu gehört eine sonderbare Passion, sich zum Slaven von Tausend Verbrechern zu machen!“

Freilich gehört die Menschenliebe nicht zu den „nobeln Passionen“! Aber die edelste aller edeln Passionen ist es, sein Leben an die Besserung gefallener Brüder zu setzen.

Montefinos Name glänzt als hell leuchtender Stern über dem schönen unglücklichen Spanien. Er wird fortleben in den kleinen Lebenskreisen, deren Mittelpunkte er der Tugend zurückgegeben hat.

Das ist die wahre Unsterblichkeit!

Und doch muß ich noch auf etwas aufmerksam machen, was einseitig aufgefaßt, in den Augen Mancher Montefinos Verdienst einigermaßen schmälern könnte. Er hat einen mächtigen Bundesgenossen an seiner Seite, der leider! vielen seiner auswärtigen Berufsgenossen bitter mangelt: Das stolze Ehrgefühl des Spaniers.

XX.

Abreise von Valencia; Aufenthalt in Burriana.

Das Scheiden von dem schönen Valencia wurde mir recht schwer, obgleich der Abschied aus der Fonda meine Last um 14 Duros erleichterte. Nachdem ich den ganzen Vormittag einen Scheidegruß durch die belebten Gassen getragen hatte, traf ich um 12 Uhr bei der Diligencia von Castellon de la Plana mit den Freunden Vidal und Arigo zusammen. Letzterer wollte mir bis Burriana folgen, um dort noch einige Tage naturwissenschaftliche Forschungen zu machen. Ich schied also in doppelter Beziehung nur halb; denn es blieb nicht nur die Hälfte meiner Freunde nahe bei mir, sondern ein bedeutender Theil meines Herzens blieb in Valencia zurück. Solcher Herzenshälften mag eine bedeutende Anzahl in dem herrlichen Valencia und seiner Vega aufgehäuft sein; denn welcher Reisende könnte ganz davon scheiden? Wie mag es erst jüngeren Herzen ergehen?

Die zahllosen *baules* und *coffres* und *saccos de noche*

und cajas und maletas und sombreroeras — der reisende Spanier schleppt fast noch mehr mit sich als der Deutsche — waren aufgepackt und die sechs prachtvollen mit großen scharlachrothen Troddeln reich geschmückten Schimmel stampften ungeduldig auf das Pflaster. Der kleine höchstens funfzehnjährige Delantero hatte auf dem Sattelpferde des ersten Paares seinen Sitz bereits eingenommen, noch ein Händedruck dem lieben Vidal und dahin ging es im saufenden Galopp durch die belebten Gassen, daß die Leute rechts und links auseinander stoben.

Wie ein kleines Kind, daß die kleinen Brocken des verzehrten Kuchens vom Tische auflieft, hielt ich mit meinen Augen noch eine Nachlese für meinen valencianischen Erinnerungsvorrath.

Der Weg lief noch ziemlich lange in der Vega. Im Fluge eilten wir durch Tabernas Blancas, Albalat, Masamagrell, Moratal, la Cruz del Puig, an dem großen Kloster Ara Christi mit einem herrlichen Palmengarten vorbei, durch Dstalets de Buzal und kamen, die Wasserscheide des Guadalaviar und des Rio Seco de Murviedro überschreitend, dicht an dem alten tapferen Saguntum, dem heutigen Murviedro vorbei. Nur einen flüchtigen Blick durfte ich im Vorbeifliegen auf seine mächtigen Römerbauten werfen, welche den Hügel der Stadt krönen. Auf der Anhöhe, welche das Gebiet des Rio Mijares von dem des Guadalaviar oder Turia trennt, entfaltete sich auf einmal das entzückende Bild einer Vega, welche der Mijares bewässert, und aus welcher die Städte Chilches, la Llosa, Nules, Villareal, Almazora, Burriana und am

fernen Horizont Castellon de la Plana aus dem grünen Teppich hervorblickten.

Der Weg brachte uns bald nach Nules, von einem ganz eigenthümlich antiken Ansehen. Das kleine Städtchen scheint einen ganz regelmäßig viereckigen Umfang zu haben und ist von sehr hohen und alten Befestigungsmauern umschlossen. Nules gemahnte mich wie ein echtes castrum Romanum, was es vielleicht auch ist. Jetzt war es ein castrum für friedliche Knoblauchbauer. Die ganze Stadt war in den widerlichen Duft dieser Zwiebel eingehüllt, von welcher fast auf allen Straßen ungeheure Mengen, in lange paternosterähnliche Zöpfe zusammengeflochten, zum Austrocknen aufgeschichtet waren.

Wir fanden hier zwei Reitpferde für uns bereit und verließen den Postwagen, um rechts ab vollends bis Burriana zu reiten. Meine übelbeschaffene Reitkunst reichte für diese Probe gerade aus, und fand in dem bequemen mit Tuch beschlagenen, vorn und hinten mit ansehnlichen Backen versehenen spanischen Sattel eine erwünschte Unterstützung.

Arigo wollte seinen Freund Gonzales überraschen und blieb kurz vor der Stadt, als er diesen von weitem uns entgegen kommen sah, eine Strecke zurück. Da es einem Spanier galt, trabte ich ihm unbedenklich allein und ihm völlig fremd entgegen, denn ich war seines freundlichen Empfanges sicher, da mich ihm Freund Arigo brieflich angemeldet hatte.

Bald waren wir in dem gastfreundlichen Hause des Herrn Vicente Gonzales y Marin, des Bruders dessen, der uns entgegen kam, einquartirt. Nach zwölf Tagen schied ich

von diesem liebenswürdigen Bruderpaar, als hätte ich mindestens eben so viele Monate mit ihnen verlebt.

Diese zwölf Tage gehören zu den genußreichsten meines spanischen Aufenthaltes, denn Freundschaft und Natur, Wissenschaft und die Behaglichkeit ländlicher Stille füllten sie vom Morgen bis zum späten Abend aus.

Der Halbkreis, von welchem Burriana so ziemlich das Centrum des Durchmessers bildet, ist ein überaus reizendes Fleckchen der Erde. Den Durchmesser oder den östlichen Rand dieses Halbkreises bildet das Meer, und den Bogen eine ununterbrochene Kette malerischer Berge. Von Murviedro südlich anfangend, erhebt sich zunächst die mächtige, vielzackige Sierra de Espadan, deren Ausläufer bis dicht an das Meer reichen. Am Gipfel des Bogens ragt, obgleich am entferntesten, doch hoch über alle empor die majestätische Peña Golosa, der sich nördlich den Bogen fortsetzend die Sierra del Desierto anschließt. An diese reiht sich der hohe dreizackige Berg, der davon den Namen der Nadeln der heiligen Agathe, *Aguijas de Santa Agurda*, trägt. Endlich erblickt man als nördliches Ende des halben Bergkreises hinter dem fernen Castellon de la Plana die Höhen von Drosesa, welche bis dicht an das Meer herantreten. In dieser Einrahmung liegt eines jener zahlreichen Denkmäler, welche sich in Spanien die Mauren errichtet haben, die künstliche Vertheilung des Rio Mijares.

Ich verweise hierbei auf das angehängte Kärtchen, welches nicht diese, sondern die Vertheilung des Rio Jucar bei Alcira darstellt. Das feine Geflecht von labyrinthischen Linien bezeichnet die immer gefüllten Acequias und Azar-

bes, zu- und ableitende Gräben; und die dazwischen liegenden Flächen ist der aus ihnen bewässerte Boden. Hätte man auf der Karte auf dieser alle die zahllosen feinen Canälchen zeichnen wollen, die bei jeder Feldbestellung für jede Frucht anders gezogen werden, für die Halmfrüchte und den Reis aber einer vollen Bewässerung weichen müssen, so würde das Bild vollkommen dem feinen tausendmaschigen Adernetz geglichen haben, welches uns ein Baumblatt zeigt, wenn wir es gegen das Licht betrachten. Erinnere man sich, daß jede Feldfläche jährlich mindestens zweimal bestellt wird, wozu, wenn es nicht Halmgetreide ist, stets mit der Hacke, selten mit dem Pfluge gezogene Gräben und Dämmchen hergestellt werden müssen — und man nenne noch den spanischen Landmann faul! Er verwendet größeren Fleiß auf seine Ernten, deren er freilich alsdann sicherer ist, als der deutsche Landmann. Saat und Ernte liegen für ihn nicht so fern auseinander, daß dazwischen eine längere Ruhezeit läge. Saat und Ernte erneuern sich vom März bis November, wenn nicht dieser Zeitraum ein noch umfassenderer ist, für ihn ohne Unterlaß fast jeden Monat.

Ich hatte in Burriana Gelegenheit, den spanischen Vega-Landbau genauer kennen zu lernen, da meine Freunde Don Jose und Don Vicente tüchtige Landwirthe waren und sehr ausgedehnte Feldflächen in dieser reizenden Vega besitzen.

In der fernen Sierra de Javalambre geboren, tritt der Mijares nach langem Marsche bei Almazora, bereits bis auf eine halbe Stunde dem Meere nahe, in die Ebene, in deren nordöstlicher Spitze ein. Da rief ihm der Maure eig „Halt! nicht weiter!“ zu. Ein Damm spannt sich quer vor seinen Weg und vor demselben weisen zwei breite Canäle das

eine Drittel seines Wassers nördlich nach Almazora und Castellon de la Plana, die anderen zwei südlich nach Villareal, Burriana und Rules. Kein Tropfen darf unbenutzt weiter. Unterhalb der Partida, Theilung, bis zum Meere ist das Bett des Mijares eine wasserlose Rambla.

Der Theil von Castellon de la Plana geht durch einen etwas höheren Strich lange Zeit unsichtbar in überwölbten Gräben in der Erde hin, um erst später seine befruchtenden Wellen über die Fluren auszugießen. Auch dem südlichen Theile ist von den Mauren zunächst eine tiefe Felsengasse, die auf eine kurze Strecke ein vollständiger Tunnel ist, gesprengt worden. Verfolgt man eine von diesen zwei ersten Haupttheilungen, so folgt eine Gabeltheilung der anderen. Ihre Ausmündungen sind nach Breite und Tiefe gewissenhaft durch uralte Mauern abgemessen, deren steinharter wasserfester Mörtel größtentheils noch maurischen Ursprunges ist.

Ausgedehnte Streifzüge durch diese herrliche Vega haben mir lebhafter als anderwärts eine hohe Meinung von der Nivellirkunst der Mauren eingesflößt, welche das Gefälle so anzulegen wußten, daß in zwei, drei Stunden weiter Entfernung die Gräben gerade noch Fall genug haben, um das Wasser vor dem trägen Einsinken im Boden zu bewahren. Bei jeder Haupttheilung beschleunigt sich der Fall etwas und man glaubt es den nun getheilten Wellen anzusehen, als sagten sie zu einander: „nun lebt wohl, wir eilen links, ihr rechts, um die dürstenden Pflanzen zu tränken“. Wie das läuft, wie das eilt! Es ist ein herrliches Bild; ein Vorbild für uns, nicht müde zu werden im Gutes thun.

Nirgends habe ich gesehen, daß nach gethaner Arbeit ein

Graben voll Wasser in das nahe Meer abflösse. Bei Calamó, einem Gute von Don Jose, breiten sich dicht vom Meere einige mit Schilfgras bedeckte Sümpfe aus, als wolle dieser nicht aufgetrunkene Rest des Mijares von seinem Laufe hier ausruhen und, für ihn ein warmer, leuchtender Todesengel, von der Sonne als Wassergeist aufgelöst werden, um nach dieser Himmelfahrt als Regen und Thau wieder aufzuerstehen und den Kreislauf eines neuen Lebens zu beginnen.

Verloren geht kein Tropfen Wassers; es kann nur durch dummes Wirthschaften mit den Waldungen anderswohin verschleucht werden. Sieht dann zu spät der Mensch seine Verkehrtheit, so ist oft keine Kunst im Stande, das Verschleuchte wieder herbeizulocken. Das lehrt Südspanien an hundert Orten.

Das Haus meines Freundes hatte eine hohe Torreta, wo ich manches Stündchen im Anschauen des reizenden Landschaftsbildes bei dem Untergange der Sonne verträumt habe. Da lag, ein saftdurchströmtes Blatt, die grüne prangende Vega zu meinen Füßen. Tausend geschäftige Leute, für mich unsichtbar, bewegten sich darin unter dem grünen Flor, welchen die zahllosen Frucht- und Seidenbäume, hier und da überragt von einer majestätischen Palme, darüber breiteten. Ueberall rann das Wasser, von dem ich doch nichts sah; der allgegenwärtige Wohlthäter. Der blaue wolkenlose Himmel ruhte darüber wie das liebende Mutterauge über der Geschäftigkeit des lernenden Kindes. Zwei treue Arme umspannten das Paradies, das Meer und der Hundertgipfelige Berggürtel. Draußen am dunkelblauen Rande des Meeres grüßten die Fischerhütten des Grao de Burriana herüber. Rules,

Billareal, Almazora, Castellon de la Plana tauchten auf der grünen Matte als duftige Nebelgestalten hervor. Hinter der Sierra de Espadan war eben die Sonne in einem Meere von Licht versunken. Vom schlanken Thurme dicht vor mir rief die Glocke den Feierabend über die Vega und bald füllten sich die von allen Seiten ihrem Mittelpunkte zulaufenden Straßen mit heimkehrenden Arbeitern in ihrer morgenländischen leichten Leinentracht, beladene Thiere vor sich hertreibend. Unten auf dem Platze lagen grüne Haufen saftiger Luzerne, von denen die Heimkehrenden für ihre Thiere zum Abendsfutter kleine Garben, kaum größer als Blumensträuße, mitnahmen.

Doch mitten in diesem Bilde des heiligen Friedens der Natur und der ländlichen Betriebsamkeit starrten mich Zeichen des Bürgerkrieges an. Das Stadthaus liegt von damals her noch halb in Ruinen und auf der Zinne des Kirchthurmes klasten noch die Schießscharten, aus denen, nicht für die Freiheit, sondern einer Fürstin zu Liebe, die Kugeln in Bruderherzen geschleudert wurden. *Wohin nun Klüwe von den Kugeln lief?*

Leider trägt die Stadt Burriana selbst nichts zur Verschönerung dieses schönen Bildes bei, wenn auch der Deutsche in dem ~~echt~~ spanischen Charakter derselben einigen Ersatz für die fehlende Schönheit findet. Burriana ist durch und durch das Musterbild eines spanischen Begastädtchens. Auf seinen Fluren gilt kein anderes Recht, als das der Pflanzen und das des Wassers. Ihnen fügt sich Alles, so gut es geht, was oft mühselig genug ist.

Versuche ich es, meinen Lesern und Leserinnen zu malen, wie sich hier spanisches Leben und Treiben gestaltet, indem ich

einige meiner Ausflüge beschreibe, deren ich fast jeden Tag einen machte. Natürlich bildete auch hier das Sammeln von naturwissenschaftlichen Dingen, besonders von Schnecken und Muscheln, meine vornehmste Aufgabe.

Gleich den Tag nach unserer Ankunft, am 30. Juni, fuhren wir früh in einer Tartane nach dem Gute Calamó. Der Weg führte zunächst über die Rambla des Rio Seco, dessen Name, trockner Fluß, ein Widerspruch im Beisage, seine Natur hinlänglich bezeichnet. Er ist nicht im Stande, durch sein tief eingeschnittenes Bett das Netz der Bewässerungskanäle zu stören, die in wasserdichtem Mauerwerk ihn überschreiten und an seinen Abhängen hinlaufen. In die Bega eintretend sah ich überall die vergeblichen Mahnungen des muthwilligen Wassers, welches hier und da aus den Bewässerungsgräben über seine Grenzen herabgleitend, die tief ausgefahrenen Wege mit großen Lachen bedeckt hatte, so daß für die Fußgänger zwischen ihnen und den Bewässerungsgräben oft bloß ein schmaler Erdkamm blieb. Deren Vorhandensein zeugt lauter als sonst etwas für die Nüchternheit des Spaniers, denn mehr als einmal mußte ich alle meine angeborene Seiltänzerkunst aufbieten, um nicht rechts oder links dem wohlthätigen Elemente in die Arme zu fallen, dem ein nicht ganz Nüchterner unrettbar verfallen sein würde. Diese Lachen verschwinden nur am Ende ganz regenloser Sommer von selbst. Bisher schienen sie vergeblich zum Wegebau aufzufordern.

Unter Calamó, was ich ein Landgut nannte, darf man sich nicht das behagliche deutsche Landgut eines Wohlhabenden denken. Außerlich gleich es von weitem einem kleinen befestigten Lager. Eine hohe Mauer umschließt einen sehr großen

viereckigen Raum, und an einer Seite sind inwendig einige niedrige Gebäude angebaut, in denen der Verwalter und einige Hausthiere nothdürftig wohnen. Für den Herrn des Gutes fand sich in einer Ecke ein kleines Gemach, dem aller Schmuck abging. Scheunen bedarf es nicht, da alles Getreide unter dem regenlosen Himmel auf freiem Felde aufgestellt und bald nach der Ernte ausgedroschen wird. Das ist freilich auch nicht Dreschen, was wir so nennen, und ich zeichnete meinem Freunde Don Jose einen deutschen Dreschflegel als ein ihm unbekanntes Ding.

Es wurde eben gedroschen. Auf einem großen runden geebneten Stück Feldes waren etwa fußhoch die abgeschnittenen Aehrenenden des Weizens aufgeschüttet. Im Mittelpunkte dieser ertemporirten Tenne stand ein Mann, der an einer langen Leine zwei Maulthiere, denen die Augen mit kleinen aus Esparto geflochtenen halbkugelligen Schalen verbunden waren, in bald kleineren bald größeren Kreisen herumtrieb. Sie zogen hinter sich ein dickes etwa vier Fuß langes und zwei Fuß breites Bret auf den Aehren herum, welches auf der Unterseite mit kleinen Eisenstücken gespißt war. Oben war es durch einen etwa 3 Centner schweren Stein belastet. Das kleine Töchterchen unseres Freundes bekam Lust, unter diesem schneelosen Himmel — Schlitten zu fahren und für den Stein setzte sich ein Arbeiter auf diesen sonderbaren Dreschschlitten und fuhr mit der Kleinen im Kreise herum, bis beide zu Aller Ergözen der Centrifugalkraft verfielen und sanft in das körnererfüllte Stroh geworfen wurden.

Don Jose machte mich mit den Grundfägen seiner Wirthschaft bekannt, wodurch er sich als einen sehr unterrich-

teten Landwirth bekundete. Freilich ist die valencianische Landwirthschaft von der deutschen wesentlich verschieden. Es fehlt ihr jener morsche Hauptpfeiler, ohne den leider noch so sehr viele deutschen Landwirthe nicht bestehen zu können wähen: die Wiesen. Ich habe in Spanien keine Wiesen gesehen, außer einigen Bergwiesen in der catalonischen Sierra de Ballirana. Es wurde hier viel ewiger Klee oder Luzerne, *Medicago sativa*, gebaut, der fast nur grün verfüttert wird.

Man brachte eben den Weizen vom Felde ein, und zwar auf dem Rücken der Pferde, die je 20 schwere Garben trugen. Für Fuhrwerke fehlte es durchaus an Wegen. Sie würden auf den überflutheten Wegen aus einem Loche in das andere fallen. Ich bemerkte nur eine gelbe Varietät des englischen Weizens, *Triticum turgidum*, von ausgezeichnete Beschaffenheit. Außer dem Getreide trugen die Felder noch Drangenhäuser, in deren Zucht Don Jose Meister war. Er versicherte mir, daß der Ertrag derselben die größte Bodenrente gebe und sogar noch über der Cochenillezucht stehe. Ich sah sechzehnährige Bäume oder vielmehr Büsche, welche einen Bodenraum von 30 Schritt Umfang beschatteten und in guten Jahren bis 2000 Früchte geben. Erst zehn Jahre alte bringen durchschnittlich schon 500. Siebenährige aus dem Kern gezogene Büsche waren bereits mannshoch und hatten eine 4 Fuß im Durchmesser haltende Krone, die ganz mit kleinen Früchten beladen war.

Für mich trugen sie aber ganz besonderliche Früchte. In dem würzigen Schatten ihrer kräftigen Belaubung klebten an den dünnen Zweigen die niedlichen kreiselförmigen Gehäuse der *Helix terrestris* und an den Blättern selbst ungewöhnlich

frisch und lebhaft gefärbte Exemplare der *H. pisana*. Aber noch mehr erstaunte ich über die zahllosen Mengen von *H. variabilis*. Sie bedeckten als dicke Krusten doppelt und dreifach über einander sitzend den untersten Theil der Stämme, so daß ich leicht mit einem Griff funfzig auf einmal abbrechen konnte, denn sie hatten sich ganz fest angefittet.

Don Jose hatte mir auf dem Wege in mystischen Worten von „seiner großen Conchyliensammlung“ erzählt, die er in Calamó habe. In der That hatte ich eine solche noch nicht gesehen. Er führte mich lachend an seine Düngerstätte und ließ einen Arbeiter an einer Stelle derselben die obere Strohecke wegziehen. Millionen verfaulender Schnecken kamen zum Vorschein und verbreiteten einen pestilenzialischen Wohlgeruch. Man hätte viele Fuder dieses gewiß außerordentlich wirksamen Schneckendüngers hier wegfahren können. Die Schnecken waren nur auf den Fluren von Calamó zusammengelesen worden, und doch hatte ich außer jenem Orte zwischen Malaga und Belez Malaga noch niemals so viele Schnecken auf den Pflanzen getroffen, wie eben hier. Einige Mädchen sind den ganzen Tag unablässig beschäftigt, auf den Feldern Schnecken aufzulesen.

Mit lüsteruem Bedauern sah ich die zahlreichen Pfirsichbäume mit leider noch lange nicht reifen Früchten bedeckt, deren Vortrefflichkeit mir meine Freunde neckend priesen. Nicht minder sehnsuchtsvoll blickte ich auf die noch gar zu kleinen Granatäpfel und die noch immer nicht ganz reifen Feigen.

Der abgeerntete Boden zeigte sich bei der neuen Bearbeitung bis auf Spatentiefe und tiefer staubtrocken und steinhart. Er würde ohne Bewässerung außer Delbäumen kaum etwas tragen können. Das Wasser löst ihn in einen milden fetten

Lehm auf, in welchem die Samen aller Art schnell keimen. Man kommt ihm aber nicht bloß mit Wasser, sondern auch mit Feuer zu Hülfe. Es wurden eben hormigueros, wörtlich ein Ameisenhaufen, oder nach dem valenzianischen Dialekt formigats gestellt. Das sind etwa 3 Fuß hohe Erdhaufen, die inwendig mit brennbaren Stoffen, Stroh und Reisig und dergleichen angefüllt sind, welches durch ein gegen die herrschende Luftströmung gelassenes Zugloch angezündet wird. Ein solcher Haufen brennt innerlich je nach der Größe 12 bis 24 Stunden und giebt der Erde bekanntlich eine ausgezeichnete Düngewirkung. Die Flamme darf nicht ausbrechen, sondern muß langsam und meilerartig die Brennstoffe verzehren und die Erde durchglühen. Dann wird die Erde der Haufen über die Fläche gleichmäßig vertheilt und dann folgt die Bewässerung zur neuen Saat. Es kam etwa auf je 4 Geviertklastern ein solcher Erdhaufen. Wie wenig wird dieses doch so wirksame Erdbrennen in Deutschland angewendet! Hier fand ich es allgemein. Es erfordert auf Seiten des spanischen Landwirthes große Umsicht und Zurathehaltung, um zu dieser Feuerbefruchtung seines Ackers das erforderliche Brennmaterial herbeizuschaffen. Er hat dafür fast nichts weiter als die trocknen Stengel und Wurzeln der erbauten Pflanzen und die Abfälle bei der Ausästung seiner Fruchtbäume. Ein neuer Beweis für die unablässige Thätigkeit und Achtsamkeit des spanischen Landmanns. Hier wie wahrscheinlich in allen bewässerten Begas benutzt man dazu besonders auch die am Rande der Accquias wachsenden Sumpfsgräser, von denen man keinen Halm verloren gehen läßt. Am Gute meines Freundes fand ich dicht bei der Secküste einen sorgfältig gepflegten mit der-

gleichen Pflanzen üppig bewachsener Sumpf, malea, der das Brennmaterial für die „Formigats“ liefert. Erinnert man sich, daß es uns ohne Düngung des Bodens an Brod fehlen würde, so wird man es nicht für eine übel gewählte Vergleichung halten, wenn ich mit den überall nach Honig umhersummenden Bienen die — Esel vergleiche, welche man in jeder Stadt auf allen Straßen umhertreiben sieht, um in großen über ihren Rücken hängenden Espartosäcken, seron, Alles zu sammeln, was als Düngestoff und Bodenverbesserung nur irgend brauchbar sein kann.

Der tägliche Verdienst der Feldarbeiter in der Vega ist bedeutender als in Deutschland. Er beträgt nach unserem Gelde 13 Silber Groschen. Erst um 8 Uhr beginnt die Arbeit. Von 12 bis 2 Uhr ist Mittagsrast und mit Sonnenuntergang ist Feierabend. Um 2 Uhr ruft die Glocke des Thurmes über die ganze Vega hin das Ende der Mittagsruhe, zu welcher die Mittagsglocke eingeladen hatte. Außer der Ruhezeit ist den Arbeitern noch zu 5 Cigarreto's Rast gegönnt, da man beim Rauchen dieser zierlichen Dinger unmöglich Handarbeit verrichten kann. Bei dieser Zeitvertheilung behalten die Tagelöhner von Sonnenaufgang bis 8 Uhr hinlänglich Zeit, ihr kleines Feld zu bestellen und ihre sonstigen Geschäfte zu verrichten.

Die schier urzuständige Dreschweise des spanischen Landmannes verursacht ihm nachträglich noch viele Arbeit und Mühe bei der Reinigung des Getreides. Die dazu in jedem deutschen Bauerhose angewendete Windsege mag in Spanien bloß in größeren Gütern zu Hause sein. Gesehen habe ich sie nirgends, wie überhaupt die landwirthschaftlichen Maschinen

in Spanien noch sehr wenig Eingang gefunden zu haben scheinen. Wenn ich in Burriana über den Markt ging, sah ich stets eine Beschäftigung, welche neben dem beschriebenen Dreschen, von welchem jene die Folge ist, recht augenfällig zeigte, daß der spanische Feldbau noch gar sehr an die Zeit und Mühe nicht sparende Verfahrungsart der Indianer streift.

Es kann nicht fehlen, daß das Getreide, wenn es auf der Stegreiftenne ausgerieben ist, sehr mit Erdklumpchen verunreinigt sein muß. Um diese zu beseitigen, läßt sich der spanische Bauer folgende sehr langsam fördernde Arbeit nicht verdrießen. Ich sah auf dem Markte große Espartomatten, estera, ausgebreitet. Darauf standen mit frisch gedroschenem Getreide gefüllte Säcke. Aus diesen schöpfte die Tochter des Landmannes, der vielmehr ein Bürger Burrianas sein mochte, ein paar Hände voll in einen großen hölzernen Mörser, einen etwa 1 Fuß tief ausgehöhlten Feigenstamm und stampfte die kleine Masse des mit Erde verunreinigten Getreides einige Augenblicke mit einer hölzernen Keule, um letztere in Staub zu verwandeln. Dann löffelte sie das Getreide mit einem kleinen Teller heraus auf einen Haufen auf die Matte, die so dicht und schön geflochten ist, daß kein Korn hindurchfällt. Der Vater raffte davon ebenfalls kaum mehr als ein Maßchen auf einmal in ein Sieb, um den Erdstaub abzustieben. Der Siebboden ist von Pergament, im welchem mit einem Locheisen sehr zierlich und regelmäßig kleine Löcher ausgeschlagen sind. Erinnert das nicht an eine Scene in Guiana, wenn die Indianerinnen Cassada-Brod bereiten?

Unwillkürlich knüpft man an solche Scenen eine Menge Schlußfolgerungen auf die sittlichen und geistigen Zustände

dieses kindlichen Landvolkes, welche wahrscheinlich wenig von der Wahrheit abweichen werden.

Im vollkommenen Einklang damit findet man es, wenn man dann von der Plaza in eine der engen Straßen daneben tritt, wo man sich mit dem Ballspiel unterhält. Die Gesellschaft besteht, bunt zusammengesetzt, aus Vornehm und Gering. Die ganze Gasse dient jetzt nur als Spielplatz und alle Hausbewohner stehen im Dienste des Spieles. Auf jedem Dache ist ein Junge postirt, um den Ball, pelota, herabzuwerfen, wenn er sich auf ein Dach verirrt. Die Regeln und die Pointe des Spieles habe ich nicht völlig capirt, da zumal während des Spieles die Spielenden keine Zeit haben, Rede zu stehen. Sie sind fortwährend theils in der aufmerksamsten Spannung, theils in der anstrengendsten Bewegung. Es ist das Spiel daher eine prächtige Turnübung. Am Ende der Gasse ist ein kleiner niedriger Tisch schräg aufgestellt. Man wirft den kleinen Lederball, denen unserer Kinder ganz gleich, nur immer sehr elastisch, leicht gegen das schiefe Tischblatt, und wenn er wieder in die Höhe springt, so treibt man ihn mit der dick behandschuhten Hand hoch in die Gasse hinein. Hier sind an verschiedenen Punkten die Spieler der beiden Partheien, denn das Spiel ist ein Partheispiel, aufgestellt, des kommenden Balles gewärtig und schlagen ihn in der Luft zurück. Fällt er zu Boden, so wird die Stelle markirt und durch das Vorrücken dieser Marke ist auf eine mir nicht klar gewordene Weise die Entscheidung des Spieles abhängig. Man zählte auch dabei.

Das Spiel beschäftigte die ganze Gasse; in den Hausthüren saßen zuschauend die Hausbewohner und die nicht darauf Merkenden wurden dann und wann daran gemahnt,

wenn ihnen die Pelota durch das zum Stück glaslose und unverschlossene Fenster hereinslog, die sie dienstfertig wieder herabwarfen.

Der spanische Charakter machte sich dabei recht geltend. Mit einem wahren Feuereifer theilten sich die Spieler, die dabei eine fabelhafte Gewandtheit und Körperkraft zu entwickeln wußten, um den Ball mit ihrer Hand nicht zu verfehlen, der in der engen Gasse oft zwei, drei Mal links und rechts anprallend sie neckte und zu wahrhaft blitzschnellen Körperdrehungen zwang. Aber dabei herrschte dennoch eine fast vollkommene Stille. Der spanische Ernst sogar hier, wo die gliederverrenkenden Bocksprünge bei uns alle Augenblicke schallendes Gelächter und neckende Wiße hervorgerufen haben würden.

Die Pelota ist ein sonderbares Gemisch von Stückspiel und Körperübung. Man scheint dabei ziemlich hoch zu spielen. Mein wohlbeleibter Freund Don Jose, der triefend von Schweiß vom Spiele kam, hatte 300 Reales (über 18 Thaler) verloren.

Bei einer anderen Art des Ballspiels treiben zwei Spielende den Ball unaufhörlich gegen eine Mauer oder ein Haus, so daß sie sich und ihn in fortwährender Bewegung halten.

Wie in Valencia so wußte mich auch hier die Freundschaft und die immer neue Stoffe bietende Naturwissenschaft von einem Tage zum andern zu halten. Mein echt spanisch beschaffenes und gelegenes Zimmer sah in kurzer Zeit aus wie das eines deutschen Naturforschers und wurde deshalb bald das Ziel neu- und wißbegieriger Besuche. Ich hatte hier Gelegenheit, zu erfahren, daß Guirao entweder seinen Lands-

leuten Unrecht thut, oder wenigstens von den Murcianos zu allgemein schloß; denn mein Mikroskop fand, und zwar namentlich auch bei den Damen, hier sehr viel Aufmerksamkeit. Wäre ich eben erst in Spanien angekommen gewesen, so würde ich wahrscheinlich diese Aufmerksamkeit mehr für eine Artigkeit gegen mich, als für wirkliche Theilnahme an der Wissenschaft gehalten haben; weil ich, an die überschwänglichen Ausrufungen über die Wunder des Mikroskopes bei meinen Landsleuten gewöhnt, hier die spanische Gemessenheit fand, durch welche gleichwohl die lebhafteste Bewunderung hindurch blickte.

Am Tage vor meiner Abreise machte ich in Gesellschaft von Arigo, Jose Gonzales und dessen Schwager einen Ausflug nach Ball de Ujó, einem kleinen Städtchen, welches etwa 3 Stunden in westlicher Richtung am Fuße der Sierra de Espadan liegt. Mit zwei Hühnern und anderem Mundvorrath versehen machten wir uns auf den Weg, das will sagen zunächst in die Reihe von tiefen Lachen, welche die Vegastraße bedeckten. Man möchte schier glauben, die Wegebesserung sei hier bei harter Strafe verboten. Desto besser, obgleich mit tiefem Staube bedeckt, war alsdann der Camino real bis Nules. Ich sah hier zum zweiten Male eine christliche Kirche in einen Tempel eines heidnischen Gottes umgewandelt. Was? in dem katholischen Spanien? Nicht anders. Der heidnische Gott ist Mars; die kleine frei vor dem Thore von Nules gelegene Kirche, war zu den Zeiten der Bürgerkriege in ein kleines Kastell umgewandelt worden. Sie hat auch seitdem diese Umgestaltung behalten. Vielleicht sieht man der Wiederkehr einer gleichen Benutzung entgegen.

Mit jeder Minute entfaltete sich von hier an die vor uns

liegende Berglandschaft immer schöner. Spanien, wenigstens der von mir besuchte Theil, ist doch ein wahres Bergland! Und dabei wie abweichend von vielen unserer deutschen Gebirge, z. B. von dem Schwarzwalde und dem sächsisch-böhmischen Erzgebirge, wo man nur selten nackte starre Felsenberge, sondern abgerundete, mit Waldesgrün überzogene Kuppen findet.

Ball de Ujó liegt höchst malerisch etwa fünfhundert Fuß über der Vega des Mijares, über welche seine höheren Punkte bis zum Meere eine reizende Aussicht bieten. Nachdem unser Pferd seine Mahlzeit erhalten hatte, um welche es manches deutsche Kind beneidet haben würde: einen großen Haufen saftiges Johannisbrod, machten wir einen Gang durch das auffallend niedliche und nette Städtchen. Bei dem Apotheker des Ortes fanden wir eine etwas alchymistisch aussehende Naturaliensammlung, darin jedoch als Perle einen Arigo und mir unbekanntem hier geschossenen Adler, der vielleicht eine neue Art ist. So nahe bei Valencia, einer Universitätsstadt, sollte ein bisher der Wissenschaft entgangener Adler leben? Wenn man bedenkt, daß meine Freunde Vidal und Arigo weit und breit die einzigen Ornithologen sind und selten Gelegenheit haben, die umfangreichen und unwirthbaren Sierrren zu durchstreifen, so ist das gar nicht so unwahrscheinlich.

Die Umgegend von Ball de Ujó steht im Rufe gute und zeitig reifende Feigen zu besitzen. Wir fanden sie jedoch an den Bäumen noch nicht ganz reif. Dafür delectirte ich mich beim Mittagessen an einer tüchtigen Portion davon, wobei

mir meine verwöhnten Freunde keine Gesellschaft leisten mochten, weil die Sorte für eine schlechte galt. Mir schmeckte sie köstlich. Ein spanischer Volkswitz sagt von der Feige: el higo para ser buena debe tener cuello de fraile, lagrimas de beata y capa de estudiante, d. h. eine Feige, um gut zu sein, muß haben: den Hals (soll heißen gebückten Nacken) eines Pfaffen, die Thränen einer Betschwester und den Mantel eines Studenten. Eine gute reife Feige hängt am Baume mit gekrümmtem Stiele abwärts, hat an dem Gipfel einen Tropfen Zuckersaft und platzt zuletzt auf. Das traf alles bei den großen blauschwarzen Feigen von Vall de Ujó zu; warum sollten sie also nicht gut sein, da sie mir obendrein auch gut schmeckten?

Unter dem Geleite eines prächtigen Sonnenunterganges traten wir unsere Rückreise an. Als wir an die Stelle kamen, wo der Weg von der Kunststraße rechts in die höchst kunstlose Vegastraße einbog, war es bereits rabenschwarze Nacht. Vor uns das Räthsel der Rothlachen und der schmalen Kammpfade zwischen ihnen und den Bewässerungsgräben — uns allen wurde schier vor der Lösung bange. Wir zogen es vor, nöthigenfalls zu Fuß hineinzurutschen als zu Wagen hineingeworfen zu werden. Don Matias, Pepe's *) Schwager, wurde mit der leeren Tartane fortgeschickt, um uns übrigen Pferde herauszusenden. Nicht ohne Bangigkeit, ob er in Burriana ankommen werde, sahen oder richtiger hörten wir ihn nach wenigen Augenblicken in den Falten des schwarzen Mantels der Nacht verschwinden. Wir anderen traten nach kurzem aber

*) Schmeichelform von Joseph.

gewagten Marsche inzwischen in das nette Häuschen eines Begabauern ein. Nach einer Stunde plätscherte es in der Ferne; es waren die Töne, welche anderswo schallende Huftritte gewesen sein würden. Arigo mit dem Mozo voran und ich mit dem dicken Pepe wie jene auf je einem Gaulle ging es dann fort, mitten hindurch durch die freien Ergüsse der spanischen Bewässerungskunst; und die Gänge lös'ten für uns das Räthsel.

Wie mag es hier sein, wenn es einmal ein Paar Tage gereguet hat! Da sind die Sandalen gut, die der Koth nicht von den Füßen ziehen kann, denn sie sind festgebunden, und die man dann wie ein Paar Strümpfe waschen kann.

Ich hatte mir am Morgen jenes Tages ein Paar gekauft und bereue es, daß ich es nicht schon längst gethan hatte. Zugleich muß ich mich ärgern, daß es so unendlich schwer hält, im Volk fremde Sitte einzuführen, und wäre sie auch noch so zweckmäßig. Wenn die Alpargatas für Spanien geradehin fast unentbehrlich sind, so würden sie für unser deutsches Volk während des Frühjahres, Sommers und Herbstes wenigstens äußerst nützlich sein. Meine Alpargates kosteten 10 Silbergroschen. In Deutschland würden sie bald noch etwas billiger hergestellt werden. Darauf läuft man einen ganzen Sommer lang. Die mühsame und ohne alle Beihülfe unserer raffinirten Maschinenmittel bewerkstelligte Anfertigung der zoll-dicken Sohlen aus Hanf- oder Leinbindfaden würden wir in Deutschland gewiß bald schneller und billiger von einer Maschine leisten sehen. Ich halte es daher bei dem ungeheuern Bedarf von Alpargatas für einen schlagenden Beweis des tiefen Standpunktes der Maschinen-Industrie in Spanien, daß

man dieses unentbehrliche Kleidungsstück bis jetzt bloß mit der Hand macht.

Bei dem Flechten oder Aufeinanderwickeln der Sohle aus schlecht gedrehtem, nicht sehr dicken Bindfaden entsteht eine kunstlose, ovale, zolldicke Platte, welche einigermaßen einem aufgerollten Riemen gleicht. Die Verbindung der einzelnen Fäden ist so innig, daß sich die Sohle sehr langsam und gleichmäßig abnußt ohne sich aufzulösen. Für die Zehen ist eine Kappe, etwa so lang wie an einem Frauenschuh und für die Ferse eine Art schräg gestellter Gurt; beides aus grobem Lein- oder Baumwollengewebe und beide durch Bänder wie an den antiken Sandalen um den Fuß zusammen geschnürt. Diese Fußbekleidung ist leicht, lustig und haltbar; Eigenschaften, die sie für Spanien ausgezeichnet tauglich erscheinen lassen. Mit meinen harten, glatten Stiefelsohlen hatte ich auf den mit Rollsteinen besäeten Ramblas einen eben so unbequemen wie auf den abhängigen Felsen unsicheren Gang; während man mit Alpargatas bequem und sicher geht. In Deutschland geht der Arme, wenn es die Witterung irgend zuläßt, „auf seinen Füßen“, wie einst mein kleines Töchterchen von einem barfüßigen Kinde mit bedauernder Theilnahme sagte; in Spanien kann ich mich nicht besinnen, Jemand barfuß haben gehen zu sehen. Wer sich keine Alpargatas wie die beschriebenen kaufen kann, der trägt von Espartohalmen geflochtene, von denen das Paar höchstens 2 Silbergroschen kostet.

Am 11. Juli gegen Mittag war ich reisefertig. Es wurde mir recht schwer, von den lieben Leuten zu scheiden, in deren Häusern ich in den wenigen Tagen so heimisch geworden war. Ich beschloß, von dem nahen Castellon de la Plana mit

der Diligencia ohne Aufenthalt bis Barcelona zu gehen, da mein Herr Finanzminister weniger geneigt war, als es diese Herren sonst oft sind, eine Anleihe zu machen, wozu mir uneigennützigere Gelegenheit als jenen zu Gebote gestanden haben würde.

Nachmittag 5 Uhr machte ich mich echt spanisch auf den Weg. Ueber des Pferdes Rücken hing der beliebte große Espartoquersack, in dessen beiden Hälften meine wenigen Reisebedürfnisse und meine nicht wenigen wissenschaftlichen Vorräthe, mit Ausgleichung durch einige Steine im Gleichgewicht vertheilt waren; in der Mitte thronte meine Wenigkeit, quer auf einem dicken weichen Schaffelle sitzend und die Beine in den einen Sack bergend. So zu reiten ist allerdings keine Hererei, zumal da es nur Schritt für Schritt geht. Freund Arigo, der mir bis Castellon das Geleite gab, trabte voran und neben uns ging der Mozo, der die Pferde zurückbringen sollte. In dem maurischen Almazora ließen wir unsere Pferde das frische Wasser eines Brunnenkastens schlürfen, aus dem ich gleichzeitig im Fluge unter dem Maule der Thiere zahlreiche Wasserschnecken schöpfte. Unter diesem milden Himmel birgt und spendet das Wasser überall Leben und Gedeihen. Von Almazora an klang der Tritt meines Pferdes oft hohl und dröhnend, als wäre unter ihm der Boden hohl. Er war es auch, denn tief unter mir strömte im Verborgenen der Theil des Rijares, welchen die Mauren für die Vega des schönen Castellon de la Plana abgeleitet haben. Noch heute verschmähen die christlichen Saaten die ungläubige Labung nicht.

Eine Strecke vor der Stadt hatte sich eine Pest über die

armen Algarrobas (Johannisbrodbäume) gelagert; ihre Blätter waren mit zahlreichen kleinen Schildläusen bedeckt, ähnlich denen, welche unsere treibhausverzärtelten Drangenbäume befallen, nur kleiner und schneeweiß.

Castellon de la Plana, nur einen Büchschuß vom Meere entfernt, ist eine schöne und ansehnliche Stadt, die Hauptstadt von einer der 3 Provinzen, in welche das Königreich Valencia zerfällt. Bis zum Abgang der Post blieb uns nur gerade noch so viel Zeit, in der wohlthuenden Abendkühle, die von der See herüber wehete, auf den Straßen zu lustwandeln. Die elegante Welt schien eben mit der Toilette zum abendlichen Paseo fertig zu sein, denn fast auf allen Balkonen sah ich gepuzte Damen, von denen die meisten dem Schönheitsrufe ihres Vaterlandes wirklich Ehre machten. Vielleicht galt die Toilette auch bloß der Tertulia, jener in Spanien allgemein gebräuchlichen Gewohnheit, im Hause der Befreundeten sich auf ein halb Stündchen zu traulichem Geplauder einzufinden und dann weiter zu gehen. Es wird dabei nichts gereicht, als höchstens ein Glas Limonade oder eine Orange; die Frau oder Tochter des Hauses spielt so gut oder so schlecht als sie es eben kann auf dem nicht selten verstimmten Pianoforte, was männiglich um jeden Preis meisterhaft findet. *)

Es machte den Postschreiber viel Beschwer, meinen Namen in das Fahrбилет einzutragen und obgleich ich ihm meine Adresskarte zum Abschreiben dazu gab, so hätte doch nachher unterwegs jede Guardia Civil mit Fug und Recht mich aus dem Wagen weisen können als unberechtigten Inhaber meines

*) Was auch in Deutschland passiert.
11.

Anm. d. Setzers.
16

asiento (Platz); denn er würde zwischen dem Namen in meinem Passe und dem Namen im Postpasse eine Bedenken erregende Verschiedenheit gefunden haben. In Deutschland hätte ich in einem solchen Falle möglicher Weise in arge Verlegenheit kommen können, wo die subtilere Civilisation und die fortgeschrittene Allwissenheit der Staatslenker in so wichtigen Dingen keine Dunkelheit duldet. Wenn an dem Schließen auf den Charakter einer Person aus ihrer Handschrift etwas ist, so dürfte es für dergleichen geistige Entzifferer eine interessante Aufgabe sein, aus einer Menge von Handschriften, welche freilich so recht eigentlich aus dem Volke kommen müßten, auf den Nationalcharakter zu schließen. Es ist noch kein Beleg für die Bewährung jener Kunst, daß ich in den wenigen spanischen Handschriften, deren Urheber der gebildeten Klasse nicht angehörten, einen Einklang mit dem spanischen Volkscharakter gefunden zu haben glaube, da ich die Uebereinstimmung vielleicht bloß hinein lege.

Es dunkelte bereits, als ich dem treuen Arigo Lebewohl sagte. Er wollte am anderen Morgen unmittelbar nach Valencia zurück, ich in entgegengesetzter Richtung nach dem Norden. Mein dankbares Andenken folgte aber ihm.

XXI.

Reise bis Barcelona; ein Stiergefecht; Heimkehr.

Meine Reise bis Barcelona, die ununterbrochen 34 Stunden dauerte, war ein Schwalbenflug. Ich habe davon

nur noch eine Menge kleiner unzusammenhängender Bilder in meinem Gedächtniß. Viele davon aber sind von hoher Schönheit und alle zusammen bilden ein reiches Tableau von einem ansehnlichen Stück der spanischen Ostküste. Daran reihte sich einige Tage später als unmittelbare Fortsetzung die Reise von Barcelona nach Perpignan und als Ergebnis dieser Reise muß ich allen Reisenden wiederholt den Rath geben, anstatt des Seewegs von Marseille bis Barcelona oder Valencia den Landweg zu wählen, namentlich in der sturm- vollen Jahreszeit und wenn man der Seekrankheit sehr zugänglich ist. Wohlfeiler und gemächlicher ist freilich der Seeweg: aber Kosten und Strapazen der Landreise werden reichlich aufgewogen durch die Schönheit des Landes. Catalonien ist doch unbezweifelt die wichtigste Provinz Spaniens, die vielleicht bald einmal den Ausschlag bei einer Neugestaltung Spaniens geben wird, die allem Anschein nach nicht lange mehr ausbleiben kann.

Bei Benicasim und Droyesa hatte ich ganz dicht zu meiner Rechten das in das Dunkel der Nacht gehüllte Meer, über dem der Wagen auf dem phantastisch ausgezackten Felsen- ufer dahin flog. Himmel und Meer verflossen in eine graue Nebelmasse und es schien, als ob der Wagen am Rande der Erdscheibe dahin raste und ein Sturz ihn in das leere Nichts des Weltenraumes hätte schleudern müssen. Torreblanca und Alcala de Chisvert blieben mir im Dunkel der Nacht unsichtbar, als wir sie durcheilten. In Benincarlo begann es zu tagen und ich konnte die unermesslichen Weingärten, mit Delbäumen und Algarrobas bestreut, überschauen, in de-

nen die heiße Julisonne bereits den köstlichen Benincarlo kochte, der in ganz Spanien berühmt ist. Auch Binaroz zeigte sich weinreich, wie denn auch wohl sein Name dem vino seinen Ursprung verdankt. Es liegt dicht am Meere, rings von einer üppigen Gartenebene umgeben, in welcher noch viele Palmen bemerkbar waren.

Während ich theils in der behaglichen Ecke der Diligencia geschlummert, theils die durchflogenen Landschaften bewundert hatte, hatte nun schon 12 Stunden lang der kleine Delantero, ein Knabe von höchstens 14 Jahren, im Sattel gesessen. Dabei ist das Umspannen der Pferde seine Obliegenheit und er bekommt also auf jeder Station ein anderes Reitpferd. Ich wußte, daß der Aermste diesen fürchterlichen Ritt bis Barcelona fortzusetzen habe, um dann nach nur eintägiger Rast auf dieselbe Weise nach Valencia zurückzureiten. Dies ist Jahr aus Jahr ein sein Loos, bis er Jagal wird, wo er dann abwechselnd neben dem Mayoral auf dem Bocke sitzt und nebenher springt, um die Pferde anzutreiben. Das Bürschchen sah aber lustig und munter drein und der Sombrero calañes saß ihm unternehmend auf dem linken Ohre über dem bunten Tuche, was er nach Landesitte um den Kopf gewunden hatte. — Plötzlich im pfeilschnellen Hinstürmen des Wagens reißt sich sein und das Handpferd des mittelsten Paares los und nimmt im gestreckten Carriere Reißaus, so daß sie im Nu in dichten Staubwolken der Straße verschwanden. Einen Augenblick darauf war der kleine Delantero aus dem Sattel, hatte sein Pferd abgespannt, die Stränge über den Sattel gehängt und nach kaum 2 Minuten jagte er den flüchtigen nach. Verblüfft blieb der Mayoral mit seinen nun bloß noch 3 Pferden

halten; bis der Zagal das unpaare Sattelpferd an die Spitze gespannt hatte und sich unser schwerer Wagen langsam in Bewegung setzte, mußte ein großer Zwischenraum zwischen uns und dem kleinen Rossbändiger werden. Gleichwohl kam dieser schon nach 20 Minuten mit den 3 Pferden uns wieder entgegenesprengt.

Es hat dem Anscheine nach diese Einrichtung der Delanteros viel Grausames. Jedoch scheint der Erfolg dem nicht beizustimmen, denn ich habe unter den vielen Zagals, die stets vorher Delanteros waren, fast nur gesunde und wie sich von selbst versteht gewandte Gestalten gefunden. Freilich wäre es ganz natürlich, wenn diese Mißhandlung der Lunge, wozu der fürchterliche Staub der spanischen Kunststraßen kommt, lauter Schwindsüchtige machte. Das Amt des Zagal ist vielleicht der Gesundheit noch nachtheiliger, als das des Delantero; denn er muß, wenn er vom Bocke gesprungen ist, um die Pferde oder Maulesel anzutreiben, natürlich noch schneller wie diese laufen, und dabei ist immer schon sein Herabspringen diesen eine Mahnung zum schnellsten Lauf, weil sie aus Erfahrung wissen, was das zu bedeuten hat.

In dem Flüschen Genia überschritten wir die Grenze von Catalonien und kamen zunächst nach dem kleinen unschönen Fischerort Alcanár. Wie schon lange vorher und auch an vielen Stellen nachher ging der Weg ziemlich dicht am Meere hin und hatte zu seiner Linken die malerischen Wände von Ufergebirgen, zwischen denen und dem Meere ein meist nicht über eine halbe Stunde breiter, mit Weingärten bedeckter ebener Landgürtel sich hinzieht.

Bei Amposta überschritten wir den Ebro in einer Fähre, wofür auf meinem Personenzettel der Post ein Fährgehd von 1 Real verrechnet war. Also auch auf dieser Straße hat es die spanische Verwaltung noch zu keiner Brücke bringen können. Dazu ist der Ebro hier, kaum über 2 Stunden von seiner Mündung, nicht eben sehr breit und kaum so breit als die Moldau bei Prag. Unterhalb Amposta hat der Ebro ein wohl mindestens eine Quadratmeile großes Delta angeschwemmt, welches, so weit ich es übersehen konnte, mit einer üppigen Gras- und Kräutervegetation bedeckt war. Es wird mit dem Ebro von dem Canal de San Carlos vom Ufer abgeschnitten.

Von Amposta an führte der Weg lange Zeit ziemlich nahe an der Sierra del Puerto de Tortosa hin, deren senkrechte graue Wände in ihren fast horizontalen Klüften mit fastigem Grün austapezirt waren. Zwischen ihr und dem Meere ist die schmale Ebene wenig angebaut, sondern mit einem wahren Garten immergrünen Strauchwerkes bedeckt. Ich glaubte stundenlang in einem botanischen Garten zu fahren.

Ueber die Montaña de Coll de Balaguer kamen wir auf einer neuen sehr schöngebauten Kunststraße nach dem elenden Städtchen, nach welchem die Montaña benannt ist. Von der unwirthbaren Höhe senkte sich der Weg bald in eine ungemein liebliche grüne Ebene, wo aus den unübersehbaren Wein- und Olivengärten stattliche Gruppen von Pinien und Seekiefern emporragten und rechts den dunkelblauen Streifen des nahen Meeres malerisch unterbrachen. Es folgte Hospita-

Iets und dicht am Meere Cambrils. Dann meldeten elegante Landhäuser die Nähe des großen und fleißigen Réus, des spanischen Pforzheim; denn hier werden die meisten jener mit unechten Steinen verzierten Nadeln, Ohrgehänge und Halsketten verfertigt, ohne welche man keine Andalusierin sieht. Ich sah eine lange Straße, wo zu beiden Seiten fast nur Bijouterieläden waren.

Von Réus läuft der Weg, sich rechtwinklig nach Südost umbiegend, durch unübersehliche Weinpflanzungen. Von dem beinahe fußtiefen Straßenstaube, den unsere um ihre Aren schwirrenden Räder zu dichten Wolken aufwirbelten, waren die Weinstöcke weithin im buchstäblichsten Sinne alles Grüns entkleidet und in weißgraue Gespenster verwandelt.

Wir überschritten den Rio Francoli, während neben uns endlich eine Brücke gebaut wurde und waren dann bald in der alten Römerstadt Tarracóna, welche die castilianische Sprache nur mit einer kleinen Aenderung zu Tarragona gemacht hat.

Wie leid that es mir, die berühmten Alterthümer nicht besuchen zu können, denn ich hatte nur eben Zeit, den Staub mit einem Glase des edeln Benincarlo wegzuspülen, um dem mir sehr nöthigen Abendbrode den Weg frei zu machen. Dabei leistete mir ein geschwägiger Bewunderer Deutschlands Gesellschaft und ich ärgerte mich fast, daß der Wirth kein Deutscher sein wollte, wofür ich ihn auf den ersten Blick mit sich ganz sicher dünkender Gewißheit gehalten hatte. Er verstand nicht einmal das kleinste Wörtchen Deutsch.

Tarragona ist eine große mit alten, gut aber wohl

nicht im Vertheidigungszustande erhaltenen Befestigungsmauern. Sie ist die Hauptstadt von einer der 4 Provinzen Cataloniens, Lerida, Gerona und Barcelona sind die anderen.

Bald hinter Tarragona brach die Nacht wieder ein und der unermessliche Staub hüllte uns so vollkommen ein, daß ich von der Umgebung fast nichts sehen konnte. Als die Wagenlaternen angezündet waren, glaubte ich einmal, als ich aus einem kleinen Schlummer erwachte, wir seien inzwischen auf eine Berghöhe gekommen und fahren im dichtesten Schneegestöber über ein schneebedecktes Feld. Wir waren aber in der Ebene bei Villafranca.

Bald gestaltete sich die Gegend immer mehr zu einer Gebirgslandschaft bis wir uns in dem Gebiete der herrlichen Sierra de Ballirana befanden. Als wir auf ihrem Scheitel angekommen waren, wurde es Tag. Ich überschaute ein Labyrinth von bewaldeten Bergkuppen, zwischen denen die von der Sonne niedergekämpften Nebelmassen sich zu grauen Wolken zusammen ballten. Plötzlich trat bei einer Wendung des Weges neben einer senkrechten Bergwand über einem Dreieck des niederen Horizontes die Sonne hervor, als purpurne Scheibe durch den Morgennebel hindurchglühend.

Als wäre noch nie in der Welt eine Kette gesprungen und ein Strang gerissen, so rasten die sechs Pferde mit dem Wagen die Schlangenwindungen des Weges hinunter bis zu dem eine Berggasse bildenden Städtchen Ballirana. Ich hatte kaum so viel Zeit, um rechts und links dem unaufhörlichen Wechsel der immer wieder anderen und doch immer schönen Ausichten zu folgen. Zum ersten Male, wenige Tage vor

meiner Rückkehr nach Deutschland, sah ich hier auf spanischem Boden bewaldete Berge und saftige Wiesen. Oben war die Pflanzenwelt ziemlich von deutschem Gepräge, Kiefern, Fichten, Buchen und andere deutsche Waldbäume bildeten echt deutsche Bilder. Weiter unten stellten sich immer mehr die südlichen Pflanzen ein, so daß ich recht lebhaft an die bekannten Pflanzengürtel des Aetna erinnert wurde.

In Molins del Rey sah ich zum zweiten Male, obgleich nur als fernes Nebelbild, den majestätischen Monserrat vor mir und ich gab mir und ihm das Versprechen, ihm vor meiner Abreise noch einen Besuch abzustatten. Es kam leider nicht dazu. Ich war nun vom 23. März her auf bekanntem Wege und um 7 Uhr früh als graues Männlein am Thore von Barcelona, wo ich wie alle Reisenden ausstieg, um den Farben meiner Kleider wieder einigermaßen zu ihrem Rechte zu verhelfen, was keine leichte Arbeit war.

In der Fonda del Oriente, wo der Postwagen stationirt ist, ersparte ich durch die halbe Peseta dem Abuanero die Mühe, mein Gepäck anzusehen, und eilte zu meinem alten huesped, Herrn Federigo (nicht Juan, wie ich ihn im I. Bd. aus Versehen getauft habe) Sacht, der mich aber in der Nachbarschaft einquartirte, da mein Zimmer bei ihm anderweit vergeben war.

Durch einen vorgefundenen Brief meiner Frau wurde mein Plan, noch etwa vierzehn Tage in Barcelona zu bleiben, beseitigt, indem ich durch ihn eine zwar nicht unerfreuliche aber doch hinreichend dringende Veranlassung zu schneller Heimkehr erhielt. Ich eilte meine alten Freunde zu besuchen, unter denen freilich Herr v. Gülich nicht mehr war. Alles be-

stürmte mich, bis zum Sonntag zu bleiben, um das Stiergefecht zu besuchen; aber in meinem Innern sträubte sich Alles dagegen, dieses barbarische Schauspiel zu sehen.

Ich benutzte die wenigen Tage noch möglichst viel von Barcelona zu sehen und besuchte namentlich die ebenso großartige als geschmackvolle Nachahmung der Pariser Champs elysées, die auch den Namen Campos Eliseos entlehnt hat. Ich habe nicht leicht eine geschmackvollere Zimmerdecoration gesehen, als in dem großen zu dem Etablissement gehörigen Gebäude. Es wunderte mich dieses um so mehr, als ich sonst in den barcelonesischen Zimmern eine geschmacklose Ueberladung mit einander widerstreitenden Farben und plumphen Malereien gefunden habe. Die Campos eliseos und die früher erwähnten eleganten und in einem reinen Geschmack decorirten Cafés werden das Ihrige zur Veredelung der Zimmermalerei in dem reichen Barcelona beitragen. Der fortwährende Verkehr mit Marseille hat bereits überall die unverkennbaren Spuren französischen Einflusses verbreitet. Der Nationalhaß ist nicht im Stande den bildenden Einfluß auszuschließen, wenn zumal mit diesem wie hier das Handelsinteresse im Bunde steht.

Wenn man in Barcelona leicht vergessen kann, daß man in einer spanischen Stadt ist, so wird man wieder daran erinnert, wenn man während der Sommermonate einen Sonntag dazu verwendet, um überall zu sehen, daß das Stiergefecht Alles für sich in Anspruch nimmt, Alles vom frühen Morgen an in Bewegung setzt.

So viel Ueberwindung es mich auch kostete, mit meinen Freunden hinzugehen, so bereue ich es jetzt doch nicht, es gethan

zu haben. Es bleibt unbedingt eine Lücke bei der Beurtheilung des spanischen Volkscharakters, wenn man keine „Corrida“ gesehen hat. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich es als einen Beweis für das innige Verwachsensein der Corridas mit dem spanischen Volke betrachte, daß Boir bei der Aufzählung der Veranlassungen zu den Criminalverbrechen die Stiergefechte nicht mit aufgeführt hat. Er befürchtete vielleicht, dadurch etwas zu sehr gegen die Sympathien des Volkes Verstößendes zu sagen. Und dennoch bin ich fest überzeugt, daß die Stiergefechte auf den leicht erregbaren Spanier einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben müssen. Nie werde ich die Stimmung vergessen, in welcher ich die Plaza de Toros verließ.

Weiß ich auch, daß ich schon hundertmal Beschriebenes noch einmal beschreibe, so unterlasse ich es doch nicht, meinen 17. Juli in Barcelona zu beschreiben, der ganz mit der Corrida erfüllt ist.

Als ich am Vormittag auf die Rambla kam, fand ich unter den Spaziergängern viele Leute, denen selbst mein ungeweihtes Auge ansehen konnte, daß sie in Barcelona nicht zu Hause seien. Man erkennt überall den Dörfler oder Kleinstädter in einer großen Stadt, man unterscheidet leicht den geschäftlosen Fremden von dem gerade unbeschäftigten Einheimischen. Es war namentlich der kleidsame Sombrero Calañés, den man auf dem Kopfe der Barcelonesen selten sieht, und der sich heute sehr geltend machte. Unter den Colonnaden des Teatro del Liceo am obern Ende der Rambla war einer der neun Billetverkäufe (despacho de billetes) zur Corrida, wo die Leute ihre blanken Realen aufzählten, um sich das ersuchte Billet zu verschaffen; denn „es werden keine Quartos

und keine Münze, welche gewogen werden muß, angenommen“.

„Nur Säuglinge an der Brust haben kein Eintrittsgeld zu zahlen.“ Zahlreiche Knaben boten zwischen den Luftwandelnden Corridafächer feil. Das sind etwa eine Elle lange Rohrstäbe, an denen wie eine Fahne ein steifes Quartblatt befestigt ist, welches auf beiden Seiten mit schlechten Bildern und Versen, meist das Stiergefecht betreffend, bedruckt ist. An allen Straßenecken waren riesenhafte Anschläge angeklebt, in wortreicher Ausführlichkeit und mit einer nicht schlechten Lithographie einer Kampfszene zum Besuch des Schauspiels einladend. Man las darauf, daß „Se. Excellenz der Gobernador die Corrida befehligen und präsidiren“ werde, was in Madrid zuweilen die Königin allerhöchst selbst thut. Es sollten acht Stiere erlegt werden, fünf de puntas und drei embolados, d. h. fünf mit spizen und drei mit durch aufgesteckte Kugeln stumpf gemachten Hörnern. Mit besonderer Wichtigkeit war auf dem Zettel hervorgehoben, „daß in dieser Hauptstadt die „Compagnie von Indiern und Portugiesen unter der Direktion „des Francisco Rodriguez Alegria anwesend sei, welche ungeheuern Beifall in Madrid und in andern Hauptstädten des „Königreichs geerntet habe, und daß die Unternehmer keine „Kosten gescheut haben, um dem Publikum zu gefallen, diese „zu engagiren, wenn auch nur por una sola rez, für einmal.“ Dann wird die Abstammung jedes einzelnen Stieres angegeben mit Nennung der Heerde, ganaderia, und des Besitzers derselben. Dann folgen die Namen der Espada's — der Hauptkämpfer, den wir irrig gewöhnlich Matador nennen — und die der Indier: Bautista der Schreckliche von Jerusalem, Campos der Starke, Unterthan des Königs

von Congo; Benedicto der Tapfere aus Brasilien; Caneco der Anmaßende, der brave Indier; Francisco Tiburcio Leon, Unterthan des Königs von Zulan und der brave Corporal der Indier Braganza Espumas.

Unter dieser Aufzählung der tollkühnen Schauspieler war die unheilverkündende Bemerkung zu lesen: „in dem unglücklichen Falle, daß ein Kämpfer unbrauchbar wird (inutilizarse, jedenfalls doch wohl durch Verwundung oder Tod) so erhält das Publikum kein Recht darauf, daß er durch einen andern ersetzt werde.“

Der billigste Platz auf der Sonnenseite war zu 5 Realen (10 Sgr.) angegeben und der theuerste in einer Loge (palco), die 60 Realen kostet, für unser deutsches Gesellschaftchen von 6 Personen also 10 Realen, und außerdem noch für Jeden 9 Realen Eintrittsgeld. Es ist demnach ein sehr theures Vergnügen.

Diese Maueranschläge, obgleich in den Hauptsachen allsonntäglich dieselben, fanden überall zahlreiche Leser. Jedermann liest wenigstens die Namen der Stierkämpfer und sucht darunter den Liebling des Volkes. Während ich mit Arigo in Burriana war, schickte man uns einen solchen Riesenzettel aus Valencia, der drei daselbst nach einander stattfindende Corrida's ankündigte. Sein Inhalt nebst Illustrationen würden ziemlich einen Druckbogen gefüllt haben.

Gegen 4 Uhr Nachmittags machten wir uns auf den Weg, der nicht zu verschlen war, weil sich eine wahre Völkerwanderung durch die Puerta del Mar nach der Vorstadt Barceloneta ergoß, neben der links die ungeheure Plaza de Toros,

ein bloß aus Bretern und Balken aufgeführtes kreisrundes Amphitheater, liegt. Es war in eine durchsichtige Staubwolke gehüllt, denn Tartanen, Omnibus und elegante Karossen halfen dem herbeiströmenden Fußvolke den tiefen feinen Staub aufwühlen. Militärpickets zu Fuß und zu Pferd um das Haus vertheilt, erinnerten daran, daß die Revolution von 1835 in demselben ihren Anfang genommen hatte, weshalb nachher Barcelona funfzehn Jahre lang keine Corridos haben durfte.

Mit klopfendem Herzen betrat ich das Marterhaus; es war mir, als sollte ich einer Hinrichtung beiwohnen. Aber als ich in die Loge eintrat und mit Einem Blicke das ungeheure Amphitheater vor mir hatte, verdrängte das gewaltige Bild meine sittlichen Bedenken für einen Augenblick. Mein Auge wurde buchstäblich geblendet, denn die schwirrenden Fächer der Frauen und die beschriebenen Luftwedel in den Händen der Männer verbreiteten über der bunten Menge gleichsam einen Flor zitternder Luft, wie wenn die heiße Luft aus dem Schlot eines Hohofens eine dahinter liegende Bergwand in zitternde Bewegung zu bringen scheint. Ich sah nicht einzelne Personen, sondern ein tausendfarbiges Menschenmosaik vor mir.

Der kreisrunde Kampfplatz, redondel oder arena, nimmt etwa 60 Schritt im Durchmesser, den Mittelpunkt des ungeheuren Baues ein. Er ist von einer ziemlich mannhohen breternen Barrière, barrera, umgeben, hinter welcher zunächst ein etwa 4 Fuß breiter Gang, callejón, herumläuft. Dieser Gang ist die Zuflucht der nicht berittenen Kämpfer, die vor den Angriffen des Stieres alle Augenblicke leicht wie Heuschrecken über die hohe Barrière weghüpfen. Hinter dem Calle-

jon kommt zunächst die Contrabarrera und hinter dieser die zahlreichen terrassenartig aufsteigenden Sitzreihen. Zumeist hinten laufen zwei Reihen breiter Logen übereinander herum, deren ich über 60 zählte. Dem Stierzwinger gegenüber, aus welchem ein Thor in die Arena führt, befindet sich die Loge des Gouverneurs der Provinz und rechtwinkelig mit diesen beiden Punkten befindet sich das Orchester und das Thor für den Eintritt der Cuadrilla oder Kämpfergesellschaft.

Die Zeit des Anfangs des Kampfes war herangekommen. Das Publikum zitterte wie seine Fächer vor Begier nach dem entseßlichen Schauspiel und machte durch die Rufe toros, toros! seiner Ungeduld Luft. In unheimlichem Contrast mit diesem Jubel hält in diesem Augenblicke im Gemach der Kämpfer ein Priester mit diesen noch eine Messe, vielleicht für einen derselben die letzte, und der Wundarzt kramt sein Besteck und seine Binden und Pflaster aus.

Da tönt die längst erwartete Fanfare. Das Thor öffnet sich für die Cuadrilla und sie schreitet in feierlichem Schritt herein. Voran in schwarzer altspanischer Tracht 2 Alguazils (Gerichtsdienere) zu Pferde. Es war eine bunte Gesellschaft in der malerischen gold- und silberbetreßten altspanischen Tracht aus Sammet und Seide. Hinter den Alguazils zunächst die acht Capas oder Capoteros, auch wohl Chulillos oder Diestros genannt. Ihre einzige Waffe ist ein langer Mantel, capa, aus bunter Seide, den sie um den Arm geschlungen hatten. Sie sind nur die Gehülffen der eigentlichen Kämpfer, denen sie mit ihren Mänteln den Stier zutreiben oder diesen von ihnen weglocken, wenn er ihnen zu arg zu Leibe geht. Nach ihnen folgten drei berittene Picadores

mit niedrigen breitkrämpigen Hüten, noch ohne ihre Waffe, die etwa 6 Schuh lange pica, mit der kurzen Eisenspitze, die nur 2 Zoll lang aus dem quer abgesechnittenen festen Eschenholze heraussteht. Ihnen folgten die 4 Banderilleros, so genannt von der banderilla, einem mit bunten Papier und Bändern verzierten etwa 3 Fuß langen Stabe mit einem eisernen Widerhaken an der Spitze. Dann kamen die Espadas, die den Namen ihrer Waffe, das Schwerdt, tragen, über den Arm die muleta, ein blutrothes Tuch, welches bei dem Kampfe wichtige Dienste leistet. Für alle diese verschiedenen Kämpfer gilt der allgemeine Name Torero oder Lidiador. Alle tragen einen perückenartigen Kopfsputz aus Pferdehaar. Neben den eleganten Spaniern nahmen sich die braunen Indier in ihrer phantastischen Tracht abenteuerlich aus. Die Portugiesen in schlichten Rankingbeinkleidern und rothen Jacken waren von Don Francisco angeführt, der einen prächtigen andalusischen Hengst ritt. Zuletzt kamen die Mozos mit den Hunden, eine aschgraue stämmige Doggenrasse mit Doppelnase. Den Schluß machten die mit blutrothen Troddeln reich gepuzten Maulthiere, welche den erlegten Stier hinaus schleifen.

Mit tiefer Verbeugung blieb die Guadrilla vor dem Gobernador stehen, der den Schlüssel zum Stierzwinger, chiquero, einem der Alguazils übergeben ließ. Dieser gab ihn einem der Mozos und nun beeilte sich jeder am Kampfe zunächst nicht Betheiligte, sich in Sicherheit zu bringen. Nur die drei Picadores und die Capoteros blieben auf der Arena. Jene stellten sich auf ihren erbärmlichen alten Säulen links vom Chiquero etwa einen Schritt von der Barrera in angemessenen Abständen von einander auf. Die gesenkte Pica unter den

Arm klemmend und mit eiserner Faust zum Stoße bereit haltend sahen sie dem Oeffnen des Thores entgegen. Das arme Pferd trägt eine Binde über den Augen, denn es würde sonst schwerlich den ungleichen Kampf mit dem kräftigen Stiere aufnehmen. Es fühlt das bohrende Horn in seinen Eingeweiden, ohne zu wissen, woher diese furchtbare Todeswunde kommt. Junge, muthige Pferde würden das Schauspiel zu kostspielig machen! Das rechte Bein des Picador ist unter der ledernen Hofe gegen die Stöße des Stieres in Eisen gepanzert und sein Fuß ist in einen breiten maurischen Steigbügel geborgen. Die Capoteros vertheilen sich als Tiralleurs über die weite Arena.

Zwei Mozos gehen nach dem Chiquero. Eine lautlose Stille verwandelt einen Augenblick lang das summende Haus in eine öde Kirchenruine. Alle Augen sind auf Einen Punkt gerichtet. Das Thor öffnet sich und mit hoch erhobenem Schweife und nach allen Seiten drohenden Augen stürmt das schöne Thier herein. Ungeheure fast nadelspitze Hörner zeichnen eine schön geschwungene Leierform in die Luft. Auf dem Widerrist flattert ihm eine lange bunte Bandschleife, deren Farbe seine Abstammung verkündet; sie wurde ihm als Abschiedsschmuck bei dem Herausstürmen aus dem Zwinger mit einem Widerhaken in das Fleisch gedrückt. Wüthend stürzt er sich auf das bunte Völkchen der Capoteros, welche wie Tauben vor dem Falken auseinanderstieben. Einer nimmt ihn an und lockt ihn mit seiner Capa nach einem Picador. Der Stier folgt der Lockung und rennt mit gesenkten Hörnern auf den Picador los. Der wendet ihm die rechte Seite des Pferdes zu, weil der Stier immer mit dem rechten Horne seinen Stoß führt. Der Stier war kein „toro de sentido“ (von Verstand),

denn er hatte es nicht auf den Mann, sondern auf das Pferd abgesehen. Aber die herculische Kraft des Picador hält ihn mit der Pica, deren Eisenspitze ihm in den Hals dringt, vom Pferde ab, welches, so groß war die Kraft seines Reiters, von dem seinen Schmerz nicht achtenden Stiere durch die sich bie- gende Pica zur Seite gedrängt wurde. Der Stier läßt ab und stürzt sich auf einen anderen Picador, der, vielleicht weni- ger stark oder geschickt, sein Pferd nicht zu schützen vermag. Der Stier entgleitet der Pica und bohrt sein Horn tief in sei- nen Leib. Es macht einen verzweiflungsvollen Saß und ein scheußlicher bläulicher Klumpen quollen die Eingeweide lang aus der Wunde heraus. Es muß aber dennoch aushalten, obgleich es fast auf sein Eingeweide tritt. Da nimmt der Stier einen neuen wüthenden Umlauf und tödtet das arme Thier vollends, indem er es sammt dem Reiter hoch emporhebt, daß beide zu Boden stürzen. Ein wüthender Applaus belobt den Stier, dem der unter dem todten Pferde liegende Torero nun rettungslos verfallen scheint. Doch da flattern von allen Sei- ten ihre Mäntel hochschwingend die Capoteros herbei und be- freien den Armen von seinem drohenden Gegner. Der wählt sich einen der Leichtfüßigen aus und jeden Augenblick fürchtet man, daß er ihn mit seinem Horne vollends erreicht haben wird. Da blendet ihn der Capotero auf einen Augenblick mit der geschickt geschwungenen Capa und verschwindet hinter der Barrera, vor welcher der Stier verblüfft stehen bleibt. Unter- dessen war der Picador hinausgehinkt, um auf einem neuen Pferde sogleich wieder hereinzureiten. So ging es mit noch einem Pferde und der Hals des Stieres, wohin allein die Stiche gerichtet werden, war bereits mit Blut überströmt. Zwei

totte Pferde liegen auf der Arena und ein neues Zeichen ruft die Banderilleros herein, während die Picadores sich entfernen. Auch sie bedürfen der Dienste der Capoteros, indem der Stier nie angegriffen werden darf, sondern stets selbst der angreifende Theil sein muß. In jeder Hand eine Banderilla, sind sie jeden Augenblick bereit, sie dem Stiere in den Hals zu stoßen. An einer anderen Stelle darf der Stier nicht verwundet werden. Dieser stürmt gegen einen der Banderilleros an, der mit aufgehobenen Armen wie zu einem Opfertode denselben erwartet. Der Stier senkt zum Stöße das Haupt, aber indem er meint, seine emporgestoßenen Hörner hätten seinen Gegner sicher, gleitet dieser wie ein Gedanke dicht an seinem Kopfe vorbei, in beide Seiten seines Halses die Banderillas einstechend. Wüthend schüttelt sich der Stier, die stechenden Fliegen los zu werden, vermehrt aber dadurch nur seine Schmerzen. Er rennt, rasend vor Schmerz und Wuth über den ihm entgangenen Sieg auf einen anderen Banderillero los, der eben deshalb nur eine seiner Banderillas anbringen kann. So wurde der Stier nach und nach mit acht dieser brennenden Waffen behängt und das jauchzende und ungeduldige Volk schrie aus tausend Kehlen nach dem Espada.

Da stürzt der Stier mit erneuerter Wuth auf einen fast sorglos dastehenden Capotero. Er war aber nicht sorglos, denn im Nu schwingt er sich über die Barrière. Doch, mir erstarrte das Blut in den Adern, der Stier erhebt seinen schweren Leib zum ungewöhnten Sprunge und fast gleichzeitig ist er neben dem Banderillero in dem Callejon. Ein Schrei und ein entsetztes Auffahren durchzuckt die daneben Sitzenden. Ehe der Stier den Kopf zum Stöße auf seinen flüchtigen Gegner

fenkt, ist dieser schon längst wieder drüben in der Arena, wohin er ihm nicht folgen kann, denn dazu fehlt ihm in dem engen Gange der Anlauf. Derselbe Umstand und die noch höhere äußere Wand des Callejon schützt die Zuschauer. Der Stier läuft bis zum nächsten Thor, welches inzwischen geöffnet ist und kehrt durch dasselbe in die Arena zurück. Unaufhörliches Bravorufen und Händeklatschen belohnt und verwirrt den tapferen Stier, dem nun der Espada entgegentritt. Er schreitet mit Grandeza, als gäbe es keinen Stier in der Arena, vor den Gobernador hin, vor dem er über sein Vorhaben eine großsprecherische Anrede hält und nach einem viva auf die Königin seinen Sambrero hoch in die Luft wirft. In der Linken die Muleta, in der Rechten den langen Stoßbegen, erwartet er in ruhiger würdevoller Stellung den Stier, den ihm die Capoteros zutreiben. Die rothe Muleta reizt das Thier zum Angriff. Der Espado macht erst zwei pases de muleta, d. h. er täuscht die Stöße des Stieres mit der Muleta, um dessen Naturell kennen zu lernen. Nun aber hat das letzte Stündlein des Stieres geschlagen. Beim dritten Anlauf bohrt ihm der Espado das Schwert in den Hals bis an das Hest. Dieser läuft mit dem Eisen im Leibe noch einmal über die Arena. Das Blut strömt ihm aus Maul und Nase, er spreizt, um sich zu halten, die Beine und stürzt nach wenigen Augenblicken zu Boden. Jetzt stürzt der Cachetero, er trägt den Namen seiner Waffe, eines Messers, herbei und stößt dem im Todeskampfe röchelnden Stiere von hinten das Messer ins Genick. Dieser ist es, den der Spanier auch Matador, von matar tödten, nennt; er verdient es also durch seinen wohlfeilen Sieg nicht, daß wir mit seinem Titel den Haupthelden

eines Unternehmens bezeichnen. Der ist hier natürlich der Espada.

Jetzt kommen, kaum zu zügeln, die drei Maulthiere herein, die die Leichen des besiegten Helden und der beiden Pferde in Galopp hinaus schleifen. Einige Diener vertilgen eilig die blutigen Spuren im Sande und ein neuer Kampf kann beginnen. Das Publikum wartet schon mit Ungebuld darauf.

Jetzt traten die halb schrecklich, halb lächerlich aussehenden Indier herein, denen die spanischen Capoteros ebenfalls zur Seite stehen sollten. Jeder trug zwei um das Doppelte längere Banderillas, die aber nur an der oberen Hälfte bunt verziert waren. Waren die Verwegenen ihres Lebens so müde? Sie setzten im wagehalsigen Spiele gegen einen fast gewiß scheinenden Tod oder wenigstens gräßliche Verstümmelung ihre unglaubliche Gewandtheit ein. Ich war stumm vor Staunen, als ich sah, daß sich die fünf Männer im Halbkreise und etwa in Abständen von 3 Schritt von einander dem Chiquero nahe gegenüber platt auf den Boden setzten. So erwarteten sie den toro embolado, dessen abgestumpfte Hörner neben den gesunden Hufen ihnen dennoch keine Gewähr für ihr Leben waren. Der Chiquero öffnet sich und der Stier ist mit drei Sägen vor dem Halbkreise der im Sande Sitzenden. Es war meinen Augen nicht möglich, die einzelnen Momente des kaum eine Secunde dauernden Wirrwarres und der Entwirrung zu verfolgen, die ich nun sah. Das Ergebnis war, daß der Stier mit zwei Banderillas im Halse weiter stürmte und die Männer, die eben noch im Knäuel sich auf dem Sande wälzten, aufsprangen und anderswo zu gleichem Thun sich wieder niedersetzten. Einer hatte bloß noch zwei kurze nackte Holz-

stäbe in den Händen. Er hatte die eingestochenen Banderillas abgeknickt und bereits wieder zwei neue erhalten. So wird der Stier am Halse mit den Banderillas gespickt und verfällt dann dem spanischen Espada, der diesmal zwei Schwerter verbrauchte, indem der Stier, ohne zu fallen, noch einige Minuten mit dem ersten im Halse herumlieft, bis ihn das zweite tödtlich traf.

Der nächste Toro gehörte den Spaniern; er benahm sich feig und wurde wie ein schlechter Schauspieler ausgezischt und verhöhnt. Es rettete ihn vom Fuego (Feuer), daß er drei Picas angenommen hatte. Feige Stiere werden durch Banderillas mit Feuerwerk in Wuth gebracht; wenn das nicht hilft, durch Hunde, und dann schreit die blutigierige Menge fuego! oder perros! daß die Luft dröhnt. Wenn aber ein Stier dreimal die Picadores angegriffen hat, so gilt es für eine Beleidigung seiner Ganaderia, Fuego gegen ihn anzuwenden.

Jetzt erschienen die Portugiesen auf dem Kampfplatze. Zuerst bloß zwei Reiter, der eine ein Meister in der Reitkunst. Nach Begrüßung des Gobernadors traversirte er unter endlosem Beifallsjauchzen des Publikums rings um die ganze Arena herum, mit entblößtem Haupte grüßend. Obgleich nichts von den Feinheiten der edeln Reitkunst verstehend, bewunderte ich doch die erstaunlich sichere und elegante Seitenbewegung des schönen Thieres, welches in dem großen Kreise keinen Fehltritt that und keinen Augenblick der Leitung des Reiters ungehorsam war. Mit ihm erschien eine Art Handwurst. Jeder hatte eine lange Banderilla wie die der Indier. Die spanischen Capoteros standen auch ihnen bei. Ihre Pferde

waren nicht geblendet. Der Kampf erhielt also den Vorzug einer größeren Gleichheit der Kämpfenden. Ich bewunderte die Kühnheit und Sicherheit der Kämpfer. Es wäre den Pferden ein Leichtes gewesen, vor dem Stiere über die Barrera hinwegzujiegen. Es blieb zu ihrer Bändigung den Reitern nur eine Hand; denn die andere hielt die Banderilla. Sie wußten dem Stiere nahe genug zu kommen, um ihm diese in den Nacken stoßen zu können und hatten dann kein Mittel, seine drohenden Hörner von ihrem Pferde abzuhalten. Wenn es den Capoteros nicht gelang, den Stier von ihm abzulenken, so war das Pferd verloren oder es setzte in rasender Flucht über die Barrera und den Callejon unter die Zuschauer. Aber es geschah nichts von dem. Das edle Ross war wie die Halbschied Eins mit seinem Reiter. Die Bewegungen des Kampfes wetteiferten von Seiten aller vier Partheien, des Stieres, der Reiter und ihrer Pferde und der Capoteros, an Gewandtheit und Sicherheit. Es kam zu keinem heftigen Getümmel; kein Laut wurde gehört; selbst das Publikum genoß mit gespannter und fast lautloser Stille dieses den Meisten neue Kampfschauspiel. Der Stier erhielt 7 oder 8 Banderillas und konnte keinem der beiden Pferde eine Wunde beibringen.

Jetzt entfernten sich die Reiter und die übrigen Portugiesen traten ein; ohne alle Waffen, nicht einmal mit einer Capa versehen. Einer warf die Jacke ab, alle die Mützen. Der erste ging nun mit dem durch die Banderillas wüthend gemachten Stiere einen Kampf ein, dessen Verwegenheit die Kampfweise der Indier als Kinderspiel hinter sich ließ. Frank und frei lockte er durch Neckereien den Stier auf sich, bis dieser alle übrigen unbeachtet ließ und mit zum Stöße bereiten Hör-

uern immer dicht hinter ihm herrannte. Immer saßen ihm die Hörner kaum eine Hand breit auf dem Nacken und jeden Augenblick glaubte ich den Verwegenen in die Luft fliegen zu sehen. Er hielt beide Arme so gebogen, als wolle er zwei neben sich gehende Damen um ihren Arm bitten. Fortwährend sah er rechts und links über die Schulter nach dem Stiere, als wolle er irgend einen Moment abpassen. Jetzt hatte er ihn. Todtenstille begleitete die furchtbare Kühnheit. Der Stier wollte vielleicht eben den tödtlichen Stoß führen, da schlingt der Torero*) seinen rechten Arm um das rechte Horn desselben, mit der linken Hand faßt er die Spitze des linken Hornes und schwingt sich kopfüber auf den Kopf des Stieres, und klammert sich mit beiden Armen eisenfest an die Hörner, indem er mit seinem Rücken, die Beine in der Luft, auf dem Nacken des Stieres liegt. Dieser will die unverhoffte Bürde abschütteln. Wie man mit einem Tuche in der Luft wedelt, so schüttelt der Stier den Wagehals, daß man seine menschliche Gestalt nicht mehr unterscheiden kann. Doch der läßt nicht los. Mit Riesenkraft preßt er mit seinen verschlungenen Armen beide Hörner zusammen, so daß es nothwendig das Hirn des Stieres betäuben mußte. Da stürzen die Andern über ihn und nach wenig Augenblicken steht der gebändigte Stier, von ihnen nur am glatten Leibe gehalten, fest gebannt und der erste Torero springt lachend herab, um dasselbe Wagniß noch einmal mit gleichem Glück zu bestehen. Der spanische Espada beendigte dann den Kampf.

*) Torero oder lidiador (Kämpfer) ist die allgemeine Benennung ohne Berücksichtigung ihrer besonderen Funktion beim Kampfe.

Ich sah noch einen fünften Stier erlegen und ließ mich dann von dem Zureden meiner Freunde nicht länger halten. Ich war im Innersten aufgewühlt. Abscheu und Ekel, Staunen und Bewunderung stritten in mir um die Oberhand. Als ich mit dem Professor Sanchez Comendador, der zu mir in die Loge gekommen war, hinaus in die schwüle stauberfüllte Luft unter das toros-lüsterne Volk trat, dem vielleicht nur das Geld zu dem Billet gefehlt hatte, hätte ich neben mir mit Gleichgültigkeit einen Mord begehen sehen können. Mein Nervensystem war abgespannt wie die Saiten einer Laute, in denen eben die rohen Hände eines Wahnsinnigen gewühlt haben. Ich fühlte kaum die scheußliche Rohheit, die sich darin ausdrückte, daß jetzt erst ein Pferd, dem der erste Stier den Leib aufriß, und dem die blutigen Eingeweide bis zur Erde herabhingen, von einem Knaben fortgeführt wurde, um auf dem Schindanger todt gestochen zu werden. Es war ja leichter, das blutende Thier noch lebend hinauszuführen, als seine Leiche hinaus zu fahren.

Und wie besteht — so werden meine gefühlvollen Leser und Leserinnen fragen — neben den Stiergefechten mein Urtheil über den Charakter des spanischen Volkes? Ich nehme davon kein Wort zurück und antworte mit einer ähnlichen Frage. Wie besteht unsere gepriesene deutsche Civilisation neben der grausamen Thierquälerei, die unsere Fuhrleute an ihren alten abgemagerten Pferden üben? Wahrlich die Tröstung meiner Freunde in Barcelona enthält viel beschämende Wahrheit: ist es nicht besser, ein für einen krafterheischenden Dienst untauglich gewordenes Pferd stirbt nach einer qualvollen halben Stunde auf der Arena, als man nutzt es unter

täglichen Qualen bis auf den letzten Rest seiner Kraft ab, was in Spanien nicht geschieht? Richtiger sagt man freilich: ist es nicht weniger grausam? Denn das Eine wie das Andere ist es. Es kann mir nicht beikommen, den Lobredner ja nicht einmal den Vertheidiger der Stiergefechte zu machen. Aber begreifen kann ich den Wohlgefallen daran, eben so wie ich das Opiumessen begreifen kann. Beides ist ein Nervenkitzel; aber Beides stumpft ab, nachdem es aufge-regt hatte.

Das herrschende System der Regierung wird die Stiergefechte nimmermehr abschaffen. Es kann sie sehr gut brauchen. Das *panem et Circenses* heißt auf spanisch: *pan y corridas!* — Gab doch Ferdinand VII., der Vater der jetzigen Königin, einst ein Decret heraus, welches die Universitäten schloß und die Stierkämpfer-Academien (*escuela de Tauromaquia*) in Sevilla schuf. Ich würde es nicht geglaubt haben, wenn mir nicht ein sehr achtbarer Spanier versichert hätte, daß er das Decret in der *Gaceta de Madrid* gelesen habe. Doch warum sollte denn das unglaublich sein?

Ich verlasse diesen Gegenstand und enthalte mich der Besprechung der eben so wichtigen als anziehenden Seiten, die er darbietet. Ich füge nur noch hinzu, daß es eben so unverständlich als beinahe unmöglich sein würde, dem spanischen Volke seine *Corridas* durch ein Nachtgebot zu nehmen. Wenn sie immerhin eine sittliche Krankheit sein mögen, so sind sie mehr das Symptom als die Ursache der Krankheit. Ein kluger Arzt kurirt nicht bloß auf die Symptome los. Der Unterrichtsminister wird die Ursache der Krankheit kennen!

Mit widerstrebenden Empfindungen und getheiltem Wil-

len verließ ich am 18. Juli das hochherzige, tapfere Barcelona, in welchem ich liebe Freunde zurück ließ. Außer der angedeuteten heimathlichen Veranlassung war es auch einigermaßen der Umstand, was meine Abreise beschleunigte, daß ich bis nach Hause in Gesellschaft eines jungen Spaniers reisen konnte. Er wollte, von der allgemeinen Sitte abweichend, naturwissenschaftliche Ausbildung in Paris zu holen, dies in Deutschland thun. Ich hielt es sogar für eine Pflicht gegen mein Vaterland, dieses Vorhaben, so weit ich es vermochte, zu unterstützen. Ich hatte und habe noch Grund zu dem Vertrauen, daß mein junger Freund einst Deutschland Ehre machen und etwas dazu beitragen wird, daß Deutschland mehr als bisher zu gleichem Zwecke von den Spaniern besucht werde.

Um 3 Uhr brachte uns die erste spanische Eisenbahn — auch darin ging Catalonien voran — nach Mataro, in Begleitung einiger Verwandten meines Reisegefährten, von denen einer Professor und der Uebersetzer von Liebig's chemischen Briefen ist.

Ich erwähnte schon, daß meine Reise bis zur französischen Grenze die gleich schöne Fortsetzung der Reise von Valencia bis Barcelona war. Es kam noch als Schönheitszugabe hinzu, daß überall catalonische Betriebsamkeit die herrlichen Uferstrecken schmückt, die ich leider eben auch nur im Fluge einer spanischen Gilpost durchflog. Der Weg ging bald dicht am Saume des glänzenden Meerespiegels hin, bald über steile Felsenkämme, welche aus ihm emporragen. Die linke Seite ist dicht bestreut mit lachenden Dörfern und Städten, die in den Thälern eines weinbedeckten Hügellandes geborgen

liegen. Darunter vor allem das freundliche Dorf Calella, der Geburtsort meines Freundes, wo er im Fluge seinen Verwandten auf Jahre lang Lebewohl sagte. Der Wagen fuhr an mehreren Orten dicht neben den ungeheuern Gerippen von Schiffen hin, denn Catalonien geht auch im Schiffsbau voran.

In elendem Contraste stand überall mit dem, was des Volkes Fleiß hier schafft, das was der Regierung Faulheit unterläßt: der Wegebau. Unaufhörlich stürzte der Wagen aus einem unsichtbaren tiefen Loche in das andere, denn sie waren unter tiefem Staube verborgen.

Das heldenmüthige Gerona am Ter, die würdige Schwester von Zaragoza, passirten wir bei Nacht, die uns auch Figueras noch in Dunkel hüllte.

Voll heiliger Begeisterung für die erhabene Natur betrat ich bei Dunquera den Fuß der Pyrenäen, über welche ein leuchtender Morgen ausgegossen lag. Düstere Korkeichenzwälder erfüllten die immer enger sich verschlingenden Thalgründe und bekleideten die Wände der felsigen Rämme, an denen der Schlangenweg sich emporwindet. Hoch überragte der Mont Pertuy seine niedrigen Nachbarn. Meine Gedanken bevölkerten die zahllosen Schluchten mit den gespenstischen Gestalten todesmüthiger Uebertreter der den Menschenverkehr trennenden Zollgesetze, ich sah sie die mit französischer Industrie schwer beladenen Maulesel vor sich her treiben und den gespannten Trabuco bereit halten zum Kampfe mit den Zollwächtern. Ich dachte an Anastasius Grün's schönes Gedicht, der Mauthcordon, wo der Gedanke, „der Sohn des

Lichts“, mit den Schmugglern über die Grenze schleicht in „das gastlich schöne Land.“

Da waren wir auf dem Kamme der Pyrenäen am französischen „Mauthcordon“, der vor dem spanischen wenigstens den Vorzug hatte, daß er ehrlichen Ernst machte.

Leb wohl du schönes mißbrauchtes Spanien! Lebe wohl du Land voll Schutt einstiger Macht und Größe, unter dem im Herzen deiner Söhne ein zukunftreicher Keim verborgen ruht.

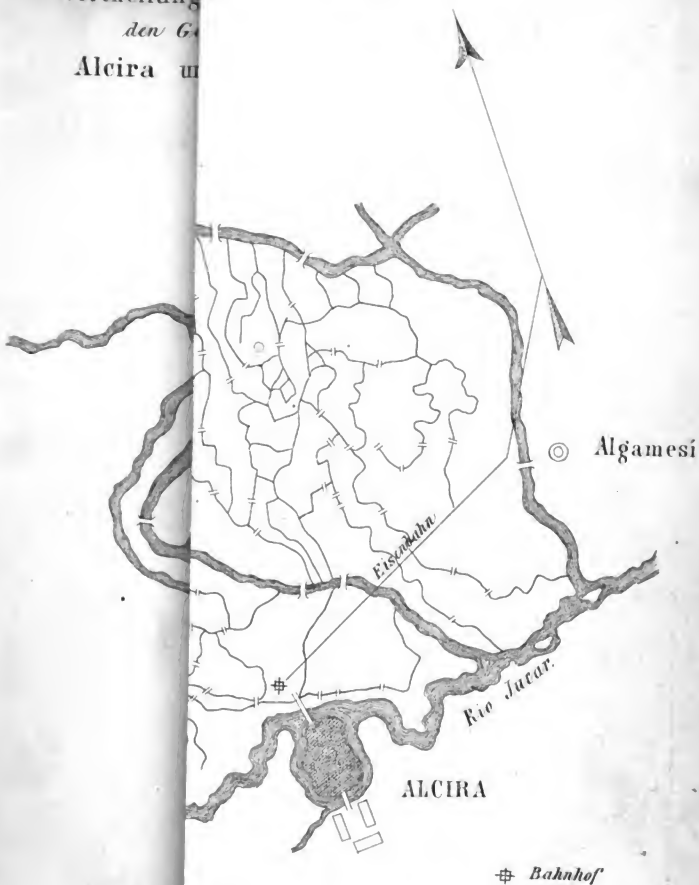
Ich schaute hinunter auf seine gerunzelte Stirn, wie man das freiheitsliebende gefesselte Bergland Catalonien wohl nennen mag, und ging hinein, um das Heiligthum meiner wissenschaftlichen Reisehabe vor den profanen Wächteraugen aufzutischen. Der kaiserliche Gruß lautete: „was sollen Bücher?“ Ein Kistchen meines Freundes voll meist französischer Werke über Chemie wurde arretirt und zur Prüfung nach Perpignan geschickt. Die Chemie ist eine ägende auslösende Wissenschaft, welche die alten Felsen zernagt und jungem Kitt um so leichter verderblich werden könnte.

Ich flog nun abermals durch Frankreich und weder hier auf seiner noch auf deutscher Grenze konnte man mir einen Zoll abfordern für den reichen Erinnerungsschatz in meinem wohlverwahrten Innern. Euch, liebe Leser, habe ich gern meinen Tribut davon gezollt.



Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Vertheilung
den G
Alcira u



100 Meter.

⊕ Bahnhof






Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Band.



Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1854.

